Goethe und Leipzig.

Erster Theil.

Goethe und Leipzig.

Zur

hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's

Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Erster Theil.

Goethe's Leben in Leipzig.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1865.

Vorwort.

Am 19. October 1865 sind es hundert Jahre, daß Goethe als Bürger der Hochschule Leipzigs eingeschrieben wurde, der er sodann die herkömmlichen drei Jahre hindurch angehörte.

Zwar war Goethe, als er hier weilte, noch nicht der Gereifte, nicht einmal der Reifende, als welcher er schon beim ersten Hervortreten der Ruhm seines Volks, die Bewunderung Europas wurde, aber schon in den frühen Jahren seines leipziger Aufenthalts, als der angehende Jüngling erst noch Keime für sein einstiges Wachsthum legte, erst die Quellen zu deren Befruchtung ausspähte und sich zuleitete, brachen Knospen auf, welche die Pracht der Blume, die Würze der künftigen Frucht ahnen ließen. Für jeden Menschen ist die Zeit bedeutend, in welcher er, der

älterlichen Hut entlassen, zu freier Selbstbestimmung in die Welt tritt, die Stärke seiner Schwingen prüft und die nach gemeinüblichem Fachwerk erhaltene Bildung nach angeborener oder überkommener Neigung in eigenster Weise richten und entfalten kann; wo das viele Neue, was in den jetzt geöffneten Wissens- und Lebenskreisen auf den jugendlichen Geist eindringt, ihn aufregt und anspannt, mit der erhöhten Thätigkeit ihn aber auch in höherm Grade befähigt, alles sich ihm Darbietende aufzunehmen und in sich arbeiten zu lassen; wo eine noch ungeschwächte Einbildungskraft das Mannichfaltigste nebeneinander auf sich wirken läßt und es zu binden weiß; wo aber auch die Brust, noch nicht durch einschüchternde Erfahrungen verschlossen, in kühnen Mittheilungen sich ergießt. Alle diese und noch andere nebenwirkende Umstände sind Ursache, daß jugendliche Geister häufig sogar Größeres versprechen, als sie späterhin erfüllen; und wenn mit jedem nicht ganz gewöhnlichen Menschen solches vorgeht, wie anziehend und wichtig muß es da sein, den Geist in seiner Pflanzstätte zu beobachten, der später mehr noch gab, als er früh verhieß, dessen Leben unter der Gunst des Glücks wie der Rastlosigkeit der Arbeit ein stetes Streben und Werden war, und der sich

dadurch im sittlichen Sein, im Wissen, im Schaffen zu einem der ersten der Menschheit emporhob!

Darum hat aber auch das deutsche Volk, dem er zunächst angehört, Ursache, in festlicher Weihe des Tags zu gedenken, welcher den ersten bedeutenden Abschnitt in Goethe's Leben bezeichnet. Und wie könnte es ihn besser feiern, als indem es das an diesen Tag anknüpfende Leben des akademischen Trienniums sich gegenwärtig werden läßt? Zwar hat es Goethe in dem einem Kunstwerke gleichenden „Aus meinem Leben. Wahrheit und Dichtung“ selbst geschildert, und diese Darstellung wird auch die Grundlage und der Hauptgehalt jeder neuen bleiben, ja, soweit sie vollständig und genau ist, am besten wörtlich benutzt werden; doch ist sie der Berichtigung, Ergänzung und selbst Beschränkung für den Zweck einer eingehenden und abgeschlossenen Kunde jenes bedeutenden Lebens sehr zugänglich. Goethe erzählt mit einem behaglichen Sichgehenlassen; er zerstreut oft durch Besprechung abliegender Zustände, Begebenheiten, Verhältnisse und Personen, über die er eben nur gelegentlich ihrer Erwähnung seine Ansichten aussprechen will; er läßt sich in der Reihenfolge durch Zufälligkeiten leiten und schreitet also weder immer der Zeit nach geordnet vor, noch fügt

er Zusammengehöriges stets aneinander, ja es widerfährt ihm sogar, daß er ein und dasselbe wiederholt und nicht einmal ganz übereinstimmend vorbringt, sodaß es einer Prüfung bedarf, um zu ergründen, ob die verschiedenen Stellen auf den nämlichen Vorgang sich beziehen. Goethe hielt es ferner nicht der Mühe werth, die Thatsachen allenthalben mit ängstlicher Sorgfalt festzustellen, sondern berichtet aus seiner zuweilen irregehenden Erinnerung, und überdies fehlen in „Wahrheit und Dichtung“ manche Umstände aus Goethe's Leben, welche theils aus anderweiten, in seinen Werken verstreuten Erwähnungen, theils aus eigenen oder andern zeitgenössischen Briefen, theils aus sonstigen Mittheilungen dritter Personen bekannt geworden sind und welche man bei dem jedem gebildeten Deutschen zur Herzenssache gewordenen Streben, in Goethe's Lebensgang so tief wie möglich hineinzublicken, im Zusammenhange seiner Lebensgeschichte ungern vermißt.

Zu vollständiger Verlebendigung dieser Geschichte gehört aber auch die Möglichkeit, sich eine Vorstellung von den Personen machen zu können, mit denen Goethe verkehrte; er selbst gibt nur rücksichtlich der bedeutendern eine Schilderung, allein da für uns

jeder, mit welchem Goethe in Berührung trat, im Widerschein seines Glanzes steht, so regt sich in uns der Wunsch, den Lebensgang und die Thätigkeit jedes derselben wenigstens einigermaßen zu kennen.

Das ungefähr sind die Umrisse der Aufgabe, welche, wie für die Lebensgeschichte Goethe's überhaupt, so auch insbesondere für die der leipziger Universitätsjahre zu lösen ist. Insofern dies bisher erschöpfend noch nicht geschehen, drängt sich die Forderung auf, zur bevorstehenden hundertjährigen Feier den Versuch zu unternehmen und Goethe's Eintritt in Leipzig, seine wissenschaftlichen Richtungen, die dichterischen Bestrebungen, die musikalischen Anregungen, die Bemühungen in der bildenden Kunst, sein geselliges Leben, der Liebe Lust und Leid sowie seine letzten Erlebnisse in Leipzig zusammenhängend und soweit möglich vollständig vorzuführen.

Neben der Theilnahme ganz Deutschlands an dieser Feier hat aber Leipzig noch einen Grund mehr zu solcher, und wie jener allgemeinen durch die Schilderung der drei Jahre, während deren Goethe's Bildung auf hiesiger Hochschule geleitet wurde, Rechnung getragen wird, so läßt diese

besondere sich nicht besser begehen als durch Darstellung der spätern Beziehungen Goethe's zu Leipzig von auswärts her. Der Werth einer solchen Zusammenstellung würde freilich ein rein äußerlicher, örtlicher sein, wenn es nicht möglich geworden wäre, mit derselben vieles Neue zu veröffentlichen, was, insoweit es hier nur an einem losen Faden aneinandergereiht ist, an rechter Stelle benutzt, höhere Bedeutung erlangt. Bisher boten nur „Goethe's Briefe an leipziger Freunde, herausgegeben von Otto Jahn", eine gleiche Zusammenstellung durch eine beträchtliche Anzahl meist ungedruckter Briefe Goethe's aus und nach Leipzig, und zwar jene an seinen Jugendfreund Riese in Frankfurt, diese an den Weinhändler Schönkopf und dessen Tochter Käthchen, an Professor Oeser und dessen Tochter Friederike, an den Buchhändler Breitkopf und dessen Sohn Gottlob, an den Buchhändler Reich, sowie endlich an den Hofrath Rochlitz. Was sonst hier und da zerstreut von solchen Briefen gedruckt worden ist, sowie eine beträchtliche Zahl ungedruckter, wird nunmehr in vorliegender, den Verehrern Goethe's gewidmeten Schrift ans Licht gefördert, deren zweiter Theil insofern als Ergänzung der Samm-

lung von Jahn sich darstellt. Dieser Theil soll aber vorführen: die Fortsetzung der leipziger Verbindungen Goethe's, seine Reisen nach Leipzig, seinen buchhändlerischen Verkehr, geschäftsmännische Verbindungen und Kunstbeziehungen zu Leipzig, Anknüpfungen ans hiesige Bühnen- und Musikwesen und neue literarische Freundschaften an diesem Orte.

Noch hat an dieser Stelle der Verfasser einem Herzensdrange zu genügen und damit zugleich eine Pflicht zu erfüllen, nämlich allen denen seinen wärmsten Dank zu sagen, welche ihm zu Förderung des vorliegenden Werks ihre Beihülfe bei Benutzung öffentlicher und privater Archive und Sammlungen freundlich angedeihen ließen oder ihn durch Mittheilungen gütig unterstützten; insbesondere aber den allergrößten Dank denen, welche mit rühmlichster Bereitwilligkeit durch Ueberlassung ungedruckter Briefe Goethe's zum Abdruck die werthvollsten Beiträge gespendet haben. Mit diesem Dankesausdruck ist der Verfasser zugleich der Dolmetscher aller Verehrer des Meisters, in deren Herzen er einen freudigen Widerhall finden wird.

So möge denn dieses Buch von den einen als

Unterhaltung, von den andern als Erweiterung der Goethe-Kunde freundlich aufgenommen werden. Beide Theile werden Ueberflüssiges darin finden, nur jeder anderes; jeder von beiden wolle sich aber gefallen lassen, was des andern wegen dasteht.

Leipzig, im August 1865.

Der Verfasser.

Inhalt des ersten Theils.

I.

Eintritt in Leipzig.

Goethe war von seinem Vater zum Rechtsgelehrten bestimmt; eine Stelle in den höhern Verwaltungsbehörden der Freien Reichsstadt Frankfurt zu erlangen, war das Ziel, das ihm gesteckt wurde. Aber während ihm der Unmuth, welchen sein Vater über allerlei Gebrechen der Verwaltung empfand und aussprach, eine solche Laufbahn verleidete, war er auch der Rechtswissenschaft, als einer trockenen, von Haus aus abgeneigt geworden, nachdem er in der stattlichen Büchersammlung seines Vaters die dort aufgestellten Werke der deutschen Dichter eifrig durchlesen, ja großentheils auswendig gelernt, und endlich unter Theilnahme seiner Mutter und des Hausfreundes Rath Schneider für Klopstock's „Messias" sich begeistert, auch durch den Anblick der schönen Kupferstiche seines Vaters und im frühen Umgang mit be-

freundeten Malern die Lust an Nachbildung der Natur gepflegt hatte. Beschäftigung mit der Dichtkunst, Erlernung der bildenden Künste, Erforschung des Alterthums, in welchem jene wurzelten — das war daher der Bildungsgang, den der junge Goethe in Aussicht nahm, und da in Göttingen Heyne, Michaelis und manche andere lehrten, von denen er zu seinem Zwecke Nutzen zu ziehen gedachte, indem namentlich Heyne die Kunde des griechischen und römischen Alterthums geistvoll belebt und zur Alterthumswissenschaft umgeschaffen, Michaelis aber ähnlich in Bezug auf das hebräische Alterthum gewirkt hatte, so ging sein heißester Wunsch dahin, die dortige Hochschule zu beziehen, zu den Füßen jener Männer zu sitzen und ihre Lehren zu merken. Indessen, obschon manche Hausfreunde den Vater im Sinne des Sohnes zu stimmen versuchten, jener hatte sich für die Hochschule zu Leipzig entschieden, der er selbst seine Bildung verdankte, und blieb unbeweglich auf diesem Entschluß stehen.

Mit dieser Wahl konnte übrigens der angehende Dichter sehr zufrieden sein; denn während in Leipzig vor allen Ernesti nicht nur durch Erklärung der griechischen und römischen Schriftsteller, sondern auch, und zwar hervorragend, durch die Auslegung der Bücher des

Alten Bundes der Heiligen Schrift, sowie durch die Zierlichkeit seiner lateinischen Ausdrucksweise glänzte, war dieser Ort übrigens damals noch einer der bedeutendsten Mittelpunkte für die Dichtung und fast der bedeutendste für die Bühne Deutschlands. Von hier aus hatte Gottsched eine Dichterschule begründet, welche auf Reinheit der deutschen Sprache — und zwar unter Zugrundelegung der hiesigen, der meißnischen Mundart — und auf strenge Gesetzmäßigkeit nach römischen und französischen Mustern in den verschiedenen Gattungen der Dichtung drang und hielt; hier hatte Gottsched die Umgestaltung der Bühne unternommen, indem er die Verbannung der rohen Haupt- und Staatsactionen, der Stegreifspiele und des Hanswursts, an deren Statt aber die Aufnahme von Stücken aus und nach dem Französischen durchsetzte, und, wie geistlos diese Nachbildungen immerhin sein mochten, dadurch doch die Theilnahme der Gebildeten für das Schauspiel weckte; von hier aus trat ferner auch die Gegenwirkung wider Gottsched ins Leben, welche sich in den „Neuen Beiträgen zum Vergnügen des Verstandes und Witzes" kundgab, und, unter Beibehaltung der Grundsätze über reine und richtige Sprache, größere Freiheit in der Bewegung, entschiedene Herrschaft der Empfindung und engeres

Anschmiegen an die volksgemäße Dichtung forderte; hier lebte noch der berühmteste unter den Verfassern jener Beiträge, Gellert, der volksthümlichste aller deutschen Dichter; von hier aus verbreitete sich die neue Gattung des deutschen Singspiels mit Weiße's Dichtung und Hiller's Musik über Deutschland und erfuhr endlich auch das Schauspiel durch Lessing jene neue Umbildung, welche die Grundlage unserer heutigen Bühne geblieben ist. Ueberdies hatte Leipzig vor andern Universitätsstädten den Vorzug des Besitzes einer Kunstakademie und mehrerer, durch seine wohlhabenden Handelsherren angelegten Kunstsammlungen, wie denn auch der großartige Buchhandel viele Gelehrte hierherzog, sodaß wenige Städte sich mit der geistigen Bedeutung Leipzigs messen konnten. Kurz, dieser Ort schloß vieles ein, was den jungen Goethe endlich doch wünschen ließ, bald hierherzukommen, und andererseits gab es manches, was ihn von der Heimat hinwegtrieb. Denn hatte ihm schon die gewaltsame Lösung seines ersten Herzensverhältnisses den Aufenthalt in der Vaterstadt peinlich gemacht, so erhöhte des Vaters Widerspruch gegen seine Berufsneigung, die er ihrem ganzen Umfange nach gar nicht laut werden lassen durfte, die Abneigung nur noch mehr, und die heimliche Freude eines Ge-

fangenen, wenn er seine Ketten abgelöst und die Kerkergitter bald durchgefeilt hat, kann nicht größer sein, als die seine war, als er die Tage schwinden und den October herankommen sah. Die unfreundliche Jahreszeit, die bösen Wege, von denen jedermann zu erzählen wußte, schreckten ihn nicht; der Gedanke, an einem fremden Ort zur Winterszeit Einstand geben zu müssen, machte ihn nicht trübe. Genug, er sah nur seine gegenwärtigen Verhältnisse düster und stellte sich die übrige unbekannte Welt licht und heiter vor. So bildete er sich seine Träume, denen er ausschließlich nachhing, und versprach sich in der Ferne mit errungener Selbständigkeit des Berufs nichts als Glück und Zufriedenheit.

Michaelis 1765 kam endlich, sehnlich erwartet, heran. Reisen zwischen Frankfurt und Leipzig konnten damals noch nicht mit leidlich bequemen öffentlichen Fahrposten, wie später, gemacht werden; man war daher auf Extrapost oder Lohnkutscher angewiesen, und um dieses kostspielige Fortkommen einigermaßen zu verwohlfeilern, pflegten diejenigen, welche unumgänglich genöthigt waren, eine solche Reise zu unternehmen, durch öffentliche Bekanntmachung Reisegesellschafter zu suchen — ein Verfahren, wegen dessen jetziger Entbehrlichkeit wir uns beglückwünschen müssen,

das uns jedoch das Mittel an die Hand gegeben hat, dem Namen der Miethherrin Goethe's auf die Spur zu kommen, indem diese sich zuweilen bereit finden ließ, die Anmeldung von solchen Fahrtgenossen für ihren Miethsmann, Buchhändler Fleischer, anzunehmen. Unter Benutzung nun einer solchen Reisegelegenheit fuhr der sechzehnjährige Goethe mit dem Buchhändler Johann Georg Fleischer und dessen Gattin, einer geborenen Triller, welche ihren Vater in Wittenberg besuchen wollte, mit Vergnügen von der Stadt ab, die ihn geboren und erzogen, und er ließ sie so gleichgültig hinter sich, als wenn er sie nie wieder betreten wollte.

Unter kleinen Abenteuern verlief die Reise. Schon die neuen Gegenden erregten die Aufmerksamkeit des jungen Goethe; eine Erscheinung von beweglichen Lichtern, welche er in einer Schlucht zwischen Hanau und Gelnhausen beobachtete, reizte seine Wißbegierde; vor Auerstädt blieb der Wagen bei einbrechender Nacht in dem schauderhaften Wege stecken, und bei den Bemühungen, ihn wieder herausheben zu helfen, dehnte sich der junge Reisende die Bänder der Brust in einem Maße aus, daß er erst nach Jahren die dadurch verursachten Schmerzen los wurde; am selben Tage etwas später begegnete es ihm noch in Auerstädt, daß

er zu dem Abendessen, welches Fleischers und er gemeinschaftlich mit einem ebenfalls dort übernachtenden vornehmen Ehepaar einnahmen, in der Schlaftrunkenheit mit dem Hute auf dem Kopfe sich einfand: zu jener Zeit ein ärgerer Verstoß gegen den Anstand, als er heutzutage aufgefaßt werden würde, der jedoch durch die Laune der Frau Fleischer zu einem Scherze umgewandelt wurde.

Als er in Leipzig anlangte, war es gerade Meßzeit, woraus für Goethe ein besonderes Vergnügen entsprang; denn er sah die Fortsetzung eines vaterländischen Zustandes vor sich: bekannte Waaren und Verkäufer, nur an andern Plätzen und in einer andern Folge. Er durchstrich den Markt und die Buden mit vielem Antheil, besonders aber zogen ihn die Bewohner der östlichen Gegenden, die Polen und Russen, vor allen aber die Griechen an, deren ansehnlichen Gestalten und würdigen Kleidungen er gar oft zu Gefallen ging.

Eine Wohnung fand er bald. Jener Buchhändler Fleischer bewohnte nämlich während der Messe ein paar artige, in den als Durchgang belebten Hof sehende Zimmer im ersten Stock der Großen Feuerkugel, zwischen der Universitätsstraße und dem Neumarkt (damals jene der Alte, dieser der Neue Neumarkt ge-

nannt), und zwar in dem nach letzterm hin gelegenen Gebäudetheil; für die Zeit außer den Messen miethete sich Goethe dort für einen leidlichen Preis ein. Während der Messen und wol während des ganzen Sommers bewohnte er später das Giebelstübchen in dem neuerdings abgetragenen Wirthschaftsgebäude eines Gehöfts in Reudnitz, nachmals Hahnemann's Gasthof, dem Großen Kuchengarten gegenüber. Die leipziger Quartierwirthin, Johanna Elisabeth Straube, geborene Winkler, die Witwe des Kauf- und Handelsmannes auch Handlungsdeputirten Johann Jakob Straube, war eine gute, freundliche, sorgsame Frau. Sie starb am 23. Sept. 1780 im Alter von 84 Jahren.

Als die lebhafte Bewegung der Messe vorüber war, trat Goethen die Stadt selbst mit ihren schönen, hohen und untereinander gleichen Gebäuden entgegen. Sie machte einen sehr guten Eindruck auf ihn, wie sie denn überhaupt etwas Großartiges hat mit ihren dazumal dem Fremdling ungeheuer erscheinenden Gebäuden, die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind, und von denen namentlich Auerbach's Hof mit seinen reichen Läden damals Sammelplatz der vornehmen Welt, eine Art Palais-Royal oder

Marcusplatz war und den in einem Epigramm Taubmann's erhaltenen Namen „das kleine Leipzig" wohl verdiente. Die im Mondschein halb beschatteten, halb beleuchteten Straßen luden Goethe oft zu nächtlichen Spaziergängen ein, in denen er ihre Großartigkeit auf sich wirken ließ.

Wenn aber auch die innere Stadt seit einem Jahrhundert äußerlich im wesentlichen dieselbe geblieben ist, so waren doch deren Ausläufer und Umgebungen ganz andere. Die jetzige Grimmaische und die Petersstraße, der Brühl (nach dem Ranstädter Steinweg zu) und die Hallische Gasse endeten mit langen, gewölbten Thoren; von Thor zu Thor zog sich, hart hinter den Gebäuden der innern Stadt, die hohe, mit mehrern Basteien versehene Festungsmauer; außerhalb der letztern lief ein Graben um die ganze Stadt und jenseit desselben befanden sich die zum Theil mit Bäumen besetzten und als Spazierwege benutzten Glacis, die heutigen Promenaden. Ueber diese hinaus lagen, wie noch jetzt, die Vorstädte, die aber damals sehr unbedeutend waren und mehr einen ländlichen Anstrich hatten, wie denn auch die wohlhabenden Leipziger dort ihren Landaufenthalt während des Sommers nahmen. Doch besaßen diese Vorstädte eine Zier, die dem Wachsthum der Stadt zum Opfer

hat fallen müssen: die großen, schönen, kunstreichen Gärten. Namentlich lagen hier: Groß-Bosen's Garten, dessen Fläche jetzt die Königs-, Bosen- und Lindenstraße einnehmen; Klein-Bosen's Garten, da, wo die West- und die Rudolfsstraße zusammentreffen; Apel's Garten, dessen Ueberbleibsel noch in Reichel's Garten mit den einmündenden Straßen zu erkennen sind; Zacharias Richter's Garten, der zuletzt als Gerhard's Garten am längsten seines Rufs sich erfreute, endlich aber auch seine grünen Laubgänge durch steinerne Häuserreihen verdrängen lassen mußte.

Die gastlich geöffneten Räume dieser Gärten, wie die nahen Vergnügungsorte, als das Rosenthal, Gohlis, die Kohlgärten in Reudnitz, Connewitz, Raschwitz u. s. w., lernte der angehende Student schnell kennen und fühlte sich recht froh und behaglich im Genuß der neuen Freiheit. Er lebte, wie er schon am 21. Oct. seinem Freunde Riese schreibt:

So wie ein Vogel, der auf einem Ast
Im schönsten Wald sich freiheitathmend wiegt,
Der ungestört die sanfte Luft genießt,
Mit seinen Fittichen von Baum zu Baum,
Von Busch zu Busch sich singend hinzuschwingen.

Aber auch den Bewohnern Leipzigs trat Goethe bald nahe. Er hatte verschiedene Empfehlungsbriefe

mitgebracht, die er gleich in den ersten Tagen abgab, und wodurch er in einige gute Häuser Zutritt erhielt. Ein solcher führte ihn auch bei Hofrath Böhme ein, an den Goethe insbesondere gewiesen war, um von ihm Vorschriften für seinen Studiengang zu empfangen. Seinen Mittagstisch nahm er anfänglich bei Professor Ludwig; denn es war damals üblich, daß Professoren Mittagstische für die Studirenden hielten. Als jedoch um Ostern des nächsten Jahres sein nachmaliger Schwager Schlosser auf einer Reise nach Leipzig kam und hier bei dem Weinhändler Schönkopf auf dem Brühl (in dem jetzt mit Nr. 79 bezeichneten Hause), dessen Gattin eine geborene Hauk aus Frankfurt war und der zu Messenszeiten Fremde aufnahm, abstieg, so lernte er hier nicht nur eine ihm mehr zusagende heitere Tischgesellschaft, sondern auch in den Wirthsleuten eine ihn anziehende Familie, vor allen aber in deren Tochter Käthchen ein ihn fesselndes, liebes Mädchen kennen; er entschloß sich deshalb, den Mittagstisch bei Professor Ludwig aufzugeben und fortan bei Schönkopfs zu speisen.

Außer in Schlosser scheint Goethe nur noch in dem nach einem halben Jahr ihm hierher folgenden Studenten Horn und später in Griesbach Landsleuten in Leipzig begegnet zu sein, was bei der Entfernung und Reise-

schwierigkeit nicht verwundern kann. Dagegen unterhielt er, anfänglich wenigstens, einigen Briefwechsel nach der Heimat. Der hauptsächlichste war der mit seiner ihm innigst ergebenen Schwester Cornelia, der er nicht nur seine Erlebnisse mittheilte, sondern auch belehrende Vorträge hielt, indem er dasjenige, was namentlich Gellert seinen Zuhörern überliefert oder gerathen, sehr klug und weise gleich gegen seine Schwester wendete, oft ohne einzusehen, daß das Gesagte einem Jünglinge, nicht aber einer Jungfrau gegenüber angemessen war. Ganz erfüllte dieser Briefwechsel den Zweck freier Herzensergießung freilich nicht; denn Goethe konnte bald bemerken, daß sein Vater für Cornelien ihn leitete, und so war auch er behindert, die Schwester in den Briefen als Vertraute, was sie ihm doch war, zu behandeln. In diesen Briefen bediente sich Goethe stellenweise der französischen und englischen Sprache und zwar, wenn auch nicht ohne Fehler, so doch mit Leichtigkeit und Freiheit.

Auch mit dem spätern Gatten seiner Schwester, jenem Schlosser, trat er, nachdem er während dessen Aufenthalt in Leipzig mit ihm bekannt geworden war, in Briefwechsel und auch hierbei übte er sich im Französischen und Englischen.

Unter seinen frankfurter Altersgenossen waren es

Horn, Riese, Moors, vielleicht auch Kehre und andere, außerdem Müller und Trapp in Worms, mit denen er brieflich in Verkehr blieb; durch Horn's Eintreffen in Leipzig um Ostern 1766 fiel dieser aus der Zahl der Briefempfänger weg, aber auch die andern Freunde mag Goethe später, als ihn leipziger Verbindungen mehr und mehr in Anspruch nahmen, vernachlässigt haben; denn an Riese sind nur drei Briefe — vom 20. bis 21. Oct. und vom 30. Oct. bis 6. Nov. 1765, sowie vom 28. April 1766 — und an Moors nur einer vom 1. Oct. 1766 erhalten; doch soll Riese einige von Goethe's Briefen verbrannt haben. Die Briefe an Horn hat Goethe selbst, als sie 1827 aus Riese's Nachlaß an ihn gelangten, vernichtet. Die vorhandenen Briefe an Riese sind voll sprudelnder Laune und in der damals viel, z. B. von Uz, beliebten Mischung von ungebundener und gebundener Rede geschrieben; letztere ist bald lyrischen, bald satirischen Inhalts. Ein Beispiel des erstern ist oben angeführt, als Beispiel des letztern stehe hier das Ende des am 6. Nov. 1765 geschlossenen Briefs:

„Apropos! Hast Du nicht gehört? Der Hofrath beklagt sich über den Mangel der Mädchen zu Göttingen.

Zu was will er ein Mädchen?
Um die rhetorischen Figuren auszuüben,

Und nach der neusten Art recht hübnerisch zu lieben?
Zu sehn, ob die Protase ein hartes Herz erweicht?
Zu sehn, ob man durch Regeln der Liebe Zweck erreicht?
Zu sehn, ob Mimesis, die Ploce, die Sarcasmen
So voller Reizung sind wie Neukirchs Pleonasmen,
Und ob er in dem Tone, wie er den Ulfo singt,
Mit des Corvinus Versen das Herz der Schönen zwingt?
Und ob — mein Blatt ist voll, ich werde schließen müssen.
Die Mädchen meiner Stadt und Kehren sollt ihr grüßen."

So heiter die Briefe an Riese sind, so ernst ist dagegen der erhaltene Brief an Moors, da Goethe sich darin von Vorwürfen zu reinigen beabsichtigt, welche Horn gegen seine Gesinnungen erhoben hat, und wir ersehen daraus, daß keineswegs Leichtsinn die Quelle seiner Heiterkeit ist.

Eine Eigenthümlichkeit, die Goethe sein Leben lang beibehielt, zeigt sich schon hier, daß er nämlich Briefe sehr häufig in größern Zwischenräumen schrieb und sie erst einige Zeit nach dem Beginn zum Abschluß brachte; trotz seines weiterhin so ausgebreiteten brieflichen Verkehrs mochte er doch die Antworten nicht zum bloßen Machwerk werden lassen, sondern er schrieb oder dictirte — wie späterhin fast immer — an seinen Briefen, wenn ihm Stoff oder Neigung dazu kam und solange sie anhielten; wo beide fehlten, unterließ er die Beantwortung lieber ganz. Kennt man diese Eigenthümlichkeit nicht, so bleiben manche

Stellen von Briefen räthselhaft; denn auch die an verschiedenen Tagen geschriebenen enthalten meist nur Eine Tagesangabe und keine merkliche Unterscheidung.

Einige Tage nach seiner Ankunft in Leipzig, am 19. Oct., wurde Goethe vom damaligen Rector, Professor Ludwig, als akademischer Bürger eingeschrieben, und zwar als Mitglied der „bayerischen Nation". Es war nämlich bei der Stiftung der Universität im Jahre 1409 durch aus Prag ausgewanderte Docenten und Studenten deren herkömmliche Eintheilung in Nationen beibehalten worden, von welchen jede unter einem Procurator oder Senior eine Gemeinheit für sich bildete und wieder in Provinzen oder Landsmannschaften und Diöcesen unter Dechanten zerfiel. Die Nationen der Universität Leipzig waren die sächsische, die meißnische, die bayerische oder fränkische und die polnische; zur bayerischen gehörten: Ost- und Westfranken, Bayern, Schwaben, Oesterreich, die Ober- und Niederpfalz, der Oberrhein, Mainz, Hessen, die Wetterau, Brabant, Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Tirol, Kärnten, Steiermark, Italien, Frankreich, Spanien, Portugal, England, Schottland und Irland — ein buntes Gemisch, welches das rein Aeußerliche der ganzen Einrichtung deutlich erkennen läßt. Dieselbe fiel indessen erst 1830.

II.

Wissenschaftliche Richtungen.

Wegen seiner Studieneinrichtung war Goethe an den Hofrath und Professor Böhme gewiesen.

Johann Gottlob Böhme war am 20. März 1717 in Wurzen geboren, bildete sich in Leipzig vorzüglich unter Mascow zum Geschichtsforscher, ward 1747 Magister, 1751 außerordentlicher und 1758 ordentlicher Professor der Geschichte, und 1766, nachdem er den Ruf als Professor des Natur- und Völkerrechts nach Utrecht abgelehnt hatte, kursächsischer Hofrath und Historiograph. Er starb am 30. Juli 1780 an den Folgen eines Schlagflusses, der ihn während seines Lehrvortrags zwei Tage zuvor getroffen hatte. Er schrieb mehrere, von gründlicher Forschung zeugende kleinere geschichtliche Abhandlungen in geschmackvollem Latein, z. B. mehrere über das ältere leipziger Literaturwesen, sowie ein münzwissenschaftliches Werk („Das

sächsische Groschencabinet"); auch gab er die lateinischen Gedichte des Johannes von Hoffen heraus, und endlich sind auch lateinische Gedichte von ihm selbst erschienen.

Vielleicht machten diese letztgedachten Schriften Goethe glauben, Hofrath Böhme werde sein Vorhaben, sich von der Rechtswissenschaft ab- und der Alterthumswissenschaft zuzuwenden, beifällig aufnehmen; doch wartete er vorsichtig ab, bis Fleischers wieder abgereist waren, damit sein Vorsatz den Seinigen nicht allzu geschwind verrathen würde. Sodann begab er sich aber zu dem (auf der Grimmaischen Gasse wohnhaften) Hofrath Böhme und erklärte ihm offen und mit Entschiedenheit seine Absicht. Allein er fand keine gute Aufnahme damit. Jedenfalls konnte es dem Professor nicht gleichgültig sein, wenn ein seiner Obhut anvertrauter junger Mann hinter dem Rücken der Aeltern auf einen andern Beruf losarbeiten wollte, und er betheuerte daher, daß er ohne Erlaubniß derselben einen solchen Schritt nicht zugeben könne. Er suchte ihm aber diesen zugleich ernstlich auszureden. Wennschon der Haß gegen alles, was nach schönen Wissenschaften schmeckte, wie ihn Goethe in der eindringlichen Abmahnung finden wollte, nach der eleganten Bildung Böhme's nicht ernstlich gemeint

gewesen sein kann und auch die Abneigung gegen Gellert, welche Goethe andeutet, kein Grund seines Verhaltens gewesen sein mag, so wandte doch Böhme alle Mittel an, um das von Goethe's Aeltern in ihn gesetzte Vertrauen durch Erhaltung ihres Sohnes auf dem vorgesteckten Pfade zu rechtfertigen; er verunglimpfte die Beschäftigung mit dem Alterthum und mit den Sprachen, noch mehr aber die dichterischen Uebungen, die Goethe im Hintergrunde hatte durchblicken lassen. Er wies ferner darauf hin, daß der Zweck, den Goethe verfolgen wolle, durch die Rechtswissenschaft und ohne Umweg erreicht werde, versprach goldene Berge von den römischen Rechtsalterthümern und der Rechtsgeschichte und erinnerte an so manchen Rechtsgelehrten, wie Eberhard Otto und Heineccius, die sich durch die Eleganz ihrer Bildung ausgezeichnet hatten. Endlich ersuchte er Goethe, die Sache nochmals zu überlegen und ihm seine Gesinnungen bald zu eröffnen, da es wegen des bevorstehenden Anfangs der Vorlesungen nöthig sei, sich ohne Verzug zu entschließen.

Böhme's Beweisführung und das Gewicht, womit er sie vortrug, hatte den biegsamen Jüngling schon überzeugt, und er sah nun erst die Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten einer Sache, die er sich

im stillen so thunlich ausgebildet hatte. Aber der Professor suchte seinem Schutzbefohlenen, um ihn völlig zu besiegen, noch von einer andern Seite beizukommen. Er veranlaßte seine Frau, Goethe einzuladen; diese brachte ihn dann auf das mit ihrem Manne geführte Gespräch und stellte ihm die Sache nochmals so freundlich, liebevoll und verständig im ganzen Umfange vor, daß er sich nicht enthalten konnte, in der Hauptsache nachzugeben, wogegen er sich nur einige Zugeständnisse einhandelte. Er ließ sich nämlich zwar gefallen, daß Böhme bei Feststellung der zu hörenden Vorlesungen Philosophie, Rechtsgeschichte und Institutionen vorschrieb, aber dieser mußte auch den Besuch von Gellert's Literargeschichte und von dessen Uebungen in „deutschen und lateinischen Ausarbeitungen zur Bildung des Verstandes und des Stils", sowie von Ernesti's Vorlesungen über Cicero's „Gespräche vom Redner" gestatten.

Das Collegium philosophicum et mathematicum — eine in der Wolf'schen Philosophie begründete Vereinigung — las Johann Heinrich Winckler. Dieser war am 2. März 1703 zu Wingendorf in der Niederlausitz geboren, auf dem Lyceum zu Lauban für die Universität vorbereitet, die er, und zwar die leipziger, 1724 bezog, und bei welcher er 1728 die

Magisterwürde erhielt. Im Jahre 1730 wurde er Lehrer an der Thomasschule, verheirathete sich im folgenden Jahre mit Johanne Christiane Beerbaum (die 1748 kinderlos starb) und erhielt 1739 eine außerordentliche Professur der Philosophie, 1742 die ordentliche Professur der griechischen und lateinischen Sprache, endlich 1750 die Professur der Naturlehre. Es war bei dem damaligen tiefen Stande der Naturwissenschaften möglich, daß der Mann, der sich erst durch seine Vorlesungen über Wolf'sche Philosophie ausgezeichnet hatte, später einen Ruf durch seine Vorträge und Schriften in der Physik erhalten konnte; namentlich dankte er denselben seinen auffehenmachenden Untersuchungen über Elektricität, um derentwillen sich die Königliche Gesellschaft der Wissenschaften zu London bewogen fand, ihn als den ersten Ausländer zu ihrem Mitgliede zu ernennen. Winckler starb als Decemvir und Senior der Universität am 18. Mai 1770.

Goethe besuchte das Collegium anfangs emsig und treulich; doch wollte ihn die Philosophie keineswegs aufklären. In der Logik kam es ihm wunderlich vor, daß er diejenigen Geistesoperationen, die er von Jugend auf mit der größten Bequemlichkeit verrichtete, so auseinanderzerren, vereinzeln und gleichsam zer-

stören sollte, um den rechten Gebrauch derselben einzusehen. Von dem Dinge, von der Welt, von Gott glaubte er ungefähr so viel zu wissen als der Lehrer selbst, und es schien ihm an mehr als einer Stelle gewaltig zu hapern. Doch ging alles in ziemlicher Folge bis gegen Fastnacht, wo in der Nähe des Hörsaals des Professor Winckler auf dem Thomaskirchhof gerade um die Stunde seiner Vorlesungen die köstlichsten Pfannkuchen heiß aus dem Ofen kamen, wodurch dann viele Hörer, unter denen Goethe, sich dergestalt verspäteten, daß ihre Hefte locker wurden und das Ende derselben gegen das Frühjahr mit dem Schnee zugleich zerschmolz und sich verlor. — Winckler hatte später das Misgeschick, daß seine Vorlesungen auch mit den Bühnenvorstellungen ins Gedränge kamen, und er wußte jenen den Vorrang nur dadurch zu sichern, daß er 1768 eine Beschränkung der letztern auf wöchentlich zwei auswirkte.

Nachmals hörte Goethe bei Winckler auch Physik. Gegen die Lehre Newton's vom Lichte damals schon Zweifel zu erheben, hatte er keine Ursache, weil er dabei keine selbständigen Untersuchungen anstellte, auch Winckler das heiklige, immer mislingende Experiment nicht vorführte, welches in Drehung einer mit den sieben Farben bemalten Scheibe besteht, wobei

letztere angeblich weiß erscheinen soll. Dagegen waren Goethen noch im Alter die sämmtlichen Versuche über Elektricität, welche Winckler sehr umständlich und mit Liebe behandelte, durchaus gegenwärtig; er erinnerte sich noch, daß die Gestelle alle blau angestrichen waren und ausschließlich blaue Seidenfäden zum Anknüpfen und Aufhängen der Theile des Apparats gebraucht wurden, was ihm auch immer wieder einfiel, wenn er über die blaue Farbe dachte.

In der Rechtswissenschaft hörte Goethe, wie jeder Anfänger, im ersten Halbjahr über die Institutionen, vielleicht auch schon über die Pandekten — bei wem? erfahren wir nicht; es haben aber zu jener Zeit über erstere gelesen: Apelt, Funckler, Schott und Sammet, bei deren letztern einem er sie wahrscheinlich gehört haben wird, da diese beiden zugleich über die Pandekten lasen. Hierbei zeigte sich aber der Nachtheil einer solchen Vorbereitung für die Fachwissenschaften, welche nur einen Vorbegriff gibt, aber nicht erschöpfend ist. Goethe war durch seinen Vater angehalten worden, nach einem aus Fragen und Antworten bestehenden Uebungsbuche von Hopp die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft zu erlernen, hatte das Buch auch auswendig gelernt, um den Inhalt für immer im Gedächtniß zu behalten, und fand es nunmehr in

den Vorlesungen langweilig, dasjenige nochmals aufzuzeichnen, was der Lehrer zu überliefern für gut fand und was gerade so viel war, als er schon wußte. Der erste hartnäckige Fleiß im Nachschreiben wurde daher nach und nach gelähmt und es wurde mit dem Besuch der juristischen Collegien bald ebenso schlimm wie mit dem des philosophischen. Nichtsdestoweniger gewann Goethe hier eine gute Einsicht in die Rechtserfordernisse, obschon sein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte; aber das akademische Leben gewährt auch dem weniger Fleißigen in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile dadurch, daß die Umgebung stets aus Menschen besteht, welche die Wissenschaft besitzen oder suchen, sodaß aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung gezogen wird. Im übrigen war es weniger das geschriebene Recht, was seinen Eifer rege machte, als vielmehr die Geschichte der Gründe und der Entwickelung der Gesetze.

Bei Hofrath Böhme selbst hörte Goethe Geschichte und Anleitung zur Kenntniß der Staaten, im zweiten Halbjahr deutsche Reichshistorie und ferner das allgemeine Recht des Deutschen Reichs. Hier wurde der Zweck in anderer Weise vereitelt; Goethe besuchte

zwar schon seines persönlichen Verhältnisses zu Böhme wegen die Vorlesungen fort, allein anstatt gehörig nachzuschreiben, bildete er die im deutschen Staatsrechte aufgeführten Personen, als den Kammerrichter, die Präsidenten und Beisitzer mit seltsamen Perrüken an dem Rand seines Heftes ab, durch welche Possen er seine aufmerksamen Nachbarn zerstreut und zum Lachen gebracht hatte. Dies nahm Böhme, als es ihm verrathen wurde, sehr übel; Goethe erschien ihm nicht fleißig genug und leichtsinnig, er machte demselben Vorwürfe, und da er überhaupt nicht die glückliche Gabe hatte, mit jungen Leuten umzugehen, sich ihr Vertrauen zu erwerben und sie für den Augenblick nach Bedürfniß zu leiten, auch Goethe niemals Gewinn davon hatte, wenn er ihn besuchte, so war die endliche Folge, daß dieser Böhmen vermied und so mit ihm auseinanderkam.

Der Weltgeschichte, welche er muthmaßlich bei dem in diesem Fache schon berühmten Johann Matthias Schröckh gehört haben wird, konnte Goethe auch nichts abgewinnen; einflußreicher waren aber auf ihn Gellert's Vorlesungen.

Christian Fürchtegott Gellert, geboren am 4. Juli 1715 zu Hainichen, unterrichtet auf der Fürstenschule zu Meißen, studirte von 1734 ab in Leipzig Theo-

logie, kam, nachdem er sich inzwischen seinen Unterhalt als Hauslehrer erworben hatte, 1741 abermals hierher und beschäftigte sich zunächst nur mit Schriftstellerei, indem er sich namentlich an die für Hebung der deutschen Sprache und Literatur mit Erfolg wirkenden sogenannten Verfasser der „Bremer Beiträge" anschloß, welche in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von Leipzig aus wirkten und zu denen Karl Christian Gärtner, Johann Andreas Cramer, Johann Adolf Schlegel, Johann Elias Schlegel, Gottlieb Wilhelm Rabener, Konrad Arnold Schmid, Johann Arnold Ebert, Just Friedrich Wilhelm Zachariä, Nikolaus Dietrich Giseke, Gottlieb Fuchs, Friedrich Gottlieb Klopstock u. a. gehörten. Gellert erwarb sich dabei vorzüglich durch seine Fabeln einen solchen Ruf, daß ihm 1751 eine Professur der Philosophie angeboten wurde, die er in seiner Bescheidenheit und Aengstlichkeit nur mit Zögern annahm, in der er aber dann segensreich bis zu seinem am 13. Dec. 1769 erfolgten Tode wirkte.

Goethe hatte Gellert als denjenigen der leipziger Professoren, welcher den am meisten verbreiteten Ruf genoß, gleich anfangs besucht und war freundlich von ihm aufgenommen worden. Nicht groß von Gestalt, zierlich, aber nicht hager, sanfte, eher traurige Augen,

eine sehr schöne Stirn, eine nicht übertriebene Habichtsnase, ein feiner Mund, ein gefälliges Oval des Gesichts — alles machte seine Gegenwart angenehm und wünschenswerth. Es kostete einige Mühe, zu ihm zu gelangen. Seine zwei Famuli schienen Priester zu sein, die ein Heiligthum bewahren, wozu nicht jedem noch zu jeder Zeit der Zutritt erlaubt ist. Eine solche Vorsicht war wol nothwendig; denn er würde seinen ganzen Tag aufgeopfert haben, wenn er alle die Menschen, die sich ihm vertraulich zu nähern gedachten, hätte aufnehmen und befriedigen wollen.

Bei Gellert hörte Goethe Sittenlehre, und er besuchte seine Uebungen im Stil. Jene hatte sich Gellert nach seinem frommen Gemüth aufgesetzt und trug sie öffentlich vor, um sich dadurch gegen das Publikum auf eine ehrenvolle Weise seiner Pflicht zu entledigen. Seine Schriften waren lange schon die Grundlage der deutschen sittlichen Bildung, und jedermann wünschte sehnlich jenes Werk über die Sittenlehre gedruckt zu sehen; da dies aber nur nach des guten Mannes Tode geschehen sollte, so hielt man sich sehr glücklich, es bei seinem Leben von ihm selbst lesen zu hören. Der philosophische Hörsaal war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edeln Mannes am

Wohl seiner jungen Zuhörer, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wol einen augenblicklichen Eindruck, allein er hielt nicht lange nach, um so weniger, als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Lehrweise verdächtig zu machen wußten. So erkundigte sich ein reisender Franzose bei Goethe und seinen Freunden nach den Grundsätzen und Gesinnungen des Mannes, welcher einen so ungeheuern Zulauf hatte, und sagte, als ihm der nöthige Bericht gegeben war, kopfschüttelnd: „Laissez le faire; il nous forme des dupes.“

Nun bediente sich Gellert aber auch nicht der Gewalt, die er über die ihn verehrenden jungen Leute hätte ausüben können; er hatte freilich nicht die Zeit, den Beichtvater zu machen und sich nach der Sinnesart und den Gebrechen eines jeden zu erkundigen; er nahm die Sache daher sehr im Ganzen und glaubte die Jünglinge mit den kirchlichen Anstalten zu bezwingen, weshalb er denjenigen, welchen er einmal vor sich ließ, mit gesenktem Köpfchen und der weinerlich angenehmen Stimme zu fragen pflegte, ob er denn auch fleißig in die Kirche gehe? wer sein Beichtvater sei? ob er das heilige Abendmahl genieße?

Solche Fragen konnten Goethen nicht erwünscht kommen. Seine Vorbereitung zum erstmaligen Abendmahlsgenuß und dieser selbst waren so wenig erhebend gewesen, daß er sich alsbald den Vorwurf machte, als ein Unwürdiger an diesen Genuß herangetreten zu sein. Der Ausspruch des Apostels Paulus im ersten Brief an die Korinther (11, 29), daß, wer unwürdig esse und trinke, sich selber das Gericht esse und trinke, hatte früh einen ungeheuern Eindruck auf ihn gemacht. Alles Furchtbare, was er in den Geschichten des Mittelalters von Gottesurtheilen, den seltsamsten Prüfungen durch glühendes Eisen, flammendes Feuer, schwellendes Wasser gelesen hatte, selbst was die Bibel von der Quelle erzählt, welche dem Unschuldigen wohl bekommt, den Schuldigen aufbläht und bersten macht — das alles stellte sich seiner Einbildungskraft dar und vereinigte sich zu dem höchsten Furchtbaren, indem falsche Zusage, Heuchelei, Meineid, Gotteslästerung, alles auf dem Unwürdigen zu lasten schien, welches ihm um so schrecklicher war, als ja niemand sich für würdig erklären durfte und die Vergebung der Sünden, wodurch zuletzt alles ausgeglichen werden sollte, doch auf so manche Weise bedingt wurde, daß man nicht sicher war, sie sich mit Freiheit zueignen zu dürfen. Dieser düstere Gewissenszweifel quälte

Goethe dergestalt, und die Auskunft, die man ihm als hinreichend vorstellen wollte, erschien seinem klaren Sinne so kahl und schwach, daß jenes Schreckbild an furchtbarem Ansehen nur gewann, und er sich, sobald er Leipzig erreicht hatte, wie von manchem andern Zwang, auch von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte.

Nicht als ob er dabei die Beschäftigung mit den höchsten Gedanken der Menschheit überhaupt abzuthun gemeint gewesen wäre, vielmehr unterließ er nicht, auch auf diesem Gebiete des Wissens und Forschens den Bewegungen der Zeit zu folgen. Gesunder Menschenverstand hatte sich um jene Zeit gegen das Dunkle, Unnütze, Geistlose der Schulphilosophie namentlich im protestantischen Deutschland und in der Schweiz erhoben und war mit seinen Bedenken auch gegen das noch unangetastete Ansehen der Bibel vorgegangen. Engländer, Franzosen und Deutsche hatten sie angegriffen und vertheidigt, und es hatte sich aus diesen Zwistigkeiten eine gründlichere Erforschung der Sprachen, Oertlichkeiten, Volkseigenthümlichkeiten, Bodenerzeugnisse und Naturerscheinungen des Morgenlandes entwickelt, um hierin Hülfsmittel zur Erklärung der Heiligen Schrift zu finden, während von anderer Seite deren göttliche Eingebung aus sich

selbst durch Conjecturen, Rechnungen und andere geistreiche und seltsame Combinationen gerade der dunkelsten und geheimnißvollsten Schriften zu erklären, der Erfolg der darin enthaltenen Weissagungen zu begründen und dadurch der Glaube an das zu Erwartende zu rechtfertigen gesucht wurde.

Leipzig selbst war damals Schauplatz eines solchen Zwiespalts im Bereich der Kirche; ihre Vertreter waren Christian August Crusius und Johann August Ernesti.

Der erstere, 1715 zu Leune bei Merseburg geboren, und gestorben 1775 als Professor der Philosophie und Theologie zu Leipzig, trat der damals herrschenden Leibniz-Wolf'schen Philosophie, weil ihm diese die christlichen Glaubenslehren zu gefährden schien, mit einem selbständigen tiefsinnigen System entgegen; allein obschon nach seinem Tode selbst Kant seine Verdienste anerkannte und ihn den vorzüglichsten Beförderer der Philosophie nannte, so fand er doch bei Lebzeiten nur bei denen Anerkennung, die ihm auch als Theologen anhingen. Als solcher gehörte er zu denen, welchen der prophetische Theil der Heiligen Schrift am meisten zusagte, indem er die zwei entgegengesetztesten Eigenschaften des menschlichen Wesens zugleich in Thätigkeit bringt: das Gemüth und den

Scharfsinn. War er durch diese Richtung seiner Lehre von Andersdenkenden als Schwärmer verrufen, so übertrug sich diese Abneigung auch auf seine Philosophie, wo man gerade Klarheit suchte, und es erklärt sich dadurch mit deren geringe Verbreitung.

Der Führer seiner Gegner, Ernesti, war am 4. Aug. 1707 zu Tennstädt geboren, erhielt nach anfänglicher Vorbereitung durch Hauslehrer nach des Vaters Tode seine Schulbildung in Schulpforta, bezog 1726 die Universität zu Wittenberg und 1728 die zu Leipzig, wurde 1730 Magister, 1731 Conrector und 1734 Rector an der Thomasschule, 1742 außerordentlicher Professor der alten Literatur an der Universität, 1756 ordentlicher Professor der Beredsamkeit, 1759 Professor der Theologie, sowie er außerdem Domherr zu Meißen, Beisitzer des Consistoriums, Decemvir der Universität, Senior der meißnischen Nation, Präsident der fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft ward, und starb am 11. Sept. 1781. Er war in mehr als einem wissenschaftlichen Gebiete Begründer einer neuen Zeit. Durch seine Zusammenstellung der Schulwissenschaften in dem oft aufgelegten Werke „Initia doctrinae solidioris“ erwarb er sich den Ehrennamen: Praeceptor Germaniae, in seiner Ausgabe des Cicero und der „Clavis Cicero-

niana“ sowie in den kritischen Ausgaben mehrerer anderer römischer und griechischer Schriftsteller zeigte er sich als gründlicher Kenner des Alterthums; ein ganz vorzügliches Latein zeichnete seine Schriften aus, und mit seinen theologischen Werken, namentlich der „Institutio interpretis Novi Testamenti“ führte er diejenige Auslegung der heiligen Schriften ein, welche vom Sprachlichen ausgeht und welche seitdem Grundlage des wissenschaftlichen Verfahrens geblieben ist. Hierdurch drohte Ernesti, wenn er sich auch nicht entschieden der Rechtgläubigkeit entgegenstellte, dennoch das Dunkel, in welchem Crusius und seine Anhänger sich gefielen, nicht blos aufzuhellen, sondern völlig zu vertreiben, woraus Händel, Haß, Verfolgung und manches Unannehmliche entstand.

Goethe hielt sich zur klaren Partei und suchte sich ihre Grundsätze und Vortheile zuzueignen, und ob er sich gleich zu ahnen erlaubte, daß durch diese höchst löbliche, verständige Auslegungsweise zuletzt der poetische Gehalt jener Schriften mit dem prophetischen verloren gehen müsse, so war doch seine kirchliche Anschauung dabei eine solche, daß ihm Gellert's Anermahnungen drückend werden mußten und er auf dessen besorgliche Fragen nicht zufriedenstellend zu antworten vermochte. Dennoch mochte Goethe Gellert bei

dessen ohnehin lakonischer Behandlungsart, womit er Zudringlichkeiten abzulehnen genöthigt war, mit seinen wunderlichen Bedenken nicht belästigen, um so weniger, als er sich derselben in heitern Stunden selbst schämte und zuletzt diese seltsame Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter sich ließ. Unter diesen Umständen war es freilich erklärlich, daß Gellert den mit seiner kirchlichen Gesinnung schlecht bestehenden Goethe mit Wehklagen entließ, wodurch dieser aber mehr verdrießlich als erbaut wurde, wie herzlich er den verehrten Lehrer auch liebte.

Ueberdies wußte die gute Gesellschaft, die nicht leicht etwas Würdiges in ihrer Nähe dulden kann, den sittlichen Einfluß, welchen Gellert auf die studirende Jugend haben mochte, gelegentlich zu verkümmern. Bald wurde es ihm übel genommen, daß er die vornehmen und reichen Dänen, die ihm besonders empfohlen waren, besser als die übrigen unterrichte und eine ausgezeichnete Sorge für sie trage; bald wurde es ihm als Eigennutz und Verwandtenbegünstigung angerechnet, daß er eben für diese jungen Männer einen Mittagstisch bei seinem Bruder hatte einrichten lassen. Dieser, Friedrich Leberecht, geboren am 11. Nov. 1711, gestorben am 8. Jan. 1770 als Oberpostcommissar, ein großer, ansehnlicher, derber, kurz

angebundener, etwas roher Mann, sollte Fechtmeister gewesen sein und bei allzu großer Nachsicht seines Bruders die edeln Tischgenossen manchmal hart und rauh behandeln; daher glaubte man nun wieder sich dieser jungen Leute annehmen zu müssen, und zerrte so den guten Namen des trefflichen Gellert dergestalt hin und wieder, daß Goethe und seine Studiengenossen, um nicht irre an ihm zu werden, gleichgültig gegen ihn wurden und sich nicht mehr vor ihm sehen ließen, wiewol sie ihn immer aufs beste grüßten, wenn er auf seiner zahmen Schecke einhergeritten kam, die er jedoch, beiläufig gesagt, nicht, wie Goethe erzählt, vom Kurfürsten, sondern vom Adjutanten des Prinzen Heinrich von Preußen, von Kalckreuth (dem spätern Feldmarschall und Grafen) geschenkt erhalten hatte. Erst nachdem diese Schecke gestorben war, gegen Ende des Jahres 1768, also nach Goethe's Abreise von Leipzig, schenkte ihm der Kurfürst, nachmalige König Friedrich August ein anderes Pferd, das aber ebenfalls kein Schimmel, wie es Goethe nennt, sondern ein Brauner war.

Zugänglicher für kirchliches Wesen war Goethe durch Freundeseinfluß. Schon mit seinem Stubennachbar, einem Candidaten der Theologie, unterhielt er sich häufig über dergleichen Gegenstände. Derselbe

hieß Johann Christian Limprecht, war 1741 in Grimma geboren, verlor seinen Vater, Johann Martin, in seinem zehnten Jahre, und seine Mutter, Maria Dorothea, geb. Engelmann, mußte sich kümmerlich durchhelfen. Der Knabe kam 1753 nach Leipzig auf die Thomasschule, hatte hier anfänglich mit drückender Armuth zu kämpfen, fand aber bald in dem Oberschöppen und Gerichtsschreiber Benedict Winckler und dessen Schwester, der verehelicht gewesenen Straube, bei welcher er die Wohnung hatte, seine Wohlthäter. Durch Empfehlung des erstern erhielt er eine Freistelle an der Thomasschule; er konnte zu Michaelis 1762 die Universität beziehen, wobei ihn auch noch Professor Ludwig u. a. unterstützten, und als er infolge übermäßigen Lesens bis in die tiefste Dämmerung, ja sogar, um das wenige Oel zu ersparen, bei Mondschein, an den Augen litt, erwies sich Frau Straube ferner wohlthätig gegen ihn, sowie ihm auch Goethe unter die Arme griff. Im Jahre 1775 erwarb er sich die Magisterwürde, wurde durch die Erbschaft, welche ihm eine alte Frau (die Straube?) hinterließ, wohlhabend, erlangte die Ehrenmitgliedschaft beim ältern montägigen Predigercollegium und starb, fast erblindet, am 5. Sept. 1812. Verheirathet scheint er nie gewesen zu sein.

Limprecht mochte jedoch zu schüchtern zu Werke gehen, denn er brachte keine Wandlung in Goethe hervor, und erst später gab dieser ihm von Strasburg aus beruhigende Nachrichten über sein kirchliches Verhalten. Dagegen gelangte Goethe in der Freundschaft mit Langer, von dessen Lebensverhältnissen später noch näher die Rede sein wird, allmählich bis zu der Stufe, auf welcher sich die Tiefe der religiösen Gesinnungen, der Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben und welche sowol den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren, dem Freunde aufschließt. Wenn sich nun in Bezug auf die christliche Religion die lebhaftesten und geistreichsten Männer als Schmetterlinge erweisen, welche ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind; andere dagegen, treuer und bescheidener gesinnt, den Blumen verglichen werden können, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüte entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Wurzelstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen, so gehörte Langer zu dieser letztern Art. Denn obgleich Gelehrter und vorzüglich Bücherkenner, mochte er doch der Bibel vor andern

überlieferten Schriften einen besondern Vorzug gönnen und sie als eine Urkunde ansehen, aus welcher wir allein unsern sittlichen und geistigen Stammbaum darthun könnten. Er gehörte unter diejenigen, denen ein unmittelbares Verhältniß zu dem großen Weltgotte nicht in den Sinn will; ihm war daher eine Vermittelung nothwendig, zu welcher er überall in irdischen und himmlischen Dingen etwas Aehnliches zu finden glaubte. Sein Vortrag, angenehm und schlüssig, fand bei Goethe leicht Gehör, als dieser im letzten Jahre seines leipziger Aufenthalts, durch eine verdrießliche Krankheit von irdischen Dingen abgesondert, die Lebhaftigkeit seines Geistes gegen die himmlischen zu wenden höchst erwünscht fand. Bibelfest, wie er war, kam es blos auf den Glauben an, das, was er menschlicherweise zeither geschätzt, nunmehr für göttlich zu erklären, was ihm um so leichter fiel, da er die erste Bekanntschaft mit diesem Buche als einem göttlichen gemacht hatte. Einem Duldenden, zart, ja schwächlich Fühlenden, war daher das Evangelium willkommen, und wenn auch Langer bei seinem Glauben zugleich ein sehr verständiger Mann war und fest darauf hielt, daß man die Empfindung nicht solle vorherrschen, sich nicht zur Schwärmerei solle verleiten lassen, so wußte doch Goethe nicht recht

sich ohne Gefühl und Begeisterung mit dem Neuen Testament zu beschäftigen.

Man hat Goethen vielfach das Schwanken in Glaubenssachen, welches sich auch weiterhin aus den verschiedenen, im Laufe seines Lebens gethanen Aeußerungen kundgibt, zum Vorwurf gemacht, ja nach mancher derselben hat man ihn einen Heiden nennen zu dürfen geglaubt. Die Angreifer überlegen aber nicht, daß ein zeitlebens rastlos strebender Geist, wie der seine, in diesem Gebiete, seiner Unendlichkeit nach, niemals zum Abschlusse kommen und sich ebenso wenig zu einem entsagenden Glauben, als dem Ende alles Wissens und Forschens, verstehen konnte, solange er neue Aussichten von dem immer wachsenden Standpunkte seiner Kenntnisse aus in das Reich der Ewigkeit gewann und zu neuen Ansichten darüber durch die aus den Gesetzen der sittlichen Welt gezogenen Schlüsse gelangte. Goethe war dabei nicht nur im allgemeinen religiös und gottergeben, sondern er war auch wahrhaftiger Christ, und dies nicht erst, wie gewisse heilsorgliche Leute entdeckt zu haben wähnen, als hohes Alter ihn dringender an den Tod mahnte, sondern auf allen Altersstufen. Zwar verstand er die Auserwählten beinahe ebenso wenig, als sie ihn, aber wenn er gegen frömmelnde Rechtgläubigkeit sich

bisweilen schroff aussprach, so geschah es doch nur im Unwillen über jene Gesinnung, welche auf ihre Beschränktheit stolz, in deren Erkenntniß aber darauf bedacht ist, ihren leichten Erwerb auf Kosten der Freiheit und Entwickelung des Geistes ängstlich vor jedem Abbruch zu wahren; es geschah aus seinem lebenslangen Haß gegen Schlaffheit, Selbstgenügen und Ueberhebung.

Aber wie in Sachen des Glaubens trieb Goethen, obgleich er manche Vorlesungen vernachlässigen mochte, dennoch auch in Sachen des Wissens ein heißer Drang. Ist auch nicht leicht ein Kind, ein Jüngling von einigem Geist, dem es nicht von Zeit zu Zeit einfiele, nach dem Woher, Wie und Warum derjenigen Gegenstände zu fragen, die man gewahr wird, so lag doch in Goethe vorzugsweise und entschieden das Bedürfniß, nach den Maximen zu forschen, aus denen ein Kunst- oder Naturwerk, irgendeine Handlung oder Begebenheit herzuleiten sein möchte. Dieses Bedürfniß fühlte er freilich in seiner leipziger Zeit nicht mit voller Deutlichkeit; aber je unbewußter er sich bei einer solchen Richtung war, desto ernstlicher, leidenschaftlicher, unruhiger, emsiger ging er dabei zu Werke, und weil er nirgends eine Anleitung fand, die ihn auf seiner Bildungsstufe bequem gefördert hätte, so

machte er den Weg unzähligemal vor- und rückwärts, wie es uns in einem künstlichen Labyrinth oder in einer natürlichen Wildniß wol begegnen mag. Man nannte aber, was hier Maximen genannt ist, damals Gesetze, und glaubte wol, daß man sie geben könne, anstatt daß man sie hätte aufsuchen sollen.

Hatte Goethe sich auch in der Kunst nach und nach seine Grundsätze gebildet, so quälte ihn doch mehr noch das Leben selbst, wo ihm eine Magnetnadel gänzlich fehlte, die ihm um so nöthiger gewesen wäre, da er jederzeit bei einigermaßen günstigem Winde mit vollen Segeln fuhr und also jeden Augenblick zu stranden Gefahr lief. Wie viel Trauriges, Aengstliches, Verdrießliches war ihm schon begegnet; wie er einigermaßen umherschaute, so fand er sich keinen Tag vor ähnlichen Ereignissen und Erfahrungen sicher. Schon mehrere Jahre lang hatte ihm das Glück mehr als einen trefflichen Mentor zugesandt, und doch je mehr er ihrer kennen lernte, desto weniger gelangte er zu dem, was er eigentlich suchte. Der eine setzte die Hauptmaxime des Lebens in die Gutmüthigkeit und Zartheit, der andere in eine gewisse Gewandtheit, der dritte in Gleichgültigkeit und Leichtsinn, der vierte in Frömmigkeit, der fünfte in Fleiß und pflichtmäßige Thätigkeit, der folgende in eine un-

zerstörbare Heiterkeit und so immer fort, sodaß Goethe vor seinem zwanzigsten Jahre die Schulen fast sämmtlicher Moralphilosophen durchlaufen hatte. Diese Lehren widersprachen einander öfter, als daß sie sich untereinander hätten ausgleichen lassen. Durchaus aber war immer von einer gewissen Mäßigkeit die Rede, von welcher er, seinem Naturell nach, am wenigsten begriff und wovon man überhaupt in der Jugend — weil Mäßigkeit, wenn sie nicht angeboren ist, das klarste Bewußtsein fordert — nichts begreifen kann und bei allem Bestreben danach nur desto unmäßigere, ungeschicktere Streiche macht. Alle diese Gedanken und Denkweisen waren nun aber einmal bei dem jungen Goethe aufgeregt, und wenn das Jünglingsleben auch noch so heiter, frei und lebhaft hinschritt, so ward er doch oft genug an jene wünschenswerthe und unbekannte Norm erinnert.

Goethe war unzufrieden mit seiner Umgebung, weil er sich einbildete, daß sie nicht immer mit ihm zufrieden sei. Mit der willkürlichsten Laune nahm er übel auf, was ihm hätte zum Vortheil gereichen können, entfernte manchen dadurch, mit dem er bisher in leidlichem Verhältniß gestanden hatte, und mußte bei allerlei Widerwärtigkeiten, die er sich und andern, es sei nun im Thun oder Unterlassen, im

Zuviel oder Zuwenig zugezogen hatte, von Wohlwollenden die Bemerkung hören, daß es ihm an Erfahrung fehle. Das Gleiche sagte wol irgendein Gutdenkender, der Goethe's dichterische Arbeiten sah, besonders wenn sie sich auf die Außenwelt bezogen. Er beobachtete diese, so gut er konnte, fand aber wenig Erbauliches daran und mußte noch immer genug von dem Seinigen hinzuthun, um sie nur erträglich zu finden. Nun setzte er insbesondere einem erst weiterhin nach seinen Lebensumständen und Wunderlichkeiten ausführlich zu erwähnenden Freund, Behrisch mit Namen, manchmal zu, er solle ihm deutlich machen, was Erfahrung sei? Weil derselbe aber voller Thorheiten steckte, so vertröstete er den Frager von einem Tage zum andern und eröffnete ihm zuletzt nach großen Vorbereitungen: die wahre Erfahrung sei ganz eigentlich, wenn man erfahre, wie ein Erfahrener die Erfahrung erfahrend erfahren müsse. Hierüber ausgescholten und zur Rede gesetzt, versicherte Behrisch: hinter diesen Worten stecke ein großes Geheimniß, das man alsdann erst begreifen könne, wenn man erfahren habe, wie das Erfahren immer erfahrener und zuletzt zur wahrhaften Erfahrung werde — und immer so weiter; denn es kostete ihm nichts, viertelstundenlang so fortzusprechen. Wollte

Goethe über solche Possen verzweifeln, so betheuerte jener, daß er diese Art, sich deutlich und eindrücklich zu machen, von den neuesten und größten Schriftstellern gelernt, welche darauf aufmerksam gemacht, wie man eine ruhige Ruhe ruhen und wie die Stille im Stillen immer stiller werden könne.

Zufälligerweise hörte Goethe in guter Gesellschaft einen Offizier, der sich in Leipzig auf Urlaub befand, als einen vorzüglich wohldenkenden und erfahrenen Mann rühmen, der den Siebenjährigen Krieg mitgefochten und sich ein allgemeines Zutrauen erworben habe. Es fiel nicht schwer sich ihm zu nähern, und Goethe lustwandelte öfters mit ihm. Jenem war der Begriff von Erfahrung beinahe fix im Gehirn geworden, und das Bedürfniß, sich ihn klar zu machen, leidenschaftlich. Offenmüthig, wie Goethe war, entdeckte er dem Offizier die Unruhe, in welcher er sich befand. Dieser lächelte und war freundlich genug, dem jungen Wißbegierigen im Gefolge seiner Fragen etwas von seinem eigenen Leben und von der nächsten Welt überhaupt zu erzählen, wobei freilich zuletzt wenig Besseres herauskam, als daß die Erfahrung uns überzeuge, daß unsere besten Gedanken, Wünsche und Vorsätze unerreichbar seien, und daß man denjenigen, welcher dergleichen Grillen hege und sie mit Lebhaf-

tigkeit äußere, vornehmlich für einen unerfahrenen Menschen halte.

Da der Offizier jedoch ein wackerer, tüchtiger Mann war, so versicherte er Goethen, die Grillen selbst noch nicht ganz aufgegeben zu haben und sich bei dem wenigen Glaube, Liebe und Hoffnung, was ihm übriggeblieben, noch ganz leidlich zu befinden. Er wußte darauf vieles vom Kriege zu erzählen, von der Lebensweise im Feld, von Scharmützeln und Schlachten, besonders insofern er Antheil daran genommen, da denn diese ungeheuern Ereignisse, indem sie auf ein Einzelwesen bezogen wurden, ein gar wunderliches Ansehen gewannen. Goethe bewog ihn alsdann zu einer offenen Erzählung der kurz vorher bestandenen Hofverhältnisse, welche ganz märchenhaft zu sein schienen; er hörte von der körperlichen Stärke August's II., den vielen Kindern desselben und seinem ungeheuern Aufwand, sodann von des Nachfolgers Kunst- und Sammlungslust, vom Grafen Brühl und dessen grenzenloser Prunkliebe, deren einzelnes beinahe abgeschmackt erschien, von den vielen Festen und Prachtergötzungen, welche sämmtlich durch den Einfall Friedrich's II. in Sachsen abgeschnitten worden. Nun lagen die königlichen Schlösser zerstört, die Brühl'schen Herrlichkeiten vernichtet, und es war von allem

nur ein sehr beschädigtes herrliches Land übriggeblieben.

Als der Offizier Goethen über jenen unsinnigen Genuß des Glücks verwundert und sodann über das erfolgte Unglück betrübt sah und ihm bemerklich machte, wie man von einem erfahrenen Manne geradezu verlange, daß er über keins von beiden erstaunen, noch daran einen zu lebhaften Antheil nehmen solle, so fühlte Goethe große Lust, in seiner bisherigen Unerfahrenheit noch eine Weile zu verharren, worin jener ihn bestärkte und recht angelegentlich bat, er möchte sich bis auf weiteres immer an die angenehmen Erfahrungen halten und die unangenehmen soviel als möglich abzulehnen suchen, wenn sie sich aufdringen sollten. Einst aber, als wieder im allgemeinen die Rede von Erfahrung war und Goethe die possenhaften Aeußerungen seines Freundes Behrisch erzählte, schüttelte der Offizier lächelnd den Kopf und sagte: „Da sieht man, wie es mit Worten geht, die nur einmal ausgesprochen sind! Diese da klingen so neckisch, ja so albern, daß es fast unmöglich scheinen dürfte, einen vernünftigen Sinn hineinzulegen, und doch ließe sich vielleicht ein Versuch machen.“ Und als Goethe in ihn drang, versetzte er mit seiner verständig heitern Weise: „Wenn Sie mir erlauben, indem ich Ihren

Freund commentire und supplire, in seiner Art fortzufahren, so dünkt mich, er habe sagen wollen, daß die Erfahrung nichts anderes sei, als daß man erfährt, was man nicht zu erfahren wünscht, worauf es wenigstens in dieser Welt meistens hinausläuft."

Allmählich kam jedoch Goethe zu der Ueberzeugung, daß die Erfahrung die einzige echte Wissenschaft sei; damit befestigte sich aber auch die andere bei ihm, daß die philosophischen Lehrgebäude, die er ja alle kennen gelernt hatte, insgesammt unzulänglich seien. Das schmerzliche Gefühl dieser Einsicht mahnte ihn an jene Frage Samuel's: „Sind das die Knaben alle?" die dieser hinwarf, als ihm die Knaben Isai's vorgeführt wurden und er den nicht darunter fand, den er mit prophetischem Geiste suchte: den von Gott zum künftigen König Israels bestimmten König David. Anspielend darauf, drängte es Goethen, auszurufen:

Den Männern zu zeigen —
Ach, ich war auch in diesem Falle!
Als ich die Weisen hört' und las,
Da jeder diese Welten alle
Mit seiner Menschenspanne maß,
Da fragt' ich: aber sind sie das,
Sind das die Knaben alle?

Um seine Wißbegierde zu befriedigen, ließ Goethe keine Gelegenheit vorübergehen, und benutzte deshalb

auch die an Werken über Buchdruckerei und deren Wachsthum reiche Büchersammlung des Buchdruckereibesitzers Bernhard Christoph Breitkopf, um sich in diesem Fache Kenntnisse zu verschaffen.

Eine Gelegenheit anderer Art zur Erweiterung seines Wissens fand sich an dem Mittagstisch des Professors Christian Gottlieb Ludwig. Derselbe war 1709 zu Brieg geboren und widmete sich der Arzneiwissenschaft, zu welchem Zweck er die hiesige Universität besuchte. Dabei wandte er jedoch seinen Fleiß besonders der Pflanzenkunde zu, was Anlaß gab, ihn an der von August II., König von Polen und Kurfürst von Sachsen, ausgerüsteten wissenschaftlichen Reise nach Afrika theilnehmen zu lassen, von welcher er 1733 zurückkehrte. Er erlangte das Doctorat der Medicin 1737, wurde 1740 außerordentlicher und 1747 ordentlicher Professor der Medicin, später Hofrath und beständiger Dekan der Facultät, schrieb mehrere botanische und medicinische Werke und starb 1773.

An seinem Mittagstisch, den er für junge Leute hielt, befanden sich, als Goethe daran theilnahm, außer diesem und Morus nur angehende Aerzte, so namentlich Lavater und wahrscheinlich auch Kapp; doch könnte dieser auch an Schönkopf's Mittagstisch mit Goethe zusammengekommen sein. Christian

Erhard Kapp, der Sohn des Professors der Beredsamkeit zu Leipzig, wurde am 23. Jan. 1739 geboren, besuchte die Nikolaischule hier und das Gymnasium zu Hof, aus dessen Nähe sein Vater gebürtig war, bezog 1758 die Universität Leipzig, nahm Antheil an der damaligen Literaturbewegung, erlangte 1763 das Baccalaureat und, nachdem er inzwischen Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Holland bereist hatte, 1768 das Doctorat in der Medicin. Seine Vertrautheit mit den Sprachen veranlaßte ihn, französische und englische Werke seiner Wissenschaft ins Deutsche zu übertragen; einen größern Ruf aber erwarb er sich als ausübender Arzt, namentlich durch seine Sicherheit in Erkennung der Krankheiten und deren psychiatrischer Behandlung; deshalb kamen nicht nur weither Kranke zu ihm, und er hatte nicht blos in den böhmischen Bädern, in denen er häufig weilte, reichlichen Zuspruch, sondern erhielt auch Rufe nach Petersburg, Stockholm und Paris, die er aber ebenso, wie den als königlicher Leibarzt nach Dresden, seiner Gesundheit halber ablehnte. Er gab deshalb auch 1808 seine Praxis ganz auf und zog sich nach Dresden zurück, wo seine, mit dem nachmaligen Consistorialpräsidenten von Weber verheirathete Tochter lebte. Dort starb er am 30. Sept. 1824.

Er war zuerst mit einer Dumont aus Leipzig und dann mit Zollikofer's Witwe verehelicht.

Diethelm Lavater, der jüngere Bruder des eine Reihe von Jahren mit Goethe innigst befreundeten Geistlichen und Physiognomikers Kaspar Lavater, war am 5. Oct. 1743 in Zürich als Sohn des Doctors der Medicin Heinrich Lavater geboren, trat nach beendigter Schulbildung als Lehrling in seines Oheims Apotheke ein und erlangte nur schwer dieses Familienoberhauptes Zustimmung zum Studiren, ging dann Ostern 1765 nach Leipzig, ward 1767 Doctor der Medicin in Halle, bereiste hierauf einen Theil Deutschlands, ehe er nach Zürich zurückkam, übernahm 1774 nach seines Vaters Tode dessen Kundschaft, im nächsten Jahre nach seines Oheims Tode dessen Apotheke, wurde in demselben Jahre zum Mitglied des Großen Raths gewählt, 1778 Mitglied der Reformationskammer, im folgenden Jahre durch diese Aufseher der Handhabung der Sittenpolizei und Mitglied des Sanitätsraths, 1788 Examinator und Assessor Synodi (weltliches Mitglied des Kirchenraths) und Spitalpfleger, 1792 Mitglied des Kleinen Raths und in diesem Nachgänger (Verhörrichter) sowie Mitglied des Geheimen Raths. Diese vielfachen Beweise des Vertrauens seiner Mit-

bürger verdankte er seinem streng rechtlichen und sittlichen, selbst nicht durch Freundschaft bestechlichen Charakter, der sich auch in seinen beinahe starr zu nennenden Zügen kundgab. Während der revolutionären Bewegungen von 1794 — 99 wurden ihm verschiedene misliche Aufträge zugetheilt; durch die französischen Bedrückungen verlor er sein nicht unbeträchtliches Vermögen, war dann 1799 Mitglied der von den siegreichen Oesterreichern eingesetzten Interimsregierung, als welches er aber von den bald wieder vordringenden Franzosen in Haft genommen wurde, worauf er sich dann vom öffentlichen Leben zurückzog. Doch wurde er 1803 wieder in den Großen und dann sofort in den Kleinen Rath gewählt, und war endlich von 1814 — 20 Vorstand des Sanitätscollegiums. Verheirathet war er dreimal, hinterließ aber nur aus erster Ehe eine Tochter. Er starb am 4. März 1826.

Unter diesen und andern Arzneibeflissenen an Professor Ludwig's Tisch hörte nun Goethe während des ersten Halbjahres mittags gar kein anderes Gespräch als von Arzneiwissenschaft und Naturgeschichte, und es wurde seine Einbildungskraft dadurch in ein ganz neues Feld hinübergezogen. Die Namen Haller, Linné, Buffon hörte er mit großer Verehrung nennen, und wenn auch manchmal wegen

Irrthümern, in die sie verfallen sein sollten, ein Streit entstand, so kam doch zuletzt, dem anerkannten Uebermaß ihrer Verdienste zu Ehren, alles wieder ins Gleiche. Die Gegenstände waren unterhaltend und spannten Goethe's Aufmerksamkeit; viele Benennungen und eine weitläufige Kunstsprache wurden ihm nach und nach bekannt, die er um so lieber mit Lebhaftigkeit auffaßte, als er damals mit Gewalt von der dichterischen Thätigkeit, zu welcher ihn seine Neigung drängte, sich fern zu halten suchte.

Und so wurde ihm in Leipzig zuerst der Weg ins Reich der Naturwissenschaften annehmlich gemacht und geebnet, den er später viele Jahre hindurch weiter verfolgen und auf welchem er später so bedeutende Entdeckungen machen sollte.

Wenn aber Goethe hiernach den Wissenschaften, auf welche er durch den ihm vorgezeichneten Beruf zunächst hingewiesen war, nichts abgewinnen konnte, und dagegen mit unbestimmten Glaubens- und Lebensgrundsätzen sich hauptsächlich zu schaffen machte, so lag doch die Ursache hiervon nicht in Abneigung gegen ernst angestrengte, gleichmäßig fortgesetzte Thätigkeit überhaupt, sondern darin, daß ihm die ganze Anlage seines Wesens nicht die Aufgabe zuwies, auf dem Grunde

menschlicher Willkürlichkeiten und Verirrungen fortzubauen, sondern die, eine Fülle von Kenntnissen zu erwerben, mit ihrer Hülfe nach ursprünglicher Wahrheit zu forschen und das volle Menschliche zum ungetrennten Ausdruck zu bringen.

III.

Dichterische Beschäftigungen.

Schon als Knabe erregte Goethen die dichterische Nachbildung dessen, was er an sich selbst, an andern und an der Natur gewahr worden war, das größte Vergnügen. Er übte sie mit immer wachsender Leichtigkeit, weil es aus angeborenem Trieb geschah und keine Kritik ihn irre gemacht hatte, und wenn er auch seinen Leistungen nicht recht traute, so konnte er sie wol als fehlerhaft, aber nicht als ganz verwerflich ansehen. Ward ihm dieses oder jenes daran getadelt, so blieb es doch im stillen seine Ueberzeugung, daß es nach und nach immer besser werden müßte, und daß er wol einmal neben Hagedorn, Gellert und andern solchen Männern mit Ehre dürfte genannt werden. Aber eine solche Bestimmung allein dünkte ihm allzu leer und unzulänglich; er wollte sich mit Ernst zu den einschlagenden gründlichen Studien

bekennen, und indem er bei einer vollständigern Ansicht des Alterthums in seinen eigenen Werken rascher vorzuschreiten dachte, sich zu einer akademischen Lehrstelle fähig machen, welche ihm für einen jungen Mann, der sich selbst auszubilden und zur Bildung anderer beizutragen gedachte, das Wünschenswertheste schien. War ihm nun diese Laufbahn durch des Vaters Willen und durch das Hinderniß, welches Hofrath Böhme einem eigenmächtigen Berufswechsel entgegensetzte, versperrt, so hatte er doch, wie bereits erzählt, neben den geforderten Fachwissenschaften die Pflege der seiner Neigung entsprechenden Kenntnisse sich vorbehalten.

Von der in dieser Absicht besuchten Vorlesung Ernesti's über Cicero's „Redner" hatte sich Goethe das Beste versprochen; er lernte auch etwas darin, jedoch über das, woran ihm eigentlich gelegen war, wurde er nicht aufgeklärt. Er forderte einen Maßstab des Urtheils über Werke der Dicht- und Redekunst, und glaubte gewahr zu werden, daß ihn Ernesti so wenig wie irgendein anderer besaß.

Einen solchen Maßstab wollte man in der „Kritischen Dichtkunst" Johann Christoph Gottsched's finden. Dieser, geboren am 2. Febr. 1700 zu Judittenkirch bei Königsberg, der Sohn des dor-

tigen Pfarrers, begann schon 1714 seine theologischen Universitätsstudien zu Königsberg, wirkte dann dort als Privatdocent, sah sich aber 1724 genöthigt, nach Leipzig zu flüchten, um den nach seiner kräftigen, großen Gestalt lüsternen Werbern zu entgehen. In Leipzig fanden seine Bestrebungen, die verkannte deutsche Sprache in ihren wahren Werth einzusetzen und einen reinen fließenden Stil zu befördern, nicht minder die deutsche Bühne der damals auf der höchsten Stufe stehenden französischen ebenbürtig zu machen, mehrseitige Unterstützung; in letzterer Beziehung kam ihm die geistvolle Karoline Friederike Neuber, geborene Weißenborn entgegen, welche seine und die in seinem Sinne geschriebenen Stücke auf ihrer Bühne zur Aufführung brachte, wobei die rege Theilnahme für das anerkennenswerthe Ziel darüber hinweghalf, daß an die Stelle ergötzlicher Harlekinaden ziemlich langweilige Stücke traten. Im Jahre 1730 wurde Gottsched außerordentlicher Professor der Philosophie und Dichtkunst, und 1734 ordentlicher Professor der Logik und Metaphysik. Er verheirathete sich im April 1735 mit der geistvollen Luise Adelgunde Victorie Kulmus aus Danzig, welche ihn in seiner literarischen Wirksamkeit bis zu ihrem am 26. Juni 1762 erfolgten Tode treulich unterstützte, worauf er

noch eine zweite Ehe einging, aber bald darauf, am 12. Dec. 1766, starb.

Sein 1730 erschienener „Versuch einer kritischen Dichtkunst", im Geiste der Wolf'schen Philosophie bearbeitet, war eine zu ihrer Zeit bedeutende Erscheinung. Auch Goethe bekam sie, wie erwähnt, in die Hände, um sich Auskunft zu erholen über das Wesen der Dichtung. Das Buch war brauchbar und belehrend genug, denn es überlieferte von allen Dichtungsarten, worin sich die verschiedenen Völker ausgezeichnet hatten, eine historische Kenntniß, sowie vom Rhythmus und den verschiedenen Bewegungen desselben, aber das poetische Genie ward vorausgesetzt! Uebrigens aber sollte der Dichter Kenntnisse haben, ja gelehrt sein, er sollte Geschmack besitzen und was dergleichen mehr war. Mit diesem, zu Unterbringung aller Dichtarten zusammengezimmerten Fächerwerk war aber eigentlich schon der innere Begriff der Poesie zu Grunde gerichtet und es besserte nichts, wenn zuletzt auf Horazens Dichtkunst hingewiesen wurde. Goethe staunte einzelne Goldsprüche dieses Werks mit Ehrfurcht an, wußte jedoch nicht im geringsten, was er mit dem Ganzen machen, noch wie er es nutzen sollte. Um diese Verwirrung zu vermehren, kam die Theorie der sogenannten Schweizer Schule, in welcher Bod-

mer durch seine Dichtungen, Breitinger durch seine „Kritische Dichtkunst" gegen Gottsched auftraten, hinzu; denn auch sie gelangten zu wunderlichen Ergebnissen, denen anzufühlen war, daß sie auf Fehlschlüssen beruhten. Die Händel aber, in welche Gottsched dadurch mit jener Schule, sowie nach einer andern Richtung hin mit den Verfassern der „Bremer Beiträge", ja endlich auch mit den Vorständen der leipziger Bühne gerieth, und die er durch seine, keinen Widerspruch vertragende Ueberhebung und Herrschsucht zum Theil verschuldet, jedenfalls aber verschlimmert hatte, entzogen ihm nach und nach alles Ansehen wieder, das er bis dahin im hohen Grade genossen, sodaß er bereits eine gefallene Größe war, als Goethe nach Leipzig kam. Immerhin gehörte er indessen noch zu den hiesigen Berühmtheiten, und jener bemerkt daher in einem in den ersten Tagen nach seiner Ankunft geschriebenen Briefe ausdrücklich, daß er Gottsched noch nicht gesehen habe; nachdem dies jedoch geschehen, hat er nur Spott für ihn. Die scherzhaften Verse in dem betreffenden Briefe an Riese vom 6. Nov. 1765 lauten:

Gottsched, ein Mann so groß, als wär' er vom alten Geschlechte
Jenes, der, zu Gad im Land der Philister geboren,
Zu der Kinder Israels Schrecken zum Eichgrund hinabkam.
Ja, so sieht er aus, und seines Körperbaus Größe

Ist, er sprach es selbst, sechs ganze parisische Schuhe.
Wollt' ich recht ihn beschreiben, so müßt' ich mit einem Exempel
Seine Gestalt Dir vergleichen; doch dieses wäre vergebens.
Wandeltest Du, Geliebter, auch gleich durch Länder und Länder
Von dem Aufgang herauf bis zu dem Untergang nieder,
Würdest Du dennoch nicht Einen, der Gottscheden ähnlichte,
finden.
Lange hab' ich gedacht und endlich Mittel gefunden
Dir ihn zu beschreiben; doch lache nicht meiner, Geliebter!
Humano capiti, cervicem jungens equinam
Derisus a Flacco non sine jure fuit.
Hinc ego Kölbeliis imponens pedibus magnis
Immane corpus crassasque scapulas Augusti, [a])
Et magna magni brachiaque manusque Rolandi,
Addensque tumidum morosi Rostii [b]) caput.
Ridebor forsan? Ne rideatis, amici!
Dies ist das wahre Bild von diesem großen Mann,
So gut als ich es nur durch's Beispiel geben kann.
Nun nimm, geliebter Freund, die jetzt beschrieb'nen Stücke,
So zeiget, glaub' es mir, sich Gottsched Deinem Blicke.
Ich sah den großen Mann auf dem Katheder stehn,
Ich hörte, was er sprach, und muß es Dir gestehn:
Es ist sein Fürtrag gut und seine Reden fließen
So, wie ein klarer Bach. Doch steht er gleich den Riesen
Auf dem erhab'nen Stuhl. Und kennte man ihn nicht,
So wüßte man es gleich, weil er stets prahlend spricht.
Genug, er sagte viel von seinem Cabinette,
Wie vieles Geld ihm das und jen's gekostet hätte.

Gottsched's Gestalt schwebte Goethe noch 1820 vor, wo er in dem Aufsatz über Julius Cäsar's

[a]) Du kennst ihn doch? den dicken Schornsteinfeger.
[b]) Du wirst Dich noch des Fuchsens Vater erinnern.

Triumphzug, gemalt von Mantegna, sagte: es zeichne sich im zweiten Gliede eine alte, kolossale, behaglich dicke, kräftige Statur aus, die hinter allem dem mächtigen Triumphgewirre sich noch ganz tüchtig hervorthue; das bartlose Kinn lasse einen fleischigen Hals sehen, die Haare seien kurz geschnitten, höchst behaglich halte er die Hände auf Brust und Bauch und mache sich nach allen bedeutenden Vorgängern noch immer auffallend bemerklich. Unter den Lebenden — fährt Goethe fort — habe er niemand gesehen, der ihm zu vergleichen gewesen wäre, außer Gottsched, der in ähnlichem Fall und gleicher Kleidung ebenso einhergeschritten sein würde; jener Mann im Bilde sehe vollkommen dem Pfeiler einer dogmatisch-didaktischen Anstalt ähnlich.

Einen Besuch machte Goethe bei Gottsched, als um Ostern 1766 Schlosser in Leipzig verweilte, wobei sich ein, die Sinnes- und Sittenweise des Mannes bezeichnender spaßhafter Vorfall zutrug. Gottsched wohnte sehr anständig in dem ersten Stock des dem ältern Breitkopf (Bernhard Christoph) gehörigen Goldenen Bären, wo ihm der Besitzer wegen des großen Vortheils, den seine Schriften, Uebersetzungen und sonstigen Beihülfen der Handlung gebracht, eine lebenslängliche Wohnung zugesagt hatte. Schlosser

und Goethe ließen sich bei Gottsched melden. Der Bediente führte sie in ein großes Zimmer, indem er sagte, der Herr werde gleich kommen. Ob jene nun die Geberde, die er machte, nicht recht verstanden, oder was es sonst war, genug, sie glaubten, er habe sie in das anstoßende Zimmer gewiesen. Sie traten hinein zu einem sonderbaren Auftritt; denn in dem Augenblick trat Gottsched, der große, breite, riesenhafte Mann, in einem gründamastenen, mit rothem Taffet gefütterten Schlafrock zur entgegengesetzten Thür herein, aber sein ungeheueres Haupt war kahl und ohne Bedeckung. Dafür sollte jedoch sogleich gesorgt sein; denn der Bediente sprang mit einer großen Allongeperrüke auf der Hand — die Locken fielen bis an den Elnbogen — zu einer Seitenthür herein und reichte den Hauptschmuck seinem Herrn mit erschrockener Geberde. Gottsched, ohne den mindesten Verdruß zu äußern, hob mit der linken Hand die Perrüke von dem Arme des Dieners, und indem er sie sehr geschickt auf den Kopf schwang, gab er mit seiner rechten Tatze dem armen Menschen eine Ohrfeige, sodaß dieser, wie es damals häufig in Lustspielen vorzukommen pflegte, sich zur Thür hinauswirbelte, worauf der ansehnliche Altvater die Besuchenden gravi-

tätisch zum Sitzen nöthigte und ein ziemlich langes Gespräch mit gutem Anstand durchführte.

Das Practicum Gellert's über den Stil, welches Goethe zu seiner sprachlichen und dichterischen Fortbildung besuchte, konnte zwar nicht ohne Einfluß bleiben, erfüllte aber ebenfalls nicht die Erwartungen, welche der strebsame Jüngling davon hegte. Von der Poesie pflegte Gellert abzumahnen; er wünschte nur prosaische Aufsätze und beurtheilte auch diese immer zuerst. Die Verse behandelte er als eine traurige Zugabe, und, was das Schlimmste war, selbst Goethe's Prosa fand wenig Gnade vor seinen Augen; denn dieser pflegte nach seiner alten Weise immer einen Roman zu Grunde zu legen, den er in Briefen auszuführen liebte. Die Gegenstände waren leidenschaftlich, der Stil ging über die gewöhnliche Prosa hinaus, und selbst Goethe's Studiengenossen fanden, daß er mit der deutschen Sprache noch im Kampfe war, was sie seinem mangelhaften und unclassischen häuslichen Unterricht zuschrieben; im übrigen mochte freilich auch der Inhalt der Aufsätze nicht sehr für eine tiefe Menschenkenntniß des Verfassers zeugen, und so war Goethe denn von Gellert wenig begünstigt, obgleich dieser seine Arbeiten so gut wie die andern genau durchsah, mit rother Tinte verbesserte

und hier und da eine sittliche Anmerkung hinzufügte. Für das Bruchstück einer solchen dichterischen Uebung ist folgender Brief zu halten:

Arianne an Wetty.

Ich kann Walther nicht widerlegen, Wetty, aber ich wollte schwören, daß er Unrecht hat; ihm mögen seine Gedanken genug thun; wenn ich damit zufrieden wäre, wäre ich Walther. Nein, Wetty! unsere Empfindungen liegen tiefer, als daß man sie mit einer superficiellen Erkenntniß so cavalièrement durch Stolz und Eigennutz erklären könnte. Es ist mit der Liebe wie mit dem Leben, mit dem Athemholen; freilich ziehe ich die Luft in mich; willst Du das auch Eigennutz nennen? Aber ich hauche sie wieder aus und sage mir: wenn du in der Frühlingssonne sitzest und für Wonne dein Busen stärker athmet, ist das Hauchen nicht eine größere Wonne, als das Athemholen; denn das ist Mühe, jenes ist Ruhe. Und wenn uns die Entzückung manchmal aus voller Brust die Frühlingsluft einziehen macht, so ist es doch nur, um sie von ganzem Herzen wieder ausgeben zu dürfen. Und ebenso ist's mit der Liebe; und Ihr meint: leben und nicht leben

wäre eins! O, meine Freundin! was nicht lebt, hat keine anziehende Kraft, es fließt keine Atmosphäre von ihm aus, deren Wirbel uns hinreißen könnten. Der kälteste Sinn ist das Sehen, Erkenntniß ist sein Gefühl, und drum behaupte ich, daß man das nie mit einem zärtlichen Herzen lieben kann, was allein Ansprache macht, unsern Augen zu gefallen. Ein Edelstein ist das herrlichste Werk der todten Natur, aber er ist todt, und die eifrigste Betrachtung davon ist doch immer kalt; man muß ein Holländer sein, um mit einer Tulpe zu sympathisiren, und dann ist auch die Sympathie dieser Wassermänner sehr phlegmatisch.

Ich habe heute früh eine sonderliche Erfahrung hierüber gehabt.

Und so, meine Liebe, halt' ich das Sehen für eine Vorbereitung der übrigen Sinne; denn der Geruch ist Genuß und das Gehör und der Geschmack, das Sehen nicht. Aber das Habenwollen, wovon ich rede, ist nicht Geiz; der wäre geizig, der eine Tulpe, ein Edelgestein oder Ducaten lieben könnte? Ich, was mir nicht antwortet, damit rede ich nicht.

Grüße Deinen Walther und sag' ihm, wir wollten Freunde bleiben. Leb wohl.

Bei den Aufsätzen, welche an Gellert zur Beurtheilung eingereicht wurden, sah er auch auf die Handschrift; er machte es mit seinem herzlichen Tone seinen Schülern zur heiligen Pflicht, die Hand so sehr, ja mehr als den Stil zu üben. Dieses wiederholte er so oft, als ihm eine kritzliche, nachlässige Schrift zu Gesicht kam, wobei er mehrmals äußerte, daß er sehr gern die schöne Handschrift seiner Schüler zum Hauptzweck seines Unterrichts machen möchte, um so mehr, weil er oft genug bemerkt habe, daß eine gute Hand einen guten Stil nach sich ziehe. Die Wirkung dieser Ermahnungen erkannte Goethe recht lebhaft, als er, nach Hause zurückgekehrt, die an seine Schwester geschriebenen Briefe durchsah: er erschrak vor einer unglaublichen Vernachlässigung der Handschrift, die sich vom Oct. 1765 bis in die Hälfte des Januar erstreckte. Dann erschien aber auf einmal in der Hälfte des März eine ganz gefaßte, geordnete Hand, wie er sie sonst auf der Schule bei Preisbewerbungen anzuwenden pflegte, und bei Erkennung der Ursache löste sich die Verwunderung in Dank gegen den guten Gellert auf.

Einen großen Einfluß auf Goethe's Geschmack übte auch die Hofräthin Böhme, welche er öfters besuchte, obwol in der Weise der damaligen Kritik nur

einen negativen. Das Gottsched'sche Gewässer hatte die deutsche Welt mit einer wahren Sündflut überschwemmt, welche sogar über die höchsten Berge hinaufzusteigen drohte. Bis sich eine solche Flut wieder verläuft, bis der Schlamm austrocknet, dazu gehört viele Zeit, und da es der nachäffenden Dichter unter allen Verhältnissen eine Unzahl gibt, so brachte die Nachahmung des Seichten, Wässerigen einen Wust hervor, von dem gegenwärtig kaum ein Begriff mehr geblieben ist. Das Schlechte schlecht zu finden, war daher der größte Spaß, ja der Triumph damaliger Kritiker. Wer nur einigen Menschenverstand besaß, oberflächlich mit den Alten, etwas näher mit den Neuern bekannt war, glaubte sich schon mit einem Maßstabe versehen, den er überall anlegen könne. Die Hofräthin Böhme war eine gebildete Frau, welcher das Unbedeutende, Schwache und Gemeine widerstand; sie hörte zwar Goethen einige Zeit mit Geduld zu, wenn er ihr Verse oder Prosa von namhaften, schon in gutem Ansehen stehenden Dichtern hersagte, wie es ihm, der alles, was ihm nur einigermaßen gefiel, auswendig behielt, leicht fiel; allein ihre Nachgiebigkeit war nicht von langer Dauer. Sie machte die vorgetragenen Gedichte derb herunter, und wenn er es einigemal wagte, etwas

von seinen eigenen Gedichten, ohne sich als Verfasser zu bekennen, vorzutragen, so erging es diesen nicht besser als der übrigen Gesellschaft. Und so waren ihm in kurzer Zeit die schönen bunten Wiesen in den Gründen des deutschen Parnasses, in denen er so gern lustwandelte, unbarmherzig niedergemäht und er sogar genöthigt, das trocknende Heu selbst mit umzuwenden und dasjenige als todt zu verspotten, was ihm kurz vorher eine so lebendige Freude gemacht hatte. Ja, ihm wurden die deutschen Dichter und Kritiker endlich so gleichgültig, daß er noch im letzten leipziger Jahre ganze Körbe davon an seinen Freund Langer gegen eine Anzahl griechischer Schriftsteller sehr gern überließ.

Den Lehren der Hofräthin Böhme kam, ohne es zu wissen, der Professor Morus zu Hülfe, den Goethe an Ludwig's Mittagstisch kennen lernte. Samuel Friedrich Nathanael Morus war am 30. Nov. 1736 zu Lauban geboren, wo sein Vater Cantor war; seine Mutter war Johanna, geborene Weiß. Er ging 1754 nach hiesiger Universität ab, um Philologie zu studiren, war nach beendigten Studien Lehrer der Kinder eines Kaufmanns Austel hier und dann der des Professor Ludwig, wurde 1759 Magister, 1768 außerordentlicher Professor in der philosophischen Fa-

cultät, 1771 ordentlicher Professor der griechischen und römischen Literatur, 1775 Baccalaureus der Theologie, 1782 Professor der Theologie, sowie später noch Domherr und Mitglied des Consistoriums. Morus that sich durch seine Erklärung der Bücher des Neuen Testaments hervor, wobei ihm nur vorgeworfen wurde, daß er die Verfasser dieser Bücher zu sehr zu Philosophen der neuern Zeit mache. Einen noch ausgedehntern Ruf erlangte er durch seine Vorträge über Moral, welche zu hören selbst Erwachsene sich drängten (z. B. die Herzogin Dorothea von Kurland) und wobei er mit Innigkeit auf das Leben unmittelbar einzuwirken bestrebt war. Er starb am 11. Nov. 1792.

Seine Persönlichkeit wird als hinreißend gewinnend geschildert, und auch Goethe fand in ihm einen ungemein sanften und freundlichen Mann, der ihn sehr gefällig aufnahm, wenn er sich die Freiheit ausgebeten hatte, ihn zu besuchen. Wenn Goethe auch zunächst Belehrung über das Alterthum bei Morus suchte, so verbarg er doch nicht, was ihn unter den Neuern ergötzte, worauf dieser denn mit mehr Ruhe als die Hofräthin Böhme, aber auch, was noch schlimmer war, mit mehr Gründlichkeit über solche Dinge

sprach und dem Aufhorchenden anfangs zum größten Verdruß, nachher jedoch zum Erstaunen und zuletzt zur Erbauung die Augen öffnete.

Die Rathlosigkeit im eigenen Urtheil wurde indessen dabei nicht gehoben, und wie sollte dies möglich sein, wenn man einem Manne wie Wieland so manches Tadelnswürdige in seinen liebenswürdigen, die Jüngern völlig einnehmenden Schriften aufzuzählen wußte. Es läßt sich denken, in welche Verwirrung junge Geister dadurch sich gesetzt fühlten, daß sie auf der einen Seite nur ausgerenkte Maximen, halbverstandene Gesetze und zersplitterte Lehren gewahrten, auf der andern aber nur Beispiele, von denen die alten und die ausländischen zu weit abstanden, die besten inländischen aber eine entschiedene Individualität darstellten, deren Tugenden man sich nicht anmaßen konnte, und in deren Fehler zu fallen man sich fürchten mußte. Für den, der Schöpfungskraft in sich fühlte, war es ein schauderhafter Zustand, und auch Goethe beunruhigte diese Geschmacks- und Urtheilsungewißheit täglich mehr, wobei er noch Gellert's Abmahnungen von der Dichtkunst und verschiedener Anderer Widerspruch gegen seine Liebhabereien und Neigungen anhören mußte, ohne finden zu können, daß das Gepriesene besser sei als das Gescholtene.

Er gerieth zuletzt ganz in Verzweiflung. Er hatte von seinen Jugendarbeiten, was er für das Beste hielt, von Hause mitgenommen, theils weil er sich denn doch einige Ehre dadurch zu verschaffen hoffte, theils um seine Fortschritte desto sicherer prüfen zu können; aber er befand sich in dem schlimmen Falle, in den man gesetzt ist, wenn eine vollkommene Sinnesänderung verlangt wird, eine Entsagung alles dessen, was man bisher geliebt und für gut befunden hat. Nach einiger Zeit und nach manchem Kampfe warf er jedoch eine so große Verachtung auf seine begonnenen und geendigten Arbeiten, daß er eines Tags Poesie und Prosa, Plane, Skizzen und Entwürfe sämmtlich zugleich auf dem Küchenherd verbrannte und durch den das ganze Haus erfüllenden Rauchqualm die Quartierwirthin in nicht geringe Furcht und Angst versetzte. Beweglich schreibt er damals, am 28. Aprli 1766, an seinen Freund Riese:

Ganz andre Wünsche steigen jetzt, als sonst,
Geliebter Freund, in meiner Brust herauf.
Du weißt, wie sehr ich mich zur Dichtung neigte,
Wie großer Haß in meinem Busen schlug,
Mit dem ich die verfolgte, die sich nur
Dem Recht und seinem Heiligthume weihten
Und nicht der Musen sanften Lockungen
Ein offnes Ohr und ausgestreckte Hände
Voll Sehnsucht reichten. Ach! Du weißt, mein Freund,
Wie sehr ich (und gewiß mit Unrecht) glaubte,

Die Muse liebe mich und gäb' mir oft
Ein Lied. Es klang von meiner Leier zwar
Manch stolzes Lied, das aber nicht die Musen
Und nicht Apollo reichten. Zwar mein Stolz,
Der glaubt' es, daß so tief zu mir herab
Sich Götter niederließen, glaubte, daß
Aus Meisterhänden nichts Vollkommner's käme,
Als es aus meiner Hand gekommen war.
Ich fühlte nicht, daß keine Schwingen mir
Gegeben waren, um emporzurudern,
Und auch vielleicht mir von der Götter Hand
Niemals gegeben werden würden; doch
Glaubt' ich, ich hab' sie schon und könnte fliegen.
Allein kaum kam ich her, als schnell der Nebel
Von meinen Augen sank, als ich den Ruhm
Der großen Männer sah, und erst vernahm,
Wie viel dazu gehörte, Ruhm verdienen.
Da sah ich erst, daß mein erhab'ner Flug,
Wie er mir schien, nichts war, als das Bemühn
Des Wurms im Staube, der den Adler sieht
Zur Sonn' sich schwingen, und, wie der, hinauf
Sich sehnt. Er sträubt empor und windet sich,
Und ängstlich spannt er alle Nerven an,
Und bleibt am Staub; doch schnell entsteht ein Wind,
Der hebt den Staub in Wirbeln auf; den Wurm
Erhebt er in den Wirbeln auf. Der glaubt
Sich groß, dem Adler gleich, und jauchzet schon
Im Taumel. Doch auf einmal zieht der Wind
Den Odem ein, es sinkt der Staub hinab,
Mit ihm der Wurm. Jetzt kriecht er, wie zuvor.

Um diese Zeit traf auch Schlosser aus Frankfut in Leipzig ein, der aus dem großen Vorrath von Papieren, die er bei sich führte, Goethen poetische und prosaische

Aufsätze in allen Sprachen sehen ließ, die diesen, indem sie ihn zur Nachahmung aufriefen, abermals unendlich beunruhigten, wogegen er sich nur durch Thätigkeit zu helfen wußte. Er schrieb daher an Schlosser gerichtete deutsche, französische, englische und italienische Gedichte, wozu er den Stoff aus den mit demselben geführten Unterhaltungen nahm, die durchaus bedeutend und unterrichtend waren.

Aber Schlosser's Anwesenheit wurde noch in anderer Hinsicht einflußreich für Goethe, indem dieser dadurch in dem Kreise bekannt wurde, der sich beim Weinhändler Schönkopf zu Mittag oder Abend traf. Unter diesen befand sich Johann Gottlieb Benjamin Pfeil, der am 10. Nov. 1732 in Freiberg geboren war, nach erhaltener Vorbildung auf dem Lyceum zu Chemnitz von 1752 an sich auf der Universität Leipzig der Rechtsgelehrsamkeit widmete, und sich seit Michaelis 1763 wieder als Hofmeister eines Freiherrn von Friesen hier aufhielt, 1768 promovirte und später durch den Vater seines Zöglings, der Mitbesitzer des Amtes Rammelsburg im Mannsfeldischen war, Justizamtmann daselbst wurde, als welcher er am 28. Sept. 1800 starb. Er hat sich durch kleinere rechts- und staatswissenschaftliche Schriften, von denen zwei bei Preisbewerbungen gekrönt wurden,

sowie durch einen Roman, einige Erzählungen, ein Trauerspiel und mehrere Aufsätze in den „Neuen Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens" bekannt gemacht. Seinem Vorgange scheint Goethe gefolgt zu sein, indem er Schriften über kirchliche und biblische Fragen unter dem Namen eines „Pastors zu ***" oder eines „Landgeistlichen in Schwaben" erscheinen ließ; denn auch Pfeil bezeichnete sich auf einer Schrift als Hofprediger und auf einer andern als Landprediger.

Derselbe war ein feiner, beinahe etwas Diplomatisches an sich habender Mann, doch ohne Ziererei und mit großer Gutmüthigkeit; Goethen bewies er eine ernste Neigung, indem er sein Urtheil über manches zu leiten und zu bestimmen suchte. Namentlich war er bemüht, denselben davon zu überzeugen, daß der erste Schritt, um aus dem wässerigen, weitschweifigen, nichtigen Zustand der Literatur sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit, Knappheit und Kürze gethan werden könne. Goethe selbst hatte jenen breiten Zustand treufleißig in Gesellschaft so vieler würdiger Männer durchgearbeitet; die mehreren Quartbände Manuscript, die er seinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugniß dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführ-

ten Vorsätzen war mehr aus Mismuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen.

Nun lernte Goethe durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meinung, besonders aber durch Pfeil das Bedeutende des Stoffs und das Gedrängte der Behandlung mehr schätzen; Pfeil wies darauf hin, daß man bei dem bisherigen Stil das Gemeine vom Bessern nicht unterscheiden konnte, weil alles untereinander ins Flache gezogen ward, daß ferner schon einige Schriftsteller diesem Unheil zu entgehen sich bestrebt hatten, so namentlich Haller, Ramler, Lessing, Wieland in seinen neuern Werken, Klopstock in den Oden, Gerstenberg. Nachdem nun Goethe bei Gellert's Uebungen im Stil nicht gefunden hatte, was er hoffte, folgte er dem Rathe dieses Lehrers und nahm nebst andern Strebensgenossen ein Privatissimum zu gleichem Zwecke bei dem Professor Clodius, und zwar, wie sich aus einem nachher zu erwähnenden Umstand ergibt, jedenfalls schon im zweiten Halbjahr, also nach Ostern 1766.

Christian August Clodius wurde 1738 zu Annaberg, wo sein Vater als Rector der Gelehrtenschule lebte, geboren und in Zwickau, wohin letzterer 1740 in gleicher Eigenschaft gekommen war, erzogen, studirte von 1756 — 59 in Leipzig, und zwar an-

fänglich Theologie; als er jedoch, aus Schrecken über den Tod seiner Mutter erkrankt, 1758 nach Hause gegangen war, dort die Bekanntschaft des im Juli und August in Zwickau stehenden preußischen Majors Christian Ewald von Kleist gemacht hatte und von diesem für die Dichtkunst gewonnen worden war, wandte er sich bei seiner Rückkehr nach Leipzig unter dem Beistand des ihm gewogenen Gellert den schönen Wissenschaften zu. Er erwarb sich 1759 den Magistergrad, erhielt schon 1760 eine außerordentliche und 1764 eine ordentliche Professur neuer Stiftung, 1778 aber die ordentliche Professur der Logik alter Stiftung und 1782 die Professur der Dichtkunst, hatte sich 1771 verheirathet und starb am 30. Nov. 1784. Er hat über Alterthumskunde, Literatur und Kunst Verschiedenes, sowie Gedichte, Schauspiele und Uebersetzungen geschrieben.

Schon als Goethe mit ihm in Berührung trat, hatte er sich im Literarischen, Kritischen und Poetischen einigen Ruf erworben und fand als ein junger, munterer, zuthätiger Mann sowol bei der Akademie wie in der Stadt viele Freunde. Der Grund, aus welchem Gellert seine Schüler an ihn verwies, kann aber nicht der von Goethe angeführte gewesen sein, daß Gellert sein Practicum überhaupt aufgab, denn die-

ser behielt es bei, solange sich Goethe in Leipzig aufhielt. Wahrscheinlich wollte er nur dem von ihm begünstigten Clodius Theilnahme zuwenden und bei sich selbst für fortwährend zudringende neue Schüler Platz schaffen.

In der Behandlung der sprachlichen und dichterischen Uebungen seitens des Professor Clodius war wenig Unterschied von der Gellert's zu finden. Auch er bemängelte nur das einzelne, verbesserte gleichfalls mit rother Tinte, und man befand sich in Gesellschaft von lauter Fehlern, ohne eine Aussicht zu haben, worin das Rechte zu suchen sei? Goethe brachte ihm jedoch einige seiner kleinern Arbeiten, die er nicht übel behandelte.

Am 17. Febr. 1766 feierte Goethe's Oheim, der Doctor der Rechte und Advocat Johann Jost Textor seine Hochzeit mit Maria Margaretha Moller, und von Hause schrieb man, daß der in der Familie schon als allezeit fertiger Dichter geltende Student nothwendig ein Gedicht dazu liefern müsse. Goethe fühlte sich jedoch damals schon von der leichten und leichtfertigen Methode entfernt, in welcher ihm Aehnliches Freude gemacht haben würde, und da er der Lage selbst nichts abgewinnen konnte, so gedachte er seine Arbeit mit äußerlichem Schmuck auf

das beste herauszustutzen. Er versammelte daher den ganzen Olymp, um über die Heirath eines frankfurter Rechtsgelehrten zu rathschlagen, und zwar ernsthaft genug, wie es sich zum Feste eines solchen Ehrenmannes wohl schickte. Venus und Themis hatten sich um seinetwillen überworfen; doch ein schelmischer Streich, den Amor der letztern spielte, ließ jene den Proceß gewinnen, und die Götter entschieden für die Heirath.

Die Arbeit misfiel dem jungen Goethe selbst nicht und von Hause erhielt er darüber ein schönes Belobigungsschreiben; er bemühte sich daher mit einer nochmaligen guten Abschrift und hoffte, seinem Lehrer doch auch einigen Beifall abzunöthigen.

Aus diesem ununterbrochenen Fortgang der Erzählung geht hervor, daß Goethe schon im zweiten Halbjahr dem Practicum des Professor Clodius beiwohnte; ja Goethe nimmt sogar, jedoch offenbar irrig, an, man habe von ihm das Hochzeitgedicht verlangt, als dieses Practicum schon im Gange war, indem er sagte, man habe ihm „gerade zu jener Zeit" danach geschrieben. Jedenfalls wäre es aber bei den schnellen Wandlungen, welche Goethe's Ansichten über seine eigenen Arbeiten damals erfuhren, unglaublich, daß er das zu Anfang 1766 gefertigte Gedicht erst nach

Michaelis dieses Jahres oder gar noch später als ein Probestück eingegeben haben sollte, und ebendeshalb kann er auch dem Practicum bei Clodius nicht später als im zweiten Studienhalbjahr beigewohnt haben.

Mit der Hoffnung, auch bei Clodius Ehre durch das Hochzeitgedicht einzulegen, hatte Goethe es aber schlecht getroffen. Jener nahm die Sache streng, und indem er das Parodistische, was denn doch in dem Einfall lag, gar nicht beachtete, erklärte er den großen Aufwand von göttlichen Mitteln zu einem so geringen menschlichen Zweck für äußerst tadelnswerth, verwies den Gebrauch und Misbrauch solcher mythologischen Figuren als eine falsche, aus pedantischen Zeiten sich herschreibende Gewohnheit, fand den Ausdruck bald zu hoch, bald zu niedrig, und hatte zwar im einzelnen der rothen Tinte nicht geschont, versicherte jedoch, daß er noch zu wenig gethan habe.

Solche Stücke wurden zwar ohne Nennung des Verfassers vorgelesen und beurtheilt, allein man paßte einander auf, es blieb kein Geheimniß, daß diese verunglückte Götterversammlung Goethe's Werk gewesen sei, und es mochte nicht ohne Neckereien abgehen, die ihn aufregten, den gesammten Olymp zu verwünschen. Seinem Verdruß über das ungünstige Urtheil des Professor Clodius konnte er jedoch bald Luft ver-

schaffen. Es war nicht schwer, demselben eine komische Seite abzugewinnen, und er stand auch obenan unter denen, welche Goethe's Freund Behrisch sich zu Zielscheiben seines Witzes erlesen hatte. Als eine kleine, etwas starke, gedrängte Figur war er in seinen Bewegungen heftig, etwas fahrig in seinen Aeußerungen und unstet in seinem Betragen. Durch alles dies unterschied er sich von seinen Mitbürgern, die ihn jedoch wegen seiner guten Eigenschaften und wegen der schönen Hoffnungen, die er gab, recht gern gelten ließen. Man übertrug ihm gewöhnlich die Gedichte, welche sich bei feierlichen Gelegenheiten nothwendig machten. Dabei folgte er in der Ode der Art, deren sich Ramler bediente, den sie aber auch allein kleidete. Clodius hatte sich als Nachahmer besonders die fremden Worte gemerkt, wodurch jene Ramler'schen Gedichte mit erhabenem Prunke auftraten, der, weil er der Größe seines Gegenstandes und der übrigen dichterischen Behandlung gemäß ist, auf Ohr, Gemüth und Einbildungskraft eine sehr gute Wirkung thut; bei Clodius hingegen erschienen diese Ausdrücke fremdartig, indem seine Dichtungen durchaus nicht geeignet waren, den Geist auf irgendeine Weise zu erheben.

Derartige Gedichte mußte Goethe nun oft schön

gedruckt und höchlich gelobt vor sich sehen, und er fand es höchst anstößig, daß er, der ihm die heidnischen Götter verkümmert hatte, sich nun eine andere Leiter auf den Parnaß aus griechischen und römischen Wortsprossen zusammenzimmern wollte. In diesem Stile waren nun auch die von Clodius gedichteten Reden beim Schlusse des alten und bei Eröffnung des neuen Theaters gehalten, von denen die letztere am 6. Oct. 1766 der Aufführung des „Hermann" von Schlegel voranging und folgendermaßen lautete:

Du, Tempel des Geschmacks, der Wahrheit aufgestellt,
Die lachend, durch den Reiz der Grazien, gefällt;
Ehrwürdig Monument, geschaffen, künft'gen Zeiten
Empfindung und Geschmack und Künste zu verbreiten;
Haus unter Friedrichs Schutz und Xaviers erhöht,
Umleuchtet von dem Glanz der Huld und Majestät;
Von Unterthanen voll, die dankbar, mit Entzücken
Nach Friedrich, Xavier und Friedrich's Mutter blicken:
Sei mir zuerst gegrüßt! — Durch eine Heldenthat,
Die Hermann wider Rom gewagt für deutschen Staat,
Und Schlegel mit dem Geist des Galliers Racine
Der deutschen Nachwelt sang, weih' ich dich ein zur Bühne!
Geweiht der Fröhlichkeit, der Unschuld und dem Scherz,
Steh und verewige der Patrioten Herz,
Die dich mit Ruhm erbaut, und laß die Dichter hören,
Die Tugend und Geschmack und edle Sitten lehren.
Du aber, hör von ihm, dem Barden, deinem Sohn,
Wie groß dein Ahnherr war, glorreiche Nation!
Der Römer, dem nicht Meer, nicht Alpen widerstrebten,
Vor dem Iberien und Pyrenäen bebten,

Der Crassus' Adler stolz zurück vom Euphrat trug,
Und Parther, ohne Schwert, durch seinen Namen schlug;
Der Ueberwinder Roms, der Gallier und Britten
Vergaß zum ersten Mal des Siegs in deutschen Hütten.
Was ihn kein Euphrat lehrt, lehrt ihn der freie Rhein:
Eroberer der Welt, nur Deutschlands nicht zu sein.
Erkenn aus diesem Zug Cherusker und Katten,
Und lies die Majestät des Volks in seinem Schatten. —
Ein himmelblaues Aug' flog durstig nach dem Sieg;
Ein Körper, stark genährt und streitbar in dem Krieg,
Verkündigte dem Feind den Muth zu großen Thaten,
Und ließ auf offner Stirn das sichre Herz errathen,
Unregelmäßig groß, rauh wie sein Vaterland,
Wild ohne Barbarei, und witzig mit Verstand,
So ging dies Volk die Bahn der Unschuld seiner Väter.
Ein Weichling war der Schritt zum Römer und Verräther.
Kein jugendlicher Hang und kein aufwallend Blut
Stahl Schönen ihren Reiz und Jünglingen den Muth;
Was Roms Gesetz nicht kann, vermögen deutsche Sitten,
Sein hoher Adel war die Unschuld reiner Hütten;
Kein schmeichlerischer Zug und kein gebrochner Schwur
Entheiligte das Herz und trotzte der Natur.
Der Deutsche, deß umsonst weltweise Römer lachten,
War Philosoph genug den Reichthum zu verachten,
Und grub noch nicht, gereizt durch einen leeren Schall,
Gebirge tief hinab nach glänzendem Metall;
Er überließ den Muth, ein elend Gold zu plündern,
Den Helden Latiums, den Feigen und den Kindern.
Ein Thier, auf kühner Jagd erlegt mit eigner Hand,
Gab Helden ihren Helm und Kriegern ihr Gewand;
Ein Fell, vor dessen Blick die fremden Römer zittern,
Schützt einen deutschen Sohn vor Sturm und Ungewittern.
Noch kannte dieses Volk kunstvolle Waffen nicht:
Ein wankend Eisen gab der deutschen Faust Gewicht;

Es überließ die Kunst methodisch zu verwüsten
Dem Phalanx Griechenlands und römischen Ballisten,
Und stand vor seinem Feind in rauher Majestät,
Fest, wie ein steiler Fels in Donnerwettern steht.
War einst sein Heldenarm der blut'gen Arbeit müde,
So weckte seinen Muth ein warnender Druide,
Sang ein tyrtäisch Lied von Pflicht und Vaterland,
Und gab den breiten Schild ihm wieder in die Hand.
Ein heldenmüthig Heer ehrwürdiger Matronen
Flog ihm ins Schlachtfeld nach, mit Muth von Amazonen;
Des Deutschen Schimpf war Flucht, des Deutschen Nahrung Brod,
Des Deutschen Ruhm sein Fürst, Sieg, Freiheit oder Tod.
Erstaun und lob ein Volk, das für die Freiheit glühte,
Doch weine, daß dieß Volk als Knecht vor Götzen kniete,
Und daß die Siegerhand, die Rom und Varus schlug,
Die Adler zum Triumph des Aberglaubens trug.
Ahm deutschen Vätern nach, wo sie vortrefflich waren,
Und wo sie Heiden sind, da nenne sie Barbaren;
Lach ihres Vorurtheils, wenn sie die Künste schmähn,
Und tadeln, was sie selbst, aus Wildheit, nicht verstehn.
Frag Lacedämon, Rom, Athen, Paris und Britten,
Und wisse: Heldenmuth besteht mit feinern Sitten,
Und oft starb auch ein Held mit Ruhm für's Vaterland,
Der, ohne Wildniß groß, Scherz und Kothurn empfand.
Die Fehler der Natur, der Tugend Adel schildern,
Heißt den Verstand erhöhn und Leidenschaften mildern,
Und Wahrheit, die dem Stolz der Menschen widerspricht,
Verfeinert das Gefühl der bürgerlichen Pflicht. —
Zeig, o Germanien! zeigt Friedrich's Unterthanen,
Durch Treu' und Heldenmuth die Hoheit tapfrer Ahnen.
Doch wißt: Geschmack und Kunst hat nie das Herz entweiht,
Schafft Werke des Genies für die Unsterblichkeit.

Drei Fürsten sind zum Schutz vom Himmel uns gegeben:
Laßt ihr vortrefflich Herz in Monumenten leben,
Die kein Ruin zermalmt, die Ost und Norden hört.
Und wider die umsonst sich Sturm und Zeit empört.
Solange Deutschland steht und, von dem Ruhm begleitet,
Der Name dieses Volks sich durch den Norden breitet,
Solange leb' in uns und jeder deutschen Brust:
Xaver, Antonia und, unser Stolz, August!
Huld, Sanftmuth, Mildigkeit sind königliche Triebe,
Und nichts steht ewiger, als die Trophä'n der Liebe.

Dieses hohle Wortgepränge, dieses Geschwätz von Dingen, die gar nicht zur Sache gehörten, diese übel angebrachte Schulmeisterrede war der muthwilligen, aufpassenden Jugend ein zu verlockender Vorwurf, sich daran zu reiben, und da sie der Gegenstand nicht lange beschäftigt haben, er vielmehr bei voller Frische des Eindrucks behandelt worden sein wird, so war es vielleicht schon am nächsten Tage nach der Eröffnung des Schauspielhauses beim Nachmittagskaffee, als Goethe mit einigen Freunden zu lustiger Stunde im Großen Kuchengarten in den Kohlgärten — einem Theile des an Leipzig grenzenden Dorfes Reudnitz — beim Kuchenbäcker Samuel Händel, welcher dort mit seiner Ehefrau Johanne Christiane geborene Schmidt, gemeinschaftlich ein von seiner Schwiegermutter, einer Kuchenbäckerswitwe, 1763 erkauftes Grundstück mit einem 1764 neuerbauten Hause besaß,

den trefflichsten Kuchen verzehrte, und ihm einfiel, die Kraft- und Machtworte der Eröffnungsrede und anderer Gedichte des Professor Clodius in einem Gedicht an Händel zu versammeln. Gedacht, gethan! An eine Wand des Hauses schrieb er nachstehende Zeilen an, in denen sich die, in der Eröffnungsrede gesperrt gedruckten Worte geradezu wiederholen, andere den dort vorkommenden nahe stehen — wie „Süd“ dem „Ost“, „Olymp“ und „Parnassus“ den „Alpen“, „Pyrenäen“, „Iberien“, „Euphrat“ u. s. w. — wieder andere aber wenigstens ganz im Sinne jener gehäuften Fremdwörter sind, oder endlich in der Rede beim Schlusse des alten Theaters sich finden, so namentlich „originell“ („Original“), wie denn auch das letzte Zeilenpaar von Goethe's Stegreifdichtung an das der Schlußrede anklingt, welches das Publikum ermahnte:

Weint ferner dem Kothurn, lacht ferner feinem Scherz,
Verändert das Parterre, doch ändert nie das Herz.

Goethe aber schrieb:

O Händel, dessen Ruhm von Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie: originelle Kuchen.
Des Kaffee's Ocean, der sich vor dir ergießt,
Ist süßer, als der Saft, der vom Hymettus fließt.

Dein Haus, ein Monument, wie wir den Künsten lohnen,
Umhangen von Trophä'n, erzählt den Nationen:
Auch ohne Diadem fand Händel hier sein Glück,
Und raubte dem Kothurn gar manch Achtgroschenstück.
Glänzt deine Urn' dereinst im majestät'schen Pompe,
Dann weint der Patriot an deiner Katakombe.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Parnassus fest!
Kein Phalanx Griechenlands mit römischen Ballisten
Vermög' Germanien und Händeln zu verwüsten!
Dein Wohl ist unser Stolz, dein Leiden unser Schmerz,
Und Händels Tempel ist der Musensöhne Herz.

Es wird sich später zeigen, wie dieses anfangs spurlos vorübergehende Spottgedicht nach längerer Zeit wieder auflebte und dann noch ernste Folgen nach sich zog.

Im zweiten Halbjahr seiner leipziger Studien, von Ostern 1766 an, hörte Goethe auch Gellert's Vorlesung über Batteux' Werk von den schönen Wissenschaften. Hier wurde es erkenntlich, daß der ehrwürdige Mann von der Dichtkunst, die aus vollem Herzen und wahrer Empfindung strömt, keinen Begriff hatte. Er nannte nie die Namen Klopstock, Kleist, Wieland, Geßner, Gleim, Lessing, Gerstenberg, weder im Guten noch im Bösen, und bei der Ehrlichkeit seines Herzens ließ sich nicht anders schließen, als daß er sie nicht für Dichter ansah, ein Urtheil, welches ihm vom heutigen Standpunkte aus wol zur

Ehre gereichen würde, wenn es nicht an Werth durch die noch geringere Bedeutung derjenigen, welche er als Dichter pries, verloren hätte. Es schien aber auch der Gebrechlichkeit seines Wesens zu entsprechen, daß die Kraft dieser Dichter außer dem Bereiche seiner Beurtheilungsfähigkeit lag.

Bei aller Einsicht in Gellert's Schwächen hat ihm aber Goethe zu allen Zeiten seine Verehrung bezeigt. So vertheidigte er ihn 1772 in der Recension einer Schrift über den Werth einiger deutscher Dichter gegen ein absprechendes Urtheil, indem er das Zugeständniß, daß derselbe kein Dichter im höchsten Sinne des Wortes gewesen sei, durch den Hinweis auf die Anmuth seiner Fabeln und Erzählungen, seinen Einfluß auf die erste Bildung der Nation und den Werth seiner guten Kirchenlieder, welche die Beseitigung des Wustes der elendesten Gesänge veranlaßt, ausglich, und als er 1774 Gellert's Denkmal von Oeser feierte, sprach er wieder innige Worte über jenen.

Die kritische Literatur kam dem Dichter damals in kümmerlichster Weise entgegen und Goethe konnte daher aus ihr nichts zur Aufklärung der ihn quälenden Fragen entnehmen; die Beurtheilung von Gedichten und was sich sonst auf schöne Literatur beziehen

mag, war wo nicht erbärmlich, doch wenigstens sehr schwach, und dies gilt sogar von den vielfach trefflichen Literaturbriefen, die Nicolai in Berlin herausgab und an denen Lessing sich betheiligte, mehr noch von der, von ebendemselben unternommenen „Allgemeinen deutschen Bibliothek", ingleichen von Weiße's „Bibliothek der schönen Wissenschaften". So wußte z. B. die Kritik Wieland's Dichtungen, die von den hergebrachten Mustern sich losgemacht hatten, nicht beizukommen; sie vermochte keine Einsicht in den Charakter der Dichtart selbst zu gewinnen, um dadurch die Grundlage für ein richtiges Urtheil festzustellen. Und hier gerade fühlte Goethe recht eindringlich die Nichtigkeit des kritischen Wesens. „Musarion" namentlich äußerte zu der Zeit, von welcher jetzt die Rede ist, eine lebhafte Wirkung auf ihn, und er beeilte sich, die Aushängebogen sofort seinem Lehrer Oeser vorzulegen, als dieser in der ersten Hälfte 1766 den Vorhang für das neue Schauspielhaus malte. In diesem Gedichte glaubte Goethe das Alterthum lebendig und neu wiederzusehen. Alles was in Wieland's Genie plastisch ist, zeigte sich hier aufs vollkommenste, und da jener zur unglücklichen Nüchternheit verdammte Phanias-Timon sich zuletzt wieder mit seinem Mädchen und der Welt versöhnt, so mochte man die menschen-

feindliche Epoche wol auch mit ihm durchleben. Uebrigens ließ sich diesem und andern Werken Wieland's ein heiterer Widerwille gegen erhöhte Gesinnungen, welche, bei leicht verfehlter Anwendung aufs Leben, öfters der Schwärmerei verdächtig werden, sehr gern zugeben. Es war dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher zu verzeihen, als er dadurch zu erkennen gab, daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.

Wenn einem solchen mit Begeisterung begrüßten Werke gegenüber die Kritik nichts zur Erklärung des tiefen Eindrucks zu sagen wußte, und wenn demnach die strebende Jugend über die Behandlungsweise dichterischer Schöpfungen überhaupt nicht berathen war, so blieb einem jeden, der etwas aus sich hervorzubringen gedachte, der nicht seinen Vorgängern die Worte und Redensarten aus dem Munde nehmen wollte, nichts übrig, als sich früh und spät nach einem Stoffe umzusehen, den er zu benutzen gedächte. Doch wurden auch hier die angehenden Dichter sehr in der Irre herumgeführt. Man trug sich mit einem Worte von Kleist, das auch Goethe oft genug hören mußte. Jener hatte nämlich gegen diejenigen, welche ihn wegen seiner öftern einsamen Spaziergänge beriefen, scherzhaft, geistreich und wahrhaft geantwortet: er sei

dabei nicht müßig, er gehe auf die Bilderjagd. Es war dies ein Gleichniß, das damals einem Edelmann und Soldaten ziemte, der sich dadurch Männern seines Standes gegenüberstellte, die mit der Flinte im Arm auf die Hasen- und Hühnerjagd, so oft sich nur Gelegenheit zeigte, auszugehen nicht versäumten. Es findet sich daher in Kleist's Gedichten von solchen einzelnen glücklich aufgehaschten, obgleich nicht immer glücklich verarbeiteten Bildern gar manches, was freundlich an die Natur erinnert. Nun aber erging auch an Goethe die ganz ernstliche Mahnung, auf die Bilderjagd auszugehen, die ihn denn doch zuletzt nicht ganz ohne Frucht ließ, obgleich Apel's Garten, die Kuchengärten, Gohlis, Raschwitz und Connewitz das wunderlichste Revier waren, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen. Und doch ward er aus jenem Anlaß öfters bewogen, seinen Spaziergang einsam anzustellen, und weil weder von schönen noch erhabenen Gegenständen dem Beschauer viel entgegentrat und in dem wirklich herrlichen Rosenthale zur besten Jahreszeit die Mücken keinen zarten Gedanken aufkommen ließen, so ward er bei unverdrossen fortgesetzter Bemühung auf das Kleinleben der Natur höchst aufmerksam, und weil ferner die zierlichen Begebenheiten, die man in diesem Kreise gewahr wird, an und für sich wenig

vorstellen, so gewöhnte er sich, in ihnen eine Bedeutung zu sehen, die sich bald gegen die symbolische, bald gegen die allegorische Seite hinneigte, je nachdem Anschauung, Gefühl oder Betrachtung das Uebergewicht behielt. Ein in eine Idylle verwandeltes Ereigniß, welches als Beispiel dieser Dichtungen dient, bezieht sich auf Goethe's Liebe, und mag besser mit dieser erwähnt werden; andere Gedichte dieser Richtung sind aber noch:

Unbeständigkeit.

Auf Kieseln im Bache, da lieg' ich, wie helle!
Verbreite die Arme der kommenden Welle
Und buhlerisch drückt sie die sehnende Brust.
Dann trägt sie ihr Leichtsinn im Strome darnieder;
Schon naht sich die zweite, und streichelt mich wieder,
Da fühl' ich die Freuden der wechselnden Lust.

O, Jüngling sei weise! Verwein' nicht vergebens
Die fröhlichsten Stunden des traurigen Lebens,
Wenn flatterhaft dich ja ein Mädchen vergißt!
Geh, ruf sie zurücke die vorigen Zeiten!
Es küßt sich so süße der Busen der zweiten,
Als kaum sich der Busen der ersten geküßt.

Der Schmetterling.

Und in Papillons Gestalt
Flattr' ich nach den letzten Zügen
Zu den vielgeliebten Stellen,
Zeugen himmlischer Vergnügen,

Ueber Wiesen, an die Quellen,
Um den Hügel, durch den Wald.

Ich belausch' ein zärtlich Paar.
Von des schönen Mädchens Haupte,
Aus den Kränzen schau' ich nieder;
Alles was der Tod mir raubte,
Seh' ich hier im Bilde wieder,
Bin so glücklich, wie ich war.

Sie umarmt ihn lächelnd stumm,
Und sein Mund genießt der Stunde,
Die ihm güt'ge Götter senden,
Hüpft vom Busen zu dem Munde,
Von dem Munde zu den Händen,
Und ich hüpf' um ihn herum.

Und sie sieht mich Schmetterling.
Zitternd vor des Freund's Verlangen
Springt sie auf, da flieg' ich ferne.
„Liebster, komm ihn einzufangen!
Komm! Ich hätt' es gar zu gerne,
Gern das kleine bunte Ding!"

Die Freuden.

Da flattert um die Quelle
Die wechselnde Libelle,
Der Wasserpapillon,
Bald dunkel und bald helle,
Wie ein Chamäleon,
Bald roth und blau, bald blau und grün.
O, daß ich in der Nähe
Doch seine Farben sähe!

Da fliegt der Kleine vor mir hin,
Und setzt sich auf die stillen Weiden.

Da hab' ich ihn! Da hab' ich ihn!
Und nun betracht' ich ihn genau
Und seh' ein traurig dunkles Blau.
So geht es Dir, Zergliedrer deiner Freuden!

Schon einen freiern Aufschwung nahm Goethe's Einbildungskraft, wenn er in Dölitz weilte, wo Professor Oeser eine bescheidene, ländliche Besitzung, die er von einem Verehrer geschenkt erhalten hatte, bewohnte, und wo auf dem einen Ufer der Pleiße das freundliche Dorf, auf der andern prächtige, weithin gedehnte, waldumkränzte Wiesen ihn mannichfaltiger anregten. Doch waren auch hier die Naturgegenstände immerhin nicht bedeutend genug, und bei der Beschränktheit seines Zustandes, der Gleichgültigkeit seiner Genossen, dem Zurückhalten der Lehrer und der Abgesondertheit der gebildeten Einwohner Leipzigs war er daher trotzdem genöthigt, alles in sich selbst zu suchen; er mußte, wenn er zu seinen Gedichten eine weitere Unterlage, Empfindung oder Betrachtung verlangte, in seinen Busen greifen, und forderte er zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte er nicht aus dem Kreise heraustreten, der ihn zu berühren, ihm ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb er zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freierm Silbenmaß; sie entsprangen aus Nachdenken,

handeln vom Vergangenen und nahmen meist eine epigrammatische Wendung. Und da uns das Herz immer näher liegt als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wol zu helfen weiß, so erschienen auch Goethen die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten. Er ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit und über all das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als das Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Gedichte jener Zeit, welche die Flüchtigkeit der Neigungen und die Wandelbarkeit des menschlichen Wesens zum Gegenstande haben, sind außer den obenstehenden, „Unbeständigkeit“ und „Der Schmetterling“, noch folgende:

Liebe und Tugend.

Wenn einem Mädchen, das uns liebt,
Die Mutter strenge Lehren giebt
Von Tugend, Keuschheit und von Pflicht,
Und unser Mädchen folgt ihr nicht,
Und fliegt mit neuverstärktem Triebe
Zu unsern heißen Küssen hin,
Da hat daran der Eigensinn
So vielen Antheil, als die Liebe.

Doch wenn die Mutter es erreicht,
Daß sie das gute Herz erweicht,

Voll Stolz auf ihre Lehren sieht,
Daß uns das Mädchen spröde flieht,
So kennt sie nicht das Herz der Jugend;
Denn wenn das je ein Mädchen thut,
So hat daran der Wankelmuth
Gewiß mehr Antheil, als die Liebe.

Amors Grab.
(Nach dem Französischen.)

Weint, Mädchen, hier an Amors Grabe! Hier
Sank er von nichts, von ohngefähr darnieder.
Doch ist er wirklich todt? Ich schwöre nicht dafür:
Von nichts, von ohngefähr erwacht er öfters wieder.

Wunsch eines jungen Mädchens.

O fände für mich
Ein Bräutigam sich!
Wie schön ist's nicht da:
Man nennt uns Mama;
Da braucht man zum Nähen,
Zur Schul' nicht zu gehen;
Da kann man befehlen,
Hat Mägde, darf schmälen;
Man wählt sich die Kleider,
Nach Gusto den Schneider;
Da läßt man spazieren,
Auf Bälle sich führen,
Und fragt nicht erst lange
Papa und Mama.

Es spricht sich in allen diesen Gedichten, welche allerdings meist wol erst in den Frühling des letzten Jahres von Goethe's leipziger Aufenthalt fallen,

eine Neigung zum Natürlichen und Wahren aus, und wenn die Gegenstände auch aus dem obengedachten Grunde nicht immer bedeutend sein konnten, so suchte Goethe sie doch immer rein und scharf auszudrücken. Auf diese Richtung seiner Dichtergabe und auf die Gewandtheit im fließenden Versbau ist wol vornehmlich Christian Felix Weiße nicht ohne Einfluß gewesen.

Derselbe war am 28. Jan. 1726 in Annaberg geboren, wo sein Vater, Christian Heinrich, jedoch beiläufig nur ein Jahr, als Rector der lateinischen Schule lebte. Christian Felix erhielt seine Schulbildung auf dem Gymnasium zu Altenburg, dessen Director sein Vater geworden war, studirte seit 1745 in Leipzig Philologie, trat schon damals mit den hier versammelten Dichtern der „Bremer Beiträge" sowie später mit Lessing in Verbindung, verblieb auch nach zurückgelegten Universitätsjahren hier und zwar von 1750 an als Hofmeister und später als Gesellschafter eines Grafen Geyersberg, mit welchem er auch Paris besuchte, wobei er mit Rousseau in flüchtige, aber recht freundschaftliche Berührung kam und von wo er 1760 zurückkehrte. Wie er in verschiedener Richtung für die Bühne thätig war, ist nachher zu erwähnen. Seinen literarischen Ruf gründete er besonders durch

die seit 1759 übernommene Herausgabe der „Bibliothek der schönen Wissenschaften“; den ausgebreitetsten Ruhm erlangte er aber durch seinen „Kinderfreund“ und den daran anschließenden „Briefwechsel der Familie des Kinderfreundes“, in zusammen 24 Bänden von 1775 — 82 erscheinend, wodurch er zum Zwecke einer gründlichern Bildung der Jugend eine bedeutende Anregung gab. Von dieser Zeit wurde er selbst über Deutschlands Grenzen hinaus als allgemeiner Rathgeber im Erziehungswesen in ehrenvollster Weise in Anspruch genommen. Das Amt eines Kreissteuereinnehmers, nach welchem er gewöhnlich bezeichnet wird, erhielt er 1762, und es erhöhte die Achtung, die er genoß, auf eine eigene Art, daß er bei so angenehmen Talenten sich noch als emsiger treuer Geschäftsmann auszeichnete. Seine Ehe mit einer Tochter des berühmten Arztes und Wundarztes Dr. Platner schloß er 1763; sein Tod erfolgte am 16. Dec. 1804.

Als Goethe nach Leipzig kam, stand Weiße in seinen besten Jahren, war heiter, freundlich und zuvorkommend, und ward auch von ersterm, wie fast von jedem, der ihm näher trat, geliebt und geschätzt. Die von ihm 1758 unter dem Titel „Scherzhafte Lieder“ herausgegebenen kleinern Gedichte sind es,

denen Goethe's leipziger Lieder in ihrer gefälligen leichten Form und zum Theil in ihrem lüsternen Inhalte gleichen, wenn auch Goethe letztern zu einer sittlichen Sinnlichkeit zu vertiefen wußte. Um Weiße's Einfluß hierbei recht deutlich zu machen, mag ein Lied Weiße's einem leipziger Liede Goethe's gegenübergestellt werden. Weiße schrieb:

Die Vorsicht.

(„Scherzhafte Lieder", sechstes Buch.)

So geh doch! Geh! Was tändelst Du?
Du küssest mich? Mit Deinem Küssen!
Hör' einmal auf! Laß mich in Ruh!
Was wird denn draus? Das möcht' ich wissen!
Ich schrei', ich schrei', gib Acht!
Der lose Vogel lacht?
So mache nur die Thüre zu.

Etwas feiner dichtete Goethe:

Das Schreien.

(Nach dem Italienischen.)

Einst ging ich meinem Mädchen nach
Tief in den Wald hinein,
Und fiel ihr um den Hals und: „Ach!"
Droht sie, „ich werde schrein."

Da rief ich trotzig: „Ha, ich will
Den tödten, der uns stört!"
„Still!" lispelt sie, „Geliebter, still!
Daß ja uns niemand hört."

Selbständiger, in zarterm und bedeutenderm Geiste Goethe's gehalten sind dagegen folgende:

Hochzeitlied.

An meinen Freund.

Im Schlafgemach, fern von dem Feste,
Sitzt Amor, Dir getreu, und wacht,
Daß nicht die List muthwill'ger Gäste
Das Brautbett Dir unsicher macht.
Er harrt auf Dich. Der Fackel Schimmer
Umglänzt ihn, und ihr flammend Gold
Treibt Weihrauchdampf, der durch das Zimmer
In wollustvollen Wirbeln rollt.

Wie schlägt Dein Herz beim Schlag der Stunde,
Der Deiner Freunde Lärm verjagt!
Wie blickst Du nach dem schönen Munde,
Der Dir nun bald nichts mehr versagt!
Du eilst, Dein Glücke zu vollenden,
Mit ihr ins Heiligthum herein;
Die Fackel in des Amors Händen
Wird wie ein Nachtlicht still und klein.

Wie glüht vor Deiner Küsse Menge
Der Schönen reizendes Gesicht!
Zum stillen Scherz wird ihre Strenge;
Denn Deine Kühnheit wird zur Pflicht.
Schnell hilft ihr Amor sich entkleiden,
Und ist doch nicht so schnell als Du;
Dann hält der kleine Schalk bescheiden
Sich fest die beiden Augen zu.

An den Mond.

Schwester von dem ersten Licht!
Bild der Zärtlichkeit in Ruh!

Nebel schwimmt mit Silberschauer
Um dein reizendes Gesicht.
Deines leisen Fußes Lauf
Weckt aus tagverschloßnen Höhlen
Traurig abgeschiedne Seelen,
Mich und nächt'ge Vögel auf.

Forschend übersieht dein Blick
Eine großgemeßne Weite.
Hebe mich an deine Seite!
Gieb der Schwärmerei dieß Glück!
Und in wollustvoller Ruh
Säh' der weitverschlagne Ritter
Durch das gläserne Gegitter
Seines Mädchens Nächten zu.

Dämm'rung, wo die Wollust thront,
Schwimmt um ihre runden Glieder.
Trunken sinkt mein Blick hernieder:
Was verhüllt man wol dem Mond?
Doch, was das für Wünsche sind!
Voll Begierde, zu genießen,
So da droben hängen müssen —
Ei, da schieltest du dich blind!

Etwas derber und nicht sowol aus versittlichter Sinnlichkeit, sondern aus Muthwillen hervorgegangen ist endlich:

Kinderverstand.

In großen Städten lernen früh
Die jüngsten Knaben was;
Denn manche Bücher lesen sie
Und hören dieß und das

Vom Lieben und vom Küssen —
Sie brauchten's nicht zu wissen —
Und mancher ist im zwölften Jahr
Fast klüger, als sein Vater war,
Da er die Mutter nahm.

Das Mädchen wünscht von Jugend auf
Sich hochgeehrt zu sehn;
Sie ziert sich klein und wächst herauf
In Pracht und Assembleen.
Der Stolz verjagt die Triebe
Der Wollust und der Liebe;
Sie sinnt nur drauf, wie sie sich ziert,
Ein Aug' entzückt, ein Herze rührt,
Und denkt ans andre nicht.

Auf Dörfern sieht's ganz anders aus:
Da treibt die liebe Noth
Die Jungen auf das Feld hinaus
Nach Arbeit und nach Brod.
Wer von der Arbeit müde,
Läßt gern den Mädchen Friede.
Und wer noch obendrein nichts weiß,
Der denkt an nichts, den macht nichts heiß.
So geht's den Bauern meist.

Die Bauermädchen aber sind
In Ruhe mehr genährt,
Und darum wünschen sie geschwind
Was jede Mutter wehrt.
Oft stoßen schäckernd Bräute
Den Bräut'gam in die Seite;
Denn von der Arbeit, die sie thun,
Sich zu erholen, auszuruhn,
Das können sie dabei.

hatte er zeitig in die seltsamen Irrgänge geblickt, mit welchen die bürgerliche Gesellschaft unterminirt ist. Er sah, wie Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheiten — alles nur die Oberfläche des städtischen Daseins beherrscht. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen waren reinlich gehalten und jedermann betrug sich daselbst anständig genug; aber im Innern fand er es öfters um desto wüster und von einem glatten Aeußern, als einem schwachen Bewurf, manches morsche Gemäuer übertüncht, das er über Nacht zusammenstürzen und eine desto schrecklichere Wirkung hervorbringen sah, als es mitten in den friedlichen Zustand hereinbrach. Wie viele Familien hatte er nicht schon näher und ferner durch Bankrotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Raube sich kümmerlich erhalten sehen. Oft hatte er, so jung er war, in solchen Fällen zur Rettung und Hülfe die Hand geboten; denn da seine Offenheit Zutrauen erweckte, seine Verschwiegenheit erprobt war, seine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so bot sich ihm oft genug Gelegenheit, zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten, und was sonst nur alles geleistet

werden kann; wobei es nicht fehlen konnte, daß er sowol an sich selbst, als durch andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte. Um sich die bänglichen Eindrücke vom Halse zu schaffen, entwarf er mehrere Schauspiele, ließ aber eins nach dem andern fallen, da die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten. „Die Mitschuldigen" sind das einzige fertig gewordene davon. Derselben Einsicht in unsittliche Verhältnisse des wirklichen Lebens verdankt seinen Ursprung das spaßhafte

Neujahrlied.

Wer kömmt! Wer kauft von meiner Waar'!
Devisen auf das neue Jahr
Für alle Stände!
Und fehlt auch einer hie und da,
Ein einz'ger Handschuh paßt sich ja
An zwanzig Hände.

Du Jugend, die du tändelnd liebst,
Ein Küßchen um ein Küßchen giebst,
Unschuldig heiter,
Jetzt lebst du noch ein wenig dumm;
Geh nur erst dieses Jahr herum,
So bist du weiter.

Die ihr schon Amors Wege kennt,
Und schon ein bischen lichter brennt,
Ihr macht mir bange.

Zum Ernst, ihr Kinder, von dem Spas!
Das Jahr! Zur höchsten Noth noch das,
Sonst währt's zu lange.

Du junger Mann! Du junge Frau!
Lebt nicht zu treu, nicht zu genau
In enger Ehe;
Die Eifersucht quält manches Haus,
Und trägt am Ende doch nichts aus
Als doppelt Wehe.

Der Witwer wünscht in seiner Noth,
Zur sel'gen Frau durch schnellen Tod
Geführt zu werden.
Du guter Mann, nicht so verzagt!
Das, was dir fehlt, das, was dich plagt,
Find'st du auf Erden.

Ihr, die ihr Misogyne heißt,
Der Wein heb' euern großen Geist
Beständig höher!
Zwar Wein beschweret oft den Kopf,
Doch der thut manchem Ehetropf
Wol zehnmal weher.

Der Himmel geb' zur Frühlingszeit
Mir manches Lied voll Munterkeit,
Und Euch gefall' es;
Ihr lieben Mädchen singt es mit,
Dann ist mein Wunsch am letzten Schritt,
Dann hab' ich alles.

Auch wenn Erlebnisse seines Innern ihn erschütterten, wußte Goethe das aufgeregte Gemüth nicht anders zu besänftigen, als daß er das, was in ihm vorging, in eine Dichtung niederlegte; so zeugen von

seinem Lieben in Leipzig und von den Vorwürfen, die er sich dabei über sein Verhalten gegen die Geliebte zu machen hatte, manche weiter unten aufzuführende Gedichte und das Schäferspiel „Die Laune des Verliebten". Ebenso nahmen ihn künstlerische Eindrücke so lange gefangen, bis er sie dichterisch ausgesprochen hatte; daraus entstanden namentlich Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen, die er in hiesigen Sammlungen sah, indem er die darauf vorgestellten Personen in ihrem vorhergehenden und nachfolgenden Zustande sich zu vergegenwärtigen, bald auch ein kleines Lied, das ihnen geziemt hätte, zu dichten wußte. Wenn dabei die Gedichte manchmal beschreibend wurden, war ihm dies in der Folge bei größerer Reife nützlich, indem er dadurch auf den Unterschied der Künste aufmerksam wurde. Gedichte dieser Art standen einige auf der gleich zu erwähnenden Abschrift von Behrisch.

So begann denn Goethe in Leipzig, besonders seit Ende 1767, diejenige Richtung, von der er sein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was ihn erfreute oder quälte oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln und darüber mit sich selbst abzuschließen, um sowol seine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als sich im

Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hierzu war wol niemand nöthiger als ihm, den seine Natur immerfort zwischen den bis aufs Aeußerste getriebenen Stimmungen entgegengesetzter Art hin- und herwarf. Was Goethe von jener Zeit an schrieb, sind Bruchstücke einer großen Beichte.

Sein Freund Behrisch hatte auch nur das, was man Geschmack nannte: ein gewisses allgemeines Urtheil über das Gute und Schlechte, das Mittelmäßige und Zulässige; doch war sein Urtheil mehr tadelnd, und er zerstörte noch den wenigen Glauben, den Goethe an gleichzeitige Schriftsteller bei sich hegte, durch lieblose Anmerkungen, die er über die Schriften und Gedichte dieses und jenes mit Witz und Laune vorzubringen wußte. Goethe's Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ ihn unter der Bedingung gewähren, daß er nichts drucken lassen sollte, wogegen er diejenigen Stücke, welche er für gut hielt, selbst mit seiner zierlichen Hand abschreiben und in einem schönen Bande Goethen verehren zu wollen versprach. Dies geschah, und letzterer trieb das Dichten nur um desto eifriger, als die Abschrift schöner und sorgfältiger vorrückte, und hütete sich dabei um so mehr, etwas Leeres und Ueberflüssiges zu sagen, als der Freund ihm öfters zu bedenken gab, daß dies

Verschwendung der Zeit, Geschicklichkeit und Anstrengung sei, die er brauche, um einen Vers mit Rabenfeder und Tusche auf holländisch Papier zu schreiben.

Diese Abschriften Behrisch's, dann die von Breitkopf componirten und herausgegebenen, sowie die in einer Handschrift an Friederike Oeser geschenkten Lieder, endlich zwei noch zu erwähnende Lustspiele nebst einigen zufällig erhaltenen Kleinigkeiten, wie die Oden an Behrisch und Zachariä, eine Hymne an Flora, die Uebersetzung aus Corneille und eine Judenpredigt in ungebundener Rede, scheinen alles zu sein, was von leipziger Dichtungen übrigblieb, als Goethe beim Beginn des Frühjahrs 1770 nach der Universität Strasburg abging und dabei wieder ein Auto de Fé über seine Arbeiten verhängte, weil ihm die in Leipzig verfaßten Gedichte schon zu gering, zu kalt und trocken und in Hinsicht dessen, was die Zustände des menschlichen Herzens oder Geistes ausdrücken sollte, allzu oberflächlich erschienen.

Daß Goethe mehrseitig in seinem Umgange zu jungen, der Dichtkunst ergebenen Leuten sich hielt, sagt er selbst, nennt aber nur Daniel Schiebeler und Johann Joachim Eschenburg.

Letzterer war am 7. Dec. 1743 zu Hamburg geboren, besuchte aber erst von 1764 ab die leipziger

Universität, wo er, gleich Goethe, Ernesti, Gellert, Clodius und Winckler sowie Morus hörte und mit Weiße befreundet war, an dessen „Bibliothek der schönen Wissenschaften“ er sich als Mitarbeiter betheiligte. Schon 1767 verließ er Leipzig, da er die Stellung eines Hofmeisters am Carolinum zu Braunschweig erhalten hatte, woselbst er 1777 Professor der schönen Literatur ward. Er übersetzte mehrere englische Dichtungen, namentlich Shakspeare, und schrieb selbst mehreres über Literaturgeschichte und Aesthetik. Er starb am 29. Febr. 1820. Als Student war er ein schöner junger Mann, der sich unter den Studenten vortheilhaft auszeichnete.

In demselben geselligen Kreise mit Weiße, Oeser, u. a., dem auch Eschenburg angehörte, lebten aber noch einige angehende Dichter, mit denen ebendeshalb Goethe auch verkehrt haben wird, ohne daß er sie jedoch nennt, so namentlich Johann Jakob Engel und Johann Benjamin Michaelis.

Ersterer war am 11. Sept. 1741 zu Parchim geboren, studirte zu Rostock und Bützow, wurde 1763 Doctor der Philosophie, und begab sich 1765 nach Leipzig, um sich der Philosophie sowie den ältern und neuern Sprachen zu widmen. In Leipzig schloß er sich vorzugsweise an Weiße und Garve an, war eben-

falls Mitarbeiter an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften" sowie er auch der Bühne nahe stand und mehrere Schauspiele, ingleichen die in der Ostermesse 1770 bei Wiedereröffnung der Vorstellungen der Koch'schen Gesellschaft gehaltenen Reden gedichtet hat. Einem Rufe als Professor der Philosophie und der schönen Wissenschaften am Joachimsthal'schen Gymnasium zu Berlin leistete er 1775 Folge, wurde später Mitglied der dortigen Akademie und 1787 königlicher Oberdirector des berliner Nationaltheaters, zog sich 1794 wegen Kränklichkeit nach Schwerin zurück, begab sich 1798 auf Einladung des Königs Friedrich Wilhelm III. wieder nach Berlin und starb am 28. Juni 1802 in Parchim, als er seine Mutter dort besuchte. Er war ein scharfsinniger Schriftsteller, und namentlich erwarben ihm seine „Ideen zu einer Mimik", sein „Philosoph für die Welt", sein Roman „Lorenz Stark" einen ehrenvollen Namen. Für den Verfasser des letztern wurde Goethe hin und wieder gehalten, obwol dieser selbst wenig erbaut von dem Werke war.

Michaelis wurde am 31. Dec. 1746 als der Sohn eines armen Tuchmachers in Zittau geboren, bezog etwa 1765 mit dürftiger Vorbildung die Universität Leipzig, um Arzneiwissenschaften zu studiren, hörte aber außer den Fachlehrern Gottsched, Gellert und Ernesti,

und gab 1766 seine ersten Gedichte heraus. Dadurch lenkte er die Aufmerksamkeit Gellert's, Weiße's und Oeser's auf sich; vorzüglich nahm sich letzterer seiner an, er zog ihn in sein Haus, ertheilte ihm Zeichenunterricht und empfahl ihn später an Gleim. Mit Engel war er besonders befreundet. Als das neue Schauspielhaus, dessen Vorhang Oeser, wie schon erwähnt, malte, gehoben werden sollte — am 18. Juli 1766 — dichtete Michaelis die Rede für den bauführenden Zimmermeister. Nachdem er 1768 an einem heftigen Nervenfieber daniedergelegen hatte, gab er das Studium der Arzneikunde auf, erlangte 1769 eine Hofmeisterstelle, folgte 1770 dem Rufe zur Redaction des „Hamburger Correspondenten", verlor diese Stellung aber wieder seiner Unzuverlässigkeit wegen, und erhielt nunmehr auf Lessing's Empfehlung bei Seiler's Schauspielergesellschaft das bis dahin unbekannte Amt eines Theaterdichters, das er aber gleichfalls mit Rücksicht auf seine leidende Gesundheit bald wieder aufgeben mußte. Gleim nahm ihn jetzt zu sich, doch erlag er seinem körperlichen Leiden schon am 30. Sept. 1772 zu Halberstadt. Unter seinen Gedichten, deren auch Goethe ehrenvolle Erwähnung thut, zeichneten sich vor allen die satirischen aus.

Befreundet und bekannt mit den damaligen Schön-

geistern und Kunstfreunden Leipzigs, unter den letztern namentlich mit Oeser, Thomas Richter, Kreuchauff, Bause, war auch Christian Garve, und er trat daher unzweifelhaft auch Goethen näher; denn da wir in den Lebensschilderungen der hier genannten Schriftsteller immer wieder denselben leipziger Freundesnamen begegnen, und zwar den Namen der Personen, mit denen eben auch Goethe in näherer Verbindung stand, so läßt sich daraus entnehmen, daß alle diejenigen, welche der Dichtung und Kunst huldigten, einen Kreis bildeten, dessen Glieder einen regen Verkehr unter sich erhielten. Geboren am 7. Jan. 1742 in Breslau, war Garve dort bereits Magister geworden, als er, hauptsächlich Gellert's wegen, noch die Universität Leipzig besuchte und überdies die Vorlesungen von Ernesti und Reiz hörte. Er lieferte hier Aufsätze zu Weiße's „Bibliothek der schönen Wissenschaften", nahm lebhaften Antheil an den Kunstwerken und der Bühne Leipzigs, trat auch zu Engel in ein freundschaftliches Verhältniß, kehrte aber schon 1767 nach Breslau zurück, wo er auch den größten Theil seines Lebens zubrachte und sich bei vielen körperlichen Leiden nur mit Schriftstellerei beschäftigte. Seine Werke sind meistens philosophischen Inhalts mit vorwiegend praktischer Richtung; auf Friedrich's II.

ausdrückliches Verlangen übersetzte er auch Cicero's „Bücher von den Pflichten". Er starb in seinem Geburtsort am 1. Dec. 1798.

Hat uns Garve eigentlich von unserm Wege abgeleitet und könnte vielleicht auch die Hierhergehörigkeit Engel's und Michaelis' noch Zweifler finden, so mag uns Just Friedrich Wilhelm Zachariä wieder ins Gleis unserer sichern Darstellung bringen. Derselbe wurde am 1. Mai 1726 zu Frankenhausen geboren, wo sein Vater fürstlich schwarzburgischer Kammersecretär und Regierungsadvocat war, erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dortiger Landesschule und befliß sich seit 1743 auf der Universität Leipzig eigentlich der Rechte, mehr jedoch der Dichtkunst. Hierbei anfangs von Gottsched begünstigt, entzog er sich doch bald der Herrschsucht desselben und schloß sich den Verfassern der „Bremer Beiträge" an. Nach Beendigung seiner Studien in Leipzig kehrte er für einige Zeit nach Hause zurück und trieb so eifrig Musik, daß er später mit Liedern, die er selbst gedichtet und gesetzt hatte, vor die Oeffentlichkeit treten konnte. Auf der Universität Göttingen, welche er zu Ostern 1747 bezog, befreundete er sich namentlich mit dem Freiherrn von Gemmingen, dessen Dichtungen er später ohne dessen Wissen veröffentlichte, was eine

öffentliche Verwahrung seitens desselben zur Folge hatte. Schon 1748 als Hofmeister am Carolinum zu Braunschweig angestellt, ward er doch erst 1761 zum Professor der Dichtkunst an dieser Anstalt ernannt, erhielt im folgenden Jahre die Aufsicht über die Buchdruckerei und Buchhandlung des herzoglichen Waisenhauses und der Intelligenzblätter zu Braunschweig, womit er zugleich die Herausgabe der „Gelehrten Beiträge" zu übernehmen hatte, sowie er die „Neue Braunschweigische Zeitung" herausgab und größtentheils schrieb. Er verheirathete sich 1773 mit Henriette Wegener und erhielt 1775 ein Kanonikat beim St.-Cyriaksstifte zu Braunschweig, erlag aber bereits am 30. Jan. 1777 einem beinahe zweijährigen Körperleiden.

Zachariä versuchte sich in den meisten Dichtungsarten, besonders aber war es das komische Heldengedicht, welches er nach Pope's Vorgang und Muster in Deutschland einführte und pflegte, und wodurch dem jungen Goethe schon in Frankfurt großes Vergnügen bereitet worden war, vorzüglich durch den „Renommist". Seine Satiren fand Goethe hiernächst um so ergötzlicher, als sie eigentlich nicht verletzten und z. B. die Liebhabereien und Eigenheiten der Landedelleute spaßhaft, aber ohne Misachtung dar-

stellten. Zachariä's Lieder sang er in Leipzig mit Käthchen Schönkopf zum Klavier, und so war Zachariä ein mehrseitig genau Bekannter und daher froh Begrüßter, als er nach Leipzig kam und bei Schönkopfs, an dessen Mittagstisch auch sein Bruder theilnahm, speiste. Er ließ es sich dort einige Wochen gefallen, und die Tischgesellschaft schätzte es sich zur Ehre, wechselsweise durch ein paar außerordentliche Gerichte, reichlichern Nachtisch und ausgesuchtern Wein ihrem Gast zu willfahren, der, als ein großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann, seine Neigung zu einer guten Tafel nicht verhehlte und durch liebenswürdig geübte Unterhaltungsgabe den Wunsch weckte, ihm wieder ein Vergnügen zu machen. Goethe schloß sich entzückt an ihn an und feierte, nachdem der Dichter Leipzig wieder verlassen, dessen dortigen Aufenthalt durch folgendes an ihn gerichtete Gedicht:

Schon wälzen schnelle Räder rasselnd sich und tragen
Dich von dem unbeklagten Ort
Und, angekettet fest an Deinem Wagen,
Die Freuden mit Dir fort.

Du bist uns kaum entwichen, und schwermüthig ziehen
Aus dumpfen Höhlen — denn dahin
Flohn sie bei Deiner Ankunft, wie vor'm Glühen
Der Sonne Nebel fliehn —

Verdruß und Langeweile. Wie die Stymphaliden
Umschwärmen sie den Tisch und sprühn
Von ihren Fittigen Gift unserm Frieden
Auf alle Speisen hin.

Wo ist, sie zu verscheuchen, unser gült'ger Retter,
Der Venus vielgeliebter Sohn,
Apollens Liebling, Liebling aller Götter?
Lebt er? ist er entflohn?

O! gäb' er mir die Stärke, seine mächt'ge Leier
Zu schlagen, die Apoll ihm gab!
Ich rührte sie, dann flöh'n die Ungeheuer
Erschreckt zur Höll' hinab.

O leih mir, Sohn der Maja, Deiner Fersen Schwingen,
Die Du sonst Sterblichen geliehn!
Die reißen mich aus diesem Elend, bringen
Mich zu der Ocker hin.

Dann folg' ich unerwartet ihm am Flusse;
Allein so wenig staunet er,
Als ging' ihm, angeheftet seinem Fuße,
Sein Schatten hinterher.

Von ihm dann unzertrennlich wärmt den jungen Busen
Der Glanz, der glorreich ihn umgiebt;
Er liebet mich! dann lieben mich die Musen,
Weil mich ihr Liebling liebt.

Auch Gotthold Ephraim Lessing hielt sich einige Wochen besuchsweise gleichzeitig mit Goethe in Leipzig auf. Sein Leben und seine Thätigkeit sind zu bekannt und zu bedeutend, als daß es nöthig und möglich wäre, hiervon an dieser Stelle eine

flüchtige Schilderung zu geben; ja auch nur die Vorführung seines Lebens und Wirkens in Leipzig sowie seines Einflusses auf und seiner Urtheile über Goethe würden den Lauf unserer Darstellung zu sehr unterbrechen. Erinnert sei daher nur daran, daß Lessing im Mai 1768, zu welcher Zeit er hier weilte, bereits durch verschiedene Schauspiele und kleine Dichtungen, sowie dramaturgische, kunstwissenschaftliche und antiquarische Schriften von damals in Deutschland ungekannter Vollendung sich einen großen Namen gemacht hatte. Sollte man nun nicht glauben, daß Goethe, der alle Berühmtheiten aufsuchte, sich auch bemüht haben werde, mit Lessing zusammenzukommen? Es geschah dies aber nicht; er ging nirgends ihm zu Gefallen hin, ja vermied die Orte, wo jener hinkam, weil er sich zu gut dünkte, von fern zu stehen, und doch keinen Anspruch machen könnte, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen. Diese Grille bestrafte sich in der Folge, indem er den von ihm aufs höchste geschätzten Mann niemals mit Augen zu sehen bekam. Auch nur eine einzige Spur von persönlicher Annäherung findet sich, indem Goethe in einem Briefe vom 6. Mai 1774 an einen unbekannten Freund schrieb: „Wenn Ihr Lessingen seht, so sagt ihm, daß ich auf ihn gerechnet hätte, und ich

pflegte mich an meinen Leuten nicht zu betrügen." Zu Anfang des Jahres 1781 faßte Goethe endlich den Plan, den Ebenbürtigen zu besuchen, als die Nachricht seines Todes — er starb am 15. Febr. im noch nicht vollendeten zweiundfunfzigsten Jahre — ihn niederschlug.

IV.

Dramatische Beschäftigungen.

Lessing war zuerst durch seine Bühnenwerke dem Knaben Goethe bekannt geworden; die Nennung desselben führt uns daher auf Goethe's Antheil an dem Schauspiel und der Bühne während seines leipziger Aufenthalts.

Schon bei obiger Andeutung über die Bedeutung Leipzigs wurde erwähnt, daß diese Stadt zu jener Zeit noch die erste Stelle in Deutschland hinsichts der Pflege des Schauspiels einnahm, da von hier die verschiedenen Umgestaltungen ausgingen, welche eine Veredlung und eine Vermannichfachung der Bühnenunterhaltungen zum Ziele nahmen. Gottsched's Bestrebungen hatten zwar schon Widerspruch durch Lehren und Spöttereien nicht nur, sondern auch durch die Thaten Lessing's und Weiße's gefunden, und ebenso hatte sich Goethe schon zum Theil von dessen An-

sehen losgesagt; denn er brachte von Frankfurt nach Leipzig ein bis zum fünften Aufzug fertiges Trauerspiel „Belsazar" mit, das, gegen die Lehre Gottsched's, welcher nur die französischen Alexandriner gelten ließ, in fünffüßigen Jamben geschrieben war. Er berichtet dem Freund Riese unterm 30. Oct. 1765 darüber:

Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel,
Der ich allein, Freund, zu gefallen wünschte;
Die Versart, die der große Schlegel selbst
Und meist die Kritiker für's Trauerspiel
Die schicklichsten und die bequemsten halten;
Die Versart, die den Meisten nicht gefällt,
Den Meisten, deren Ohr sechsfüßige
Alexandriner noch gewohnt; Freund, die,
Die ist's, die ich erwählt, mein Trauerspiel
Zu enden. Doch was schreib ich viel davon!
Die Ohren gellten Dir gar manches Mal
Von meinen Versen wieder, drum, mein Freund,
Erzähl ich Dir was Angenehmeres.

Der große Schlegel, worunter nur Johann Elias Schlegel gemeint sein kann, hatte sich nun zwar nicht im angegebenen Sinne ausgesprochen, wol aber hatte er in der unvollendeten Uebersetzung eines Trauerspiels von Congreve das englische Versmaß beibehalten, und sein Bruder Johann Heinrich Schlegel empfahl es allerdings auch für deutsche Trauerspiele. Goethe schreibt also hier dem erstern ein Werk des

jüngsten der drei Brüder Schlegel zu, wie er an einem andern Orte als Verfasser der geistlichen Gesänge des mittlern Bruders, Johann Adolf, ebenfalls den ältesten, Elias, nennt.

Bis 1765 war das Versmaß der fünffüßigen Jamben zwar in einigen übersetzten, aber nur in Einem im Druck erschienenen ursprünglich deutschen Trauerspiele angewendet worden: in der „Befreiung von Theben" von Weiße (1764), das daher auf Goethe's Wahl jedenfalls von Einfluß gewesen ist. Daß Goethe später seine Trauerspiele, wie den „Götz" und „Clavigo", in Prosa schrieb, dürfte dem Vorgang Lessing's zuzuschreiben sein, dem dann aber Goethe auch wieder mit dem Uebergang in die fünffüßigen Jamben in den achtziger Jahren folgte.

Beim Lustspiel ging Goethe inzwischen andere Wege. Obgleich Lessing auch solche nur in ungebundener Rede geschrieben hatte, so richtete sich Goethe doch hierin nach dem Fingerzeig Gottsched's und hielt sich an die Franzosen; denn er fühlte das Bedürfniß einer beschränkten Form zu besserer Beurtheilung der eigenen Arbeiten, und während er zu seiner Bildung mit eindringendem Eifer Molière's Stücke las, fing er zu seiner Uebung an, den „Lügner" von Corneille zu übersetzen, wurde jedoch nur mit dem ersten

Auftritt fertig: eine Arbeit, die noch erhalten ist. Ins Jahr 1768 fallen sodann die beiden Lustspiele, welche noch aus jener Zeit übrig sind: „Die Laune des Verliebten“ und „Die Mitschuldigen“. Beide sind in Alexandrinern geschrieben. Das erstere ist ein Schäferspiel, welche Gattung auch Gottsched begünstigt hatte, vorzüglich weil er sich in der Aufstellung gefiel, daß das Trauerspiel Fürsten, das Lustspiel Bürger und das Schäferspiel Landleute darzustellen habe. Gellert hatte ein paar der besten Schäferspiele geschrieben und sein Beispiel mochte Goethe geleitet haben, namentlich da die Eifersucht, welche er in seinem Stücke zum Ausdruck bringen wollte, auch Inhalt des Gellert'schen Schäferspiels „Das Band“ ist. „Die Laune des Verliebten“, dessen Veranlassung noch an anderer Stelle ausführlicher erwähnt werden soll, war aus demselben Drange hervorgegangen, von allem sein Gemüth Belästigenden oder seinen Geist Verfolgenden durch eine dichterische That sich zu befreien, welcher schon oben besprochen wurde und dem auch „Die Mitschuldigen“ ihre Entstehung verdankten, sowie einige andere nur entworfene oder doch nur zum Theil ausgeführte Stücke. Ist auch die erste Fassung der „Mitschuldigen“ verloren, wie es scheint, so ist doch eine Umarbeitung aus dem Jahre 1769

erhalten, welche wahrscheinlich wenig von jener abweicht; das Stück hat da nur zwei Aufzüge und beginnt mit dem jetzigen zweiten. Eine spätere Umarbeitung aus ebendemselben Jahre weicht dagegen nur noch wenig von derjenigen Gestalt ab, in welcher „Die Mitschuldigen“ in die Werke aufgenommen sind.

Neben diesen niedergeschriebenen Stücken gefiel sich Goethe im Entwerfen und Spielen von Stegreifstücken, indem bei Breitkopfs öfter dramatisirte Sprichwörter aufgeführt wurden, wobei er sich dann glänzend hervorthat und sich auf lange hinaus im Hause ein Gedächtniß stiftete.

Es blieb, wie sich denken läßt, nicht bei der Abfassung von Bühnenwerken, sondern es verschaffte sich Goethe auch den Genuß von Darstellungen fremder Erzeugnisse. Zwar mochten diejenigen nicht viel zu bedeuten haben, an denen er sich in Schönkopf's Hause selbst betheiligte, wobei er z. B. den Michel in Krüger's „Herzog Michel“ vorstellte, auch Lessing's kaum (1767) erschienene „Minna von Barnhelm“ gegeben wurde. Aber einflußreich waren die Vorstellungen der unter Koch's Leitung in Leipzig spielenden kurfürstlich sächsischen Hofkomödianten.

Stehende Bühnen gab es damals in Deutschland noch nicht; einzelne Unternehmer durchzogen das Reich,

spielten bald da bald dort, in großen und kleinen Residenzen und bedeutendern Handelsstädten, selbst außer Deutschland, wie in Petersburg, Riga, Strasburg. Zu den angesehensten jener Gesellschaften gehörte die Koch'sche.

Heinrich Gottfried Koch war 1703 in Gera geboren. Er hatte in Leipzig schon zwei Jahre der Rechtswissenschaft obgelegen, als er theils aus Neigung, theils aber auch seiner Armuth wegen 1728 in die Neuber'sche Schauspielergesellschaft eintrat, mit der er dann 1736 und 1737 in Strasburg war, wo er das Spiel der französischen Schauspieler studirte. Von da war er bei verschiedenen Gesellschaften von Hamburg bis Wien, kam 1749 wieder nach Leipzig als Mitglied von Schönemann's Gesellschaft, zerfiel mit diesem und verschaffte sich zu Anfang dieses Jahres das Privilegium als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hofkomödiant. Als solcher spielte er nunmehr in Leipzig, wiewol mit Unterbrechungen und zuweilen von andern Gesellschaften abgelöst. Seine Bühne war bald das lebendige Theater in Enoch Richter's Garten, bald ein Saal im Großen Blumenberg, bis er 1751 eine eigene Bühne in Quandt's Hof einrichten ließ, die merkwürdig ist, weil sie die erste war, welche nach dem Muster der altgriechischen

und römischen mit halbkreisförmigem Zuschauerraum auf Gottsched's Veranlassung hergestellt wurde. Sie blieb bis 1766, in welchem Jahre das neugebaute Schauspielhaus eröffnet wurde. Wenn nicht in Leipzig, spielte Koch mit den Seinigen in Lübeck, Hamburg, Dresden, Weimar und Berlin, an welchem letztern Orte er am 3. Jan. 1775 starb.

Als Schauspielunternehmer rühmte man an Koch die Einsicht in der Wahl der Schauspieler und der aufzuführenden Stücke, die geschickte Anordnung des Scenischen, wobei ihm seine Fertigkeit im Zeichnen zu statten kam, das Streben nach Kunstvollendung, den Fleiß in der Bildung von Künstlern, den Ernst in Erhaltung der Ordnung und guten Sitten, seine Beharrlichkeit und Gewandtheit, sowie endlich die Bethätigung seines Gefühls für den äußern Anstand der Bühne bei weiser Sparsamkeit. Als Schauspieler war er in Rollen der verschiedensten Art trefflich, so als Held (z. B. als Essex), als Charakterdarsteller (so als Geiziger in Molière's Lustspiel), als gemüthlicher Alter (so als Hausvater von Diderot), als Komiker (z. B. als sächsischer Bauer). Während Goethe in Leipzig war, spielte Koch für gewöhnlich seines hohen Alters wegen nicht mehr; derselbe hat ihn daher nur als Siegmar in Schlegel's

Trauerspiel „Hermann" und als Crispin, wie der lustige Bediente des französischen Lustspiels hieß, gesehen, wo er noch eine trockene Heiterkeit und eine gewisse künstlerische Gewandtheit zu zeigen wußte.

Auch seine Gattin, Christiane Henriette geborene Merlek, war eine beliebte Schauspielerin. Sie wurde 1731 zu Leipzig geboren und betrat 1748 in Wien die Bühne, woselbst sie sich auch verheirathete. Sie zeichnete sich im Trauerspiel ebenso wie im Lustspiel, in diesem namentlich in Zofen- und Beinkleiderrollen aus. Nach ihres Mannes Tode zog sie sich zurück und starb um 1805 in Berlin.

Von andern Mitgliedern der damaligen leipziger Bühne nannte Goethe in seinen spätern Jahren noch den Schauspieler Brückner (nicht Brinkner, wie in den Ausgaben von Goethe's Werken steht) und die Schauspielerinnen Steinbrecher (nicht Steinberger), Starke und Schulze (nicht Schulz).

Johann Gottfried Brückner wurde 1730 zu Irmellsdorf geboren, betrat zuerst 1752 die Bühne und ging bald darauf zu Koch, bei dem er bis zu dessen Tode blieb. Er spielte in seinen jüngern Jahren erste Liebhaber und Chevaliers — z. B. den Marinelli in Lessing's „Emilia Galotti" — später Helden — wie z. B. ein Gedicht auf seine Darstellung

Richard's III. und ein Bild von ihm, welches ihn als Götz von Berlichingen zeigt, erhalten sind — zuletzt aber, wo er bei Döbbelin's Gesellschaft in Berlin thätig war, Väter und edle Alte, sowie überhaupt Männer von Stande. Sein Fleiß im Eindringen in die Rollen und die außerordentliche Biegsamkeit seines Geistes werden ebenso gepriesen, wie sein Anstand, die Anmuth seiner Bewegungen und die Mannichfaltigkeit seiner Stimme. Wie hoch er als Schauspieler gehalten wurde, läßt sich auch daraus entnehmen, daß Michaelis in dem Prolog, welchen er 1769 für die Eröffnung der Vorstellungen der Wäser'schen Gesellschaft in Leipzig gedichtet hatte und in welchem die Zeile vorkommt:

Und Eckhof selbst fing nicht als Eckhof an,

anfangs gesetzt hatte:

Und Brückner selbst fing nicht als Brückner an,

und er die Namen nur darum vertauschte, weil er einsah, daß in dem Prolog nicht das Mitglied einer Gesellschaft gerühmt werden dürfe, welche in demselben Orte eine Nebenbuhlerin der genannten war. Frau Wäser, welche den Prolog sprach, fand aber

das einem deutschen Schauspieler gespendete Lob überhaupt anstößig und sagte:

Und Gaussin selbst fing nicht als Gaussin an.

Bei Brückner's trefflichem Spiel konnte es denn nicht fehlen, daß er auch den ganzen Beifall Goethe's errang, der sich dessen noch in spätern Jahren lebhaft erinnerte. — Brückner starb am 18. Oct. 1786 in Berlin.

Brückner's Frau, Katharina Magdalena Kleefeld, war 1719 in Königstein geboren, trat 1741 zur Bühne, verheirathete sich 1750 mit einem Schauspieler Klotzsch, war lange Zeit eine Zierde der Neuber'schen Gesellschaft, folgte ihrem zweiten Manne, Brückner, von Leipzig nach Berlin, wo sie bis 1791 spielte, lebte dann bei ihrem Sohne Karl Klotzsch, fürstlichem Tanzmeister in Köthen, und starb dort um 1800.

Karoline Elisabeth Steinbrecher, später verehelichte Hübler, war 1733 in Dresden geboren, wendete sich schon 1745 der Bühne zu und war mit ihrer Mutter — welche 1705 geboren war und der in Leipzig zu Goethe's Zeit die vornehmen Mütterrollen zufielen — bei Koch, siedelte auch mit diesem nach Berlin über, hatte aber dessen Gesellschaft schon vor deren Auflösung wieder verlassen; denn zu dieser

Zeit, 1775, findet sie sich mit ihrem Gatten bei der neubegründeten Bühne in Petersburg, wo sie bis zu ihrer Scheidung, 1791, blieb, von welcher Zeit ab sie dann zurückgezogen in Riga lebte. In ihrem Spiel wurde sie als Liebhaberin zu kalt befunden.

Johanne Christiane verehelichte Starke, mit dem Geburtsnamen Gebhardt, war 1732 zu Breslau geboren, widmete sich seit 1748 der Bühne, war während Goethe's leipziger Aufenthalt in Mütterrollen beschäftigt und wurde wohl aufgenommen; ihr Spiel in der Rolle der Claudia in „Emilia Galotti" wollte man über Brückner's Marinelli stellen, und Eckhof besang sie, als er sie 1756 in Schwerin als Marianne in der „Mütterschule" nach La Chaussée gesehen hatte. Der Koch'schen Gesellschaft gehörte sie bis zu deren Auflösung an.

Karoline Schulze endlich ist dasjenige Mitglied der leipziger Bühne, welches vor allen die Aufmerksamkeit der Goethe-Freunde verdient, da Goethe selbst ihr vor allen die meiste zugewendet hat. Sie war 1743 in Wien geboren, wo wahrscheinlich ihre Aeltern beide, jedenfalls ihre Mutter, der Bühne angehörten. Außer ihr widmete sich noch eine ältere Schwester und ihr einziger Bruder der Bühne. Letzterer, Karl, war zugleich mit ihr bei Koch als Ballet-

meister, und auch seiner erinnerte sich Goethe im Alter noch. Von seinen Balletentwürfen sind einige veröffentlicht, z. B. „Idris und Zenide“. Sein Tanz war zu leidenschaftlich; weniger noch leistete er als Schauspieler und als Sänger. Er starb am 14. Jan. 1801 (?) in Frankfurt.

Karoline Schulze trat zuerst 1757 auf; sie wechselte ihren Aufenthaltsort öfters, nicht aber aus Veränderungssucht, sondern geleitet von dem ernsten Streben, sich mehr und mehr in ihrer Kunst auszubilden. Von Wien ging sie früh zur Ackermann'schen Gesellschaft nach Hamburg, wo sie bis 1767 gewesen zu sein scheint, und von wo sie, verdrängt durch die Anmaßungen der berühmten Schauspielerin Hensel, zur Koch'schen nach Leipzig sich begab, der sie eine der ersten Zierden ward. Ihre vorzüglichsten Rollen waren im Trauerspiel damals: Ignes de Castro, Arricia in Racine's „Phädra“ und Julia in Weiße's „Romeo und Julia“, in welcher letztern sie von Oeser gemalt wurde; im heitern Fach: Roxilane in „Soliman II.“ von Favart, und Minna von Barnhelm; außerdem trat sie auch als Tänzerin auf. Sie war in Leipzig in mehrern guten Häusern nicht nur wohl, sondern auch freundschaftlich aufgenommen, so bei Weiße und Oeser, und als sie Leipzig

verließ, widmete Professor Clodius ihr die schmeichelhaften Zeilen:

O Freundin, mit dem Reiz Melpomenens geschmückt,
Nie hörst Du auf, das Herz zu rühren:
Jüngst weinten wir, von Deiner Kunst entzückt,
Jetzt weinen wir, Dich zu verlieren.

Sie blieb dann von auswärts in Briefwechsel mit Kreissteuerrath Weiße, der Professorin Clodius und Friederike Oeser, und besuchte diese ihre Freunde und Freundinnen von Hamburg und später von Weimar aus.

Zuerst ging sie von Leipzig aus wieder nach Hamburg, und zwar im selben Jahre, in welchem Goethe Leipzig verließ, und spielte dort unter Ackermann, begab sich dann, ebenfalls noch 1768, zu Döbbelin nach Berlin, wo auch ihr Bruder war und wo sie z. B. als Francisca in „Minna von Barnhelm" entzückte, kehrte aber nach kurzem Aufenthalt abermals nach Hamburg zurück, um sich, immer noch im Jahre 1768, mit dem Bankbuchhalter Kummerfeld zu verheirathen. Dieser war neunzehn Jahre älter als sie, genoß aber ihre volle Achtung nicht nur, sondern auch ihre Liebe, obschon der Hauptbeweggrund, der sie zum Eintritt in die Ehe bewog, die Furcht sein mochte, als alte Schauspielerin einsam und vergessen

zu sterben. Hätte doch ihre eigene Mutter kein besseres Los gehabt, wenn sie dieselbe nicht mit kindlicher Liebe und Aufopferung bis zum Tode gepflegt hätte! Indessen, viel besser sollte es ihr doch nicht werden: im Februar oder März 1777 starb Kummerfeld, und da aus dessen Nachlaß mehrere Verbindlichkeiten zu erfüllen waren, für welche seine Witwe mit eingetreten war, so entspann sich darüber ein Rechtsstreit, in dem sie ihre stattliche Einrichtung und ihr eigenes erspartes Vermögen mit einbüßte.

Sie mußte daher die Bühne wieder beschreiten und that dies zuerst am 11. Aug. in der Rolle, in welcher sie schon so oft hingerissen hatte, als Julia Capuleti. Auch diesmal erreichte sie den frühern Erfolg, obwol sie, noch den vollen Schmerz um den Verlust des geliebten Gatten in der Brust, in einem Zustande solcher Aufregung war, daß sie fast bewußtlos spielte. Schon im folgenden Jahre ging sie eine Verbindung mit dem Hoftheater zu Gotha ein, wo sie für die Rollen der ersten Liebhaberinnen, der muntern und naiven Frauenzimmer, sowie der Koketten mit sieben Thalern wöchentlichen Gehalts angenommen wurde und zuerst als Sara in den „Holländern“ auftrat. Bei der schon 1779 erfolgten Wiederauflösung dieses Hoftheaters begab sich die Kummer-

feld ans Nationaltheater nach Mannheim, wo sie die ersten Zofen und die muntern Rollen übernahm; aber schon Jahrs darauf entfernte sie sich wieder von dort und war 1784 bei Bellomo's Gesellschaft, als diese nach Weimar kam, wo die Kummerfeld am 5. Oct. zuerst Madame Ruhberg in Iffland's „Verbrechen aus Ehrsucht" gab. Indeß entsagte sie schon Ostern 1785 der Bühne für immer, errichtete in Weimar eine Nähschule und nährte sich außerdem seit 1786 durch Bereitung und Verkauf des bekannten, nach ihr benannten Kummerfeld'schen Waschwassers, dessen günstige Wirkung auf die Reinerhaltung der Haut sie an sich selbst bewährt gefunden hatte.

Auch in Weimar erfreute sie sich wieder der allgemeinen Achtung und hatte in angesehenen Häusern, selbst bei der Herzogin-Mutter Amalia, Zutritt. Dessenungeachtet lebte sie in solcher Dürftigkeit, daß sie in der letzten Zeit öffentlicher Unterstützung nicht entbehren konnte. Sie starb am 20. April 1815.

Die Schulze-Kummerfeld war nicht groß und nicht schön, heftigen Gefühls, liebevoll, dienstfertig, sittlich tadellos, mit guter Bildung ausgestattet und als Schauspielerin vorzüglich. Sie hatte Gesichtszüge und Stimme ungemein in der Gewalt, war allerliebst als Kokette im Lustspiel und hatte im

Trauerspiel zwar einen etwas scharfen und zu feierlichen Vortrag; wie aber dieser Fehler früher schon durch jugendliche Anmuth gemildert wurde, so wußte sie ihn auch durch ihr ergreifendes Spiel vergessen zu machen. Wie allgemein anerkannt ihre Bühnenvorzüge waren, beweist recht schlagend, daß August Gottlob Meißner nicht Anstand nahm, einer andern guten Schauspielerin, Frau Hellmuth, über ihre Darstellung der Julia zuzurufen:

Höher, höher empor zu den Stufen,
Wohin dich Schulzin und Bellamy rufen!

Goethen zog sie, so oft sie spielte, ins leipziger Schauspielhaus, und ihre Darstellung der Julia Capuleti war ihm noch im höhern Alter gegenwärtig, besonders wie sie im weißen Kleide aus dem Sarge stieg und sich sodann der Monolog bis zur Vision steigerte. Wenn sie die Ottern, welche sie an sich hinaufkriechend wähnte, mit lebhafter Bewegung der Hand wegzuschleudern suchte, war unendliches Beifallklatschen ihr Lohn. Durch ihre tragischen Tugenden hatte sie Goethen, der gewiß auch in den Häusern, in welchen sie ein- und ausging, mit ihr zusammentraf, dergestalt gewonnen, daß er sie in keiner niedern Rolle, am wenigsten als Tänzerin sehen mochte, als

welche sie überdies durch Heftigkeit ihrer Bewegungen die Grenzen der Anmuth oft überschritt. Goethe gedachte sie davon in kleinen ausgestreuten Gedichten abzumahnen, und muß man annehmen, daß er die Gedichte ausstreute, um als deren Verfasser nicht erkannt zu werden, so wird er sie jedenfalls ebenso, wie er es von den an die Corona Schröter gleichzeitig gerichteten ausdrücklich sagt, haben drucken lassen, und dann wären in den Gedichten an die Schulze neben denen an die Schröter die ältesten gedruckten Gedichte Goethe's überhaupt zu suchen.

An ihr erfüllte es sich in betrübender Weise, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht. Wie bekannt die Bereiterin des Kummerfeld'schen Wassers wenigstens dem Namen nach sein mag, so wußte doch von der einst gefeierten Schauspielerin, die Goethen zu Gedichten begeisterte, auch die Goethe-Literatur bisher nur wenig zu sagen, und ein Lebensbeschreiber Goethe's fertigt sie kurz mit der Erwähnung ab, daß sie schwarze Augen und Haare gehabt habe, was nicht einmal wahr ist, obgleich es Goethe sagt; denn sie hatte blaue Augen und blonde Haare.

Von den übrigen Schauspielern aus Goethe's Studentenzeit mögen nur noch erwähnt werden: Johann Karl Löwe, geboren 1731 zu Dresden, welcher

Tölpel — seine Frau Katharina Magdalena geborene Ling, in Dresden 1745 geboren, welche Soubretten — Christian Leberecht Martini, geboren um 1720 zu Leipzig, auch Bühnenschriftsteller, welcher komische Rollen — Herlitz, geboren um 1740 zu Schwerin, gestorben 1776 als Soldat auf einem Ostindienfahrer auf St.-Helena, welcher Weltleute — Schubert, welcher gutmüthige Alte darstellte.

Eins der ersten Stücke, welche Goethe zu seinem größten Ergötzen auf Leipzigs Bühne vorstellen sah, war Weiße's „Die Poeten nach der Mode". Mußte ihn doch auch der Inhalt ganz besonders ansprechen, da er in Herrn und Frau Geronte Gegensätze dargestellt sah, welche zwischen seinen eigenen Aeltern überraschend ähnlich bestanden. So wie seine Mutter Klopstock's erhabene Dichtungen verehrte und dagegen sein Vater nur gereimte für echte Gedichte gelten lassen wollte, wie der den Geschmack seiner Mutter theilende Knabe Goethe und seine Schwester ihre Vorliebe vor dem nörgeligen Vater verbergen mußten, der Familienzwiespalt aber zum tragikomischen Ausbruch kam, als die Kinder, während dem Vater der Bart abgenommen wurde, in einem Winkel des Zimmers das wilde verzweifelnde Gespräch zwischen Satan und Adramelech im zehnten Gesange der Messiade

leidenschaftlich gegeneinander hersagten und dabei unversehens so laut und heftig wurden, daß der Bartscherer zusammenfuhr und dem Vater das Becken mit Seifenwasser in den Hals goß — ganz ebenso schwärmt Frau Geronte für den in Klopstock's Stil und in Hexametern schwülstig dichtenden Dunkel, Herr Geronte aber für den in glatt hinfließenden, platten Versen dichtenden Reimreich, und da jedes der beiden Gatten dem eigenen Günstling die einzige Tochter, wider deren Willen, zur Frau versprochen hat, so kommen die Gegensätze endlich ebenfalls zu einem spaßhaften Zusammenstoß. Goethe unterließ nicht, seinen Beifall über dieses Lustspiel gegen Frau Böhme kundzugeben, die es dagegen ganz entsetzlich heruntermachte. Beim nähern Besehen konnte Goethe ihr nicht unrecht geben, wiewol der Tadel eigentlich nur insofern gerechtfertigt war, als das Stück als eigentliches Lustspiel betrachtet wurde, während es seinen Werth als satirische Posse recht wohl behaupten konnte. Der erste lebhafte Eindruck blieb auch trotzdem nachhaltig und seine Wirkung finden wir an einem Orte, wo man sie nicht suchen wird: im zweiten Theil des „Faust". Man vergleiche nur mit einer Stelle der Helena die nachfolgende aus den „Poeten nach der Mode", zu deren Verständniß nur zu erwähnen ist,

daß der Liebhaber und Verlobte der den beiden Dichtern zugesagten Tochter, Valer, die schwache Seite der Aeltern seiner Geliebten benutzt und ebenfalls dichtet, wobei es ihm nicht schwer fällt, bessere Verse hervorzubringen als seine Nebenbuhler. Geronte fühlt das auch richtig heraus, ist ganz entzückt über den, die Verse nur so herausschüttelnden Valer, und es schließt sich hieran nachstehendes Gespräch:

Geronte. Ich bitte, hören Sie auf; es geht mir sonst im Kopfe herum. Wenn ich Narr nur noch nicht mit Reimreichen einen Contract aufgesetzt hätte!

Valer. Ich habe mir niemals aus meinen Versen ein Verdienst gemacht; denn ich weiß, daß es hundert bessere Dichter, als ich, gibt. Am mindesten fiele mir ein, daß Henriette der Preis eines solchen Spielwerks sein sollte, sonst hätte ich Sie wol selber wollen Verse machen lehren.

Geronte. Ach gehen Sie! Sie machen mich zu lachen. Wenn Sie mich das lehren könnten, wahrhaftig! Henriette sollte und müßte noch die Ihrige sein.

Valer. Und wenn ich Ihnen nun gleich zeigte, daß Sie eben jetzt Verse gemacht haben? Eine kleine Versetzung, so sind sie fertig.

Geronte. Warum nicht gar!

Johann. Das möchte ich doch auch wissen!

Valer. Wir redeten vom Versemachen. Sie sagten:

Wenn Deine Kunst mich dieses lehret,
Was räumt' ich Dir dafür nicht ein!
Dein Wunsch sollt' auf einmal —

Nun, Herr Geronte!

Geronte. erhöret,

Valer. Und Henriette —

Geronte. Deine sein.

Ich bin außer mir für Freuden! Es ist auf meine Ehre wahr! Das habe ich doch in meinem Leben nicht gewußt, daß ich ein Poete bin — u. s. w.

Dagegen läßt Goethe Helena und Faust, nachdem jene die gereimte Rede des Wächters Lynceus vernommen, wie folgt sprechen — wobei jedoch nicht verhehlt werden soll, daß Goethen auch die persische Sage von der Erfindung des Reims durch Behramgur und Dilaram vorgeschwebt haben mag:

Helena.

Vielfache Wunder seh' ich, hör' ich an,
Erstaunen trifft mich, fragen möcht' ich viel.
Doch wünscht' ich Unterricht, warum die Rede
Des Manns mir seltsam klang, seltsam und freundlich?
Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt dem ersten liebzukosen.

Faust.

Gefällt dir schon die Sprechart unsrer Völker,
O so gewiß entzückt auch der Gesang,
Befriedigt Ohr und Sinn im tiefsten Grunde.
Doch ist am sichersten, wir üben's gleich;
Die Wechselrede lockt es, ruft's hervor.

Helena.

So sage denn: wie sprech' ich auch so schön?

Faust.

Das ist gar leicht: es muß vom Herzen gehn.
Und wenn die Brust von Sehnsucht überfließt,
Man sieht sich um und fragt —

Helena.

Wer mitgenießt?

Faust.

Nun schaut der Geist nicht vorwärts, nicht zurück,
Die Gegenwart allein —

Helena.

Ist unser Glück.

Faust.

Schatz ist sie, Hochgewinn, Besitz und Pfand:
Bestätigung, wer gibt sie?

Helena.

Meine Hand.

Wie Goethen Weiße's „Julia" entzückte, seine „Poeten nach der Mode" ihn ergötzten, so machte

ihm noch eine dritte Bühnenstückgattung, welche die deutsche Bühne Weißen sogar zu verdanken hat, viel Vergnügen: seine heitern Singspiele. In England gab es dergleichen, seit Gay zur Verspottung der italienischen Oper 1727 die „Bettleroper" geliefert hatte, und bald danach — 1731 — Coffey's „The Devil to pay" gewaltigen Beifall fand, der sich später in Hamburg wiederholte, als Schönemann dieses Singspiel mit der ursprünglichen englischen Musik aufführte. Koch hätte sich gern diesen Beifall auch zu Nutze gemacht, allein Schönemann gab die Kostbarkeit nicht heraus. Koch wandte sich daher an Weiße um Besorgung einer neuen Uebersetzung, welche dann von Standfuß, Correpetitor bei Koch's Truppe, in Musik gesetzt wurde. Als Gottsched, der damals noch in hohem Ansehen stand, davon hörte, machte er alle Anstrengung, die Schmach abzuwenden, daß unter seinen Augen das musikalische Drama wieder entstehen sollte, nachdem er schon in alle Welt den Sieg ausgerühmt, den er durch seine Bemühungen, die Oper zu verdrängen, errungen hatte; er wandte sich sogar an den kurfürstlichen Directeur de plaisir in Dresden, um den Unfug zu verhindern, allein vergeblich: sein an diesen Hofwürdenträger gerichteter, in schlechtem Französisch geschriebener Brief wurde

bekannt und verspottet, der Dichter Rost veröffentlichte eine satirische Epistel über Gottsched's Gegenbemühungen und die Frau Koch sprach einen über denselben spottenden Prolog, als Weiße's „Der Teufel ist los" am 6. Oct. 1752 zum ersten mal aufgeführt wurde, worauf eine lange Reihe von Wiederholungen folgte. Gottsched's Sturz ward aber durch diese Teufelei entschieden. Indessen blieb vorläufig dieses Singspiel ohne Nachfolger, bis Weiße, aus Paris zurückgekehrt, in Nachahmung der komischen Operetten Favart's eine Reihe Singspiele mit Gegenständen aus ländlichen Verhältnissen für Koch schrieb, die Hiller setzte, von denen aber die erste, „Lottchen am Hofe", 1763 in Weimar, wo Koch damals spielte, aufgeführt wurde. Koch half sich durch den Erfolg dieser Stücke, in denen namentlich die Steinbrecher außerordentlich gefiel, wieder auf, und als Goethe nach Leipzig kam, waren dieselben hier in voller Blüte. Ob dieser sich damals auch schon an solchen versuchte und die Entwürfe nur mit so manchen andern vernichtete, ist unbekannt, aber nicht unwahrscheinlich bei seinen musikalischen Beschäftigungen in Leipzig und seinem Umgang mit Hiller, Weiße und Schiebeler. Das erste sicher in der Gestalt der Singspiele Weiße's geschriebene Stück war 1774 „Erwin und Elmire", wobei man

sich jedoch dessen erste Bearbeitung zu denken hat, nicht die in Italien vorgenommene Umarbeitung. Vielleicht war indessen schon das 1773 in Briefen Goethe's an Kestner in Wetzlar erwähnte Lustspiel mit Gesängen ein ähnliches.

Der ebengenannte Schiebeler, Daniel mit Vornamen, war auch ein Nachahmer Weiße's im Singspiel. Geboren 1741 in Hamburg, hatte er sich 1761, als Koch dort Vorstellungen gab, mit diesem in Verbindung gesetzt und schrieb für ihn Theaterreden, Vorspiele und Nachspiele. Solche Arbeiten setzte er fort, als er, um die Rechte zu studiren, nach Göttingen gegangen und 1765 nach Leipzig gekommen war. Hier verband er sich mit Hillern zur Herausgabe von Gesängen (Romanzen) und brachte mit großem Beifall sein gleichfalls von Hiller mit Musik versehenes Singspiel „Lisuart und Dariolette" auf die Bühne; auch Goethe begünstigte diese Leistung. In Leipzig wurde Schiebeler 1768 Doctor und dann in Hamburg Kanonikus, er starb am letztern Orte schon 1771.

Lebhafte Theilnahme bezeigte Goethe für das neue Schauspielhaus, welches auf der zu diesem Zwecke vom Kurfürsten überlassenen Bastei am Ranstädter Thor erbaut wurde. Schon während des Baues war

er oft darin, namentlich als Oeser auf dem Boden des im Ausbau begriffenen Hauses dessen Vorhang malte. Auf diesem hatte der Künstler die Musen aus den Wolken, auf denen sie bei solchen Gelegenheiten gewöhnlich schweben, auf die Erde versetzt; einen Vorhof zum Tempel des Ruhms schmückten die Bildsäulen des Sophokles und Aristophanes, um welche sich alle neuern Schauspieldichter versammelten. Hier nun waren die Göttinnen der Künste gleichfalls gegenwärtig und alles würdig und schön; aber wunderlich war, daß man durch das Portal eines in der freien Mitte stehenden Tempels einen Mann in leichter Jacke zwischen beiden obengedachten Gruppen hindurch und, ohne sich um sie zu bekümmern, gerade auf den Tempel losgehen sah; man erblickte ihn daher von hinten, und er war nicht besonders ausgezeichnet. Dieser sollte Shakspeare bedeuten, der ohne Vorgänger und Nachfolger, ohne sich um die Muster zu bekümmern, auf seine eigene Hand der Unsterblichkeit entgegengehe.

Die neue deutsche Bühne wollte man nun auch mit einem vaterländischen Stücke einweihen, man nahm hierzu Johann Elias Schlegel's „Hermann“. Die Eröffnung fand am 6. Oct. 1766 statt. Brückner gab den Hermann, Koch den Siegmar, Herlitz den

Flavius, Frau Koch die Thusnelda und Frau Brückner die Adelheid. Das Stück lief freilich ungeachtet aller Thierhäute und andern Viehstücke sehr trocken ab, wurde aber gerade durch die erregte Langeweile erfolgreich; denn Goethe, der gegen alles, was ihm nicht gefiel oder misfiel, sich sogleich in Widerspruch setzte, dachte nach, was bei solcher Gelegenheit zu thun gewesen wäre: er sah ein, daß solche Schauspiele in Zeit und Gesinnung zu weit von uns abliegen, und suchte nach bedeutenden Gegenständen in der spätern Zeit, und so war dies der Weg, auf dem er fünf Jahre später, als ihn Klopstock's „Hermannsschlacht" wieder an jene Betrachtungen erinnerte und er inzwischen auch den Shakspeare durch Wieland's Verdeutschung näher kennen gelernt hatte, zu „Götz von Berlichingen" gelangte, der also ebenfalls seine Wurzeln in Leipzig hat, wie denn Goethe hier auch auf den englischen Bühnenschöpfer zuerst, jedoch nur durch Dodd's „Beauties of Shakspeare", hingewiesen worden war. Erwähnt mag übrigens noch werden, daß seit Ostern 1766 Eberhard Christoph Freiherr von Berlichingen mit Goethe in Leipzig studirte.

Bald nach Eröffnung des neuen Schauspielhauses wurde „Medon oder die Rache des Weisen" von Clodius aufgeführt. Der Gegenstand dieses Lustspiels

ist ganz derselbe, wie der des Stücks, welches im zweiten Kapitel des dritten Buchs von „Wilhelm Meister's Lehrjahren" der dilettantische Baron zum besten gibt. Medon wird als ein junger Edelmann von trefflichen Eigenschaften dargestellt, den sein jüngst verstorbener reicher Vater enterbt hat, weil dessen Bruder den abwesenden Neffen in plumpster Weise anzuschwärzen gewußt hatte, wozu er sich der Hülfe Philint's, den Medon für seinen aufrichtigsten Freund hält, bedient gehabt hat. Solche unwahrscheinliche Vorgänge nur einigermaßen glaublich zu machen, ist kaum versucht. Nun liebt Medon die Tochter seines tückischen Oheims, die ihn, wie auch von anderer Seite geschieht, auf die Zweifelhaftigkeit der Freundschaft Philint's aufmerksam macht; allein trotzdem wird er nicht vorsichtiger, sondern beauftragt fortwährend Philint mit allen gegen seinen Oheim und zu seiner Wiedereinsetzung ins Erbe zu thuenden Schritten, anstatt selbst dafür thätig zu sein. Als endlich die Bübereien seines Oheims und seines vermeintlichen Freundes dennoch zu Tage kommen, verzeiht Medon denselben nicht nur, sondern versöhnt sich auch mit ihnen und beschenkt sie obendrein. Ueberhaupt gibt Medon keine Beweise von Weisheit, sondern nur von übermäßiger Gutherzigkeit, Schwach-

sinnigkeit und Trägheit; das Stück aber ist albern in der Anlage, todt in der Ausführung und platt in der Sprache.

Die Weisheit, Großmuth und Tugend des Medon fand denn auch Goethe unendlich lächerlich, so sehr auch die erste Vorstellung des Lustspiels beklatscht wurde. Er schrieb gleich abends, als er mit seinen Freunden in Schönkopf's Weinstube kam, einen Prolog in Knittelversen, worin er Harlekin mit zwei großen Säcken auftreten ließ, der diese an beide Seiten des Prosceniums stellt und nach verschiedenen vorläufigen Späßen den Zuschauern vertraut, daß in den beiden Säcken moralisch-ästhetischer Sand befindlich sei, den ihnen die Schauspieler sehr häufig in die Augen werfen würden. Der eine sei nämlich mit Wohlthaten gefüllt, die nichts kosteten, und der andere mit prächtig ausgedrückten Gesinnungen, die nichts hinter sich hätten. Harlekin entfernte sich darauf ungern und kam einigemal wieder, ermahnte die Zuschauer ernstlich, sich an seine Warnung zu kehren und die Augen zuzumachen, erinnerte sie, wie er immer ihr Freund gewesen und es gut mit ihnen gemeint, und was dergleichen Dinge mehr waren.

Dieser Prolog wurde sofort von Goethe's Freund und Landsmann Horn im Zimmer gespielt, doch blieb

der Spaß innerhalb des geschlossenen Kreises, es wurde nicht einmal eine Abschrift davon genommen, und das Papier verlor sich bald. Horn jedoch, der den Harlekin ganz artig vorgestellt hatte, ließ sich's einfallen, Goethe's Gedicht an den Kuchenbäcker Händel vorzunehmen, es um mehrere Verse zu erweitern und es zunächst auf den Medon zu beziehen. Nun hieß es so:

O Händel, dessen Ruhm vom Süd zum Norden reicht,
Vernimm den Päan, der zu Deinen Ohren steigt!
Du bäckst, was Gallier und Britten emsig suchen,
Mit schöpfrischem Genie, originelle Kuchen.
Des Kaffees Ocean, der sich vor Dir ergießt,
Ist süßer als der Saft, der von dem Hybla fließt.
Dich ehrt die Nation, abwechselnd sanft in Moden;
Ihr Tribunal verbannt hin zu den Antipoden
In trauriges Exil den Kopf, leer von Verstand,
Der kein Elysium in Deinem Garten fand.
Dein Haus ist ein Trophä von Spolien unsrer Beutel;
Strahlt gleich kein Diadem Dir um den hohen Scheitel,
Erhebt zu Deinem Ruhm sich gleich kein Monument,
Auch ohne Purpur ehrt Dich dennoch der Student.
Glänzt Deine Urn' dereinst in majestät'schem Pompe,
Dann weint der Patriot an Deiner Katakombe.
Wenn dann ein Autor Dich uns im Kothurne zeigt
Und Du Sentenzen sprichst, wird unser Herz erweicht.
Wär' es dem Marmor gleich, so darfst Du uns erscheinen,
Wie Medon uns erschien, und Myriaden weinen.
Doch leb! Dein Torus sei von edler Brut ein Nest!
Steh hoch wie der Olymp, wie der Hymettus fest!

Kein Phalanx Griechenlands, nicht römische Ballisten
Vermögen je Dein Glück, o Händel, zu verwüsten.
Dein Wohl ist unser Wohl, Dein Leiden unser Schmerz,
Und Händel's Tempel ist der Musensöhne Herz.

Horn las dieses Gedicht vor; Goethe und die andern konnten aber keine Freude daran haben, weil sie die Zusätze nicht eben geistreich fanden und das erste, in einem ganz andern Sinne geschriebene Gedicht entstellt erschien. Horn, unzufrieden über diese Gleichgültigkeit und den erfahrenen Tadel, mochte es, um sich anderwärts Beifall zu erholen, weiter gezeigt haben, es war neu und lustig gefunden worden, und man machte Abschriften davon, denen der Ruf des „Medon" sogleich große Verbreitung verschaffte. Allgemeine Misbilligung erfolgte hierauf und die bald erkundeten Urheber wurden höchlich getadelt; denn seit Rost's Angriffen auf Gottsched war dergleichen nicht wieder vorgekommen, und „Medon" hatte überdies seitens der Kunstkenner günstige Beurtheilungen erfahren. Die Geschichte machte außerordentliches Aufsehen, sogar in Dresden verlautete davon; Goethe wurde als erster Verfasser des anstößigen Gedichts bekannt und als Händelmacher verschrien, ja der Umgang mit ihm wurde seinem Freunde Behrisch dermaßen zur Last gelegt, daß dieser Vorwurf einen

Grund der Entlassung desselben aus seiner Hofmeisterstelle abgab. Clodius verurtheilt offenbar nur diese Spötterei, wenn er die Vorrede zu dem nicht lange danach, 1767, im zweiten Stück der „Versuche aus der Literatur und Moral“ in Druck gegebenen „Medon“ schließt: „Ich wage also diesen Schritt (der Veröffentlichung des Lustspiels), ermuntert durch das Glück einer dreimaligen Vorstellung, durch die freundschaftliche Kritik der Verfasser der «Sara» (Lessing) und des «Richard's» (Weiße) und durch das nachsichtige Urtheil eines Jerusalem, Hagedorn, Gellert, Klotz und anderer würdigen Männer von meinen übrigen Schriften. Wenn „Medon“ den Vorzug behaupten sollte, ihnen zu gefallen, wie wenig würde er die Einfälle derjenigen achten, die unter der Kritik sind.“

Das wäre also die erste literarische Aburtheilung Goethe's.

Clodius trug Goethen seinen Uebermuth aber nicht nach und zeigte sich wenigstens nach dessen Abreise von Leipzig wieder freundschaftlich gegen ihn gesinnt. Als Goethe dies in Frankfurt durch Mittheilung Oeser's erfuhr, fiel ihm ein Stein vom Herzen, und er wagte nunmehr, durch den letztgenannten, zu dessen geselligem Kreise Clodius wie Goethe gehörten, jenen grüßen zu lassen.

Da das satirische Vorspiel zum „Neden" nach der einen Seite hin seine Nachfolger in spätern Harlekinaden, nach der andern Seite im „Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht von Bahrdt" (der, beiläufig gesagt, während Goethe's Aufenthalt auch noch hier lebte) und in „Götter, Helden und Wieland" hatte, so lassen auch die ersten Spuren dieser Dichtungen sich bis in die leipziger Zeit zurückverfolgen. Und schon damals verhielt sich Goethe zu ihnen wie später: seine Satire war der unzurückdrängbare Ausdruck seiner scharfen Urtheilskraft und seiner Laune, ohne einen Gedanken von Bosheit, weshalb er gern die Hand zur Begütigung der von ihm in ihren Leistungen Angegriffenen bot.

Endlich hat auch das große Werk seines Lebens, „Faust", in Leipzig seine geistige Grundlage. Hat doch hier der junge Goethe Philosophie, Juristerei, Medicin und Theologie theils wirklich studirt, theils wenigstens mit reger Aufmerksamkeit betrachtet, und die letztere in ihren Kämpfen eifrig verfolgt! Lernte er doch hier, wie er sagt, mehr kennen, als zurechtlegen! Empfand er ja hier vorzüglich jene Qual eines verworrenen und beschränkten Wissens, welches ihn verurtheilte, in Worten zu kramen, ohne daß ihm jemand Aufschluß über die Fragen zu geben vermochte,

durch welche er Befriedigung der tiefbewegten Brust suchte! Begriff er doch hier schon bei immer mehr zuströmendem Wissensstoff, nach seinem eigenen Bekenntnisse, die Wahrheit des alten Spruchs, daß Zuwachs an Kenntniß Zuwachs an Unruhe sei, und blieb er doch auch hier, bei all dem dunkeln Drange und der nahenden Versuchung, des rechten Weges immer sich bewußt!

Bekanntlich enthält aber der erste Theil des „Faust“ auch einzelne Erinnerungen an Leipzig, insbesondere einen ganzen Auftritt, dessen Schauplatz Auerbach's Keller ist, indem Goethe die in dessen Räumen in zwei Bildern dargestellte Sage, wie Doctor Faust hier unter Zechen und Musiciren sich ergötzte und dann auf einem Fasse davonritt, zu jener Scene benutzte, welche den gelehrten Mann zuerst im bewegten Leben unter einer Gesellschaft lockerer und roher Burschen zeigt. Allerdings konnte Goethe die Urbilder zu diesen kaum hier finden, wo das studentische Wesen vielmehr ein fast verrufen steifes war, am allerwenigsten wäre Auerbach's Keller der Ort für solches Gelichter gewesen, sich breit zu machen. Auf leipziger Verhältnisse weist aber ferner jener landläufig gewordene Ausspruch des lustigen Frosch hin:

Mein Leipzig lob' ich mir!
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute —

wodurch Goethe wol die Schulmeisterei verspottete, mit welcher man hier seine Sprache, seine Kleidung, seine Sitten bemängelte. Auch mochte ihn zu der Bezeichnung Leipzigs als „klein Paris" vielleicht jenes Epigramm Taubmann's auf Auerbach's Keller geleitet haben, worin Leipzig parva Misnia, dieser Keller aber parva Lipsia genannt wird. Endlich zielt auf eine leipziger Redensart die Anspielung auf Hans von Rippach, ein hier übliches Schimpfwort, welches beim gemeinen Manne vollständiger lautete — doch Wieland meint von dergleichen: „Das läßt sich nur auf Griechisch sagen", also: Ἁνς Ἀρσχ φον Ριππαχ.

Goethe nahm, als er Leipzig verließ, noch manche entworfenen und begonnenen Bühnenstücke mit; eine Farce, welche leipziger Vorgänge zum Gegenstande hatte und von ihm unter dem Titel „Lustspiel in Leipzig" den Freunden angekündigt wurde, scheint er erst nach seinem Weggang von hier geschrieben, indessen auch nicht vollendet zu haben. Alle Entwürfe und halbfertigen Stücke vernichtete er aber durch Feuer, ehe er 1770 auf die Universität Strasburg abging.

V.

Musikalische Anregungen.

Nicht minder als den dramatischen Genüssen Leipzigs huldigte Goethe den musikalischen. Zwei gesellige Kreise waren es vornehmlich, in denen sich Liebhaber der Tonkunst versammelten und in denen auch Goethe sich thätig bezeigte, indem er bald Klavier bald Flöte spielte, bald sang, bald Lieder zur Composition dichtete: bei Schönkopfs und bei Breitkopfs. Bei jenen war es namentlich die Tochter des Hauses, Käthchen, mit welcher er Zachariä's Lieder sang, während der jüngste Sohn, Adam Peter, sich früh durch sein Talent im Klavierspielen hervorthat; außerdem gingen dort aus und ein: der auf dem Brühl, Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, dessen älteste Tochter als Concertsängerin sich auszeichnete; sodann Doctor Hermann, der den Flügel mit großer Fertig-

keit spielte; Behrisch, der für Musik blind eingenommen war; der Componist und Klavierspieler Lelei und Johann Georg Häser. Letzterer war am 11. Oct. 1728 in Gersdorf bei Reichenbach in der Oberlausitz geboren und eines Zimmermanns Sohn. Er wurde 1752 nach Leipzig geschickt, um Rechtsgelehrter zu werden, wobei er sich aber seinen Unterhalt durch Musikunterricht erwerben mußte. Seit 1756 widmete er sich gänzlich der Musik, wurde 1763 Vorspieler bei den großen Concerten, später auch beim Theater, 1785 Musikdirector der Universität und 1800 in Ruhestand versetzt. Er starb am 15. März 1809. Eine erst im französischen Kriege verbrannte Zeichnung Goethe's stellte Peter Schönkopf am Klavier und daneben seine Schwester Katharina sowie Häser und Lelei dar.

Das andere musikliebende Haus, in welchem Goethe viel verkehrte, war das Breitkopf'sche. Beide Söhne, Bernhard Theodor und Christian Gottlob, waren der Musik ergeben und belebten die Concerte, welche dort öfters veranstaltet wurden; namentlich aber war der ältere geübt, sowol den Flügel wie die Geige, die Bratsche und die Laute fertig zu behandeln; auch componirte er eine größere Anzahl von Goethe's leipziger Liedern, die Ende 1769 veröffent-

licht wurden. Es waren folgende, welche insgesammt in gegenwärtiger Darstellung — jedoch in der ältesten vorhandenen Fassung der an Friederike Oeser geschenkten Handschrift — an den geeigneten Stellen vorkommen: „Neujahrslied“; „Der wahre Genuß“; „Die Nacht“; „Das Schreien“; „Der Schmetterling“; „Das Glück“; „Wunsch eines jungen Mädchens“; „Hochzeitlied“; „Kinderverstand“; „Die Freuden“; „Amor's Grab“; „Liebe und Tugend“; „Unbeständigkeit“; „An die Unschuld“; „Der Misanthrop“; „Die Reliquie“; „Die Liebe wider Willen“; „Das Glück der Liebe“; „An den Mond“; „Zueignung“.

Das „Neujahrslied“ hatte noch ein anderer Freund componirt und schon 1769 bekannt gemacht: Georg Simon Löhlein. Er war 1727 in Neustadt an der Haide geboren, wurde im sechzehnten Jahre auf einer Reise nach Kopenhagen wegen seiner Größe in Potsdam gewaltsam zum Soldaten gemacht, blieb in der Schlacht bei Kollin für todt auf der Walstatt, wurde aber von den Oesterreichern aufgenommen und wiederhergestellt. Alsdann widmete er sich den Wissenschaften, erlernte überdies das Klavier-, Geigen- und Harfenspiel, ging 1760 auf die Universität Jena und wurde 1761 als Musikdirector nach Weimar berufen. Nach dem Hubertsburger Frieden, zu Ostern 1763, be-

zog er die Universität Leipzig, gab hier auch Musikunterricht, erhielt dann eine Stelle bei der ersten Violine der großen Concerte und beschäftigte sich nebenbei mit Ausbesserung alter Geigen. Auch richtete er ein durch seine Schüler besetztes wöchentliches Liebhaberconcert ein. Seine Compositionen sind ohne Werth, aber seinen Ruhm gründete er sich durch eine Klavierschule und eine Violinschule, sowie durch persönlichen Musikunterricht. Er erhielt 1779 einen Ruf als Kapellmeister nach Danzig, konnte aber das dortige Klima nicht vertragen und starb daselbst zu Anfang des Jahres 1782.

Die großen Concerte, bei denen Löhlein und Häser angestellt waren, gewährten schon einen höhern, wahrhaft künstlerischen Genuß. Sie waren erneuert und geleitet von Johann Adam Hiller. Derselbe war am 25. Dec. 1728 in Wendischossig bei Görlitz als der Sohn eines armen Schullehrers geboren. Den Vater verlor er früh. Er erwarb sich in Görlitz durch seine hübsche Singstimme Gönner, mit deren Unterstützung er das dasige Gymnasium und später die Kreuzschule zu Dresden bezog, wo er unter aufreibender Thätigkeit mehrere Instrumente spielen lernte und überhaupt in der Musik weite Fortschritte machte. Im Jahre 1751 begann er auf der Universität Leip-

zig der Rechtswissenschaft obzuliegen, dichtete und componirte dabei, erwarb sich die Freundschaft Gottsched's und Gellert's, und ward 1755 Hofmeister eines Grafen Brühl, wodurch er Gelegenheit erhielt, in Dresden, das damals an Vorzüglichkeit musikalischer Leistungen fast alle deutschen Städte überragte, hohe Genüsse zu schöpfen und an Kunst zu gewinnen. Indessen befiel ihn schon zu jener Zeit eine Schwermuth, die ihn das ganze Leben hindurch quälte; er verließ seine angenehme Stellung 1758, um nach Leipzig zurückzugehen, gründete hier 1760 die erste musikalische Zeitung („Musikalischer Zeitvertreib"), erneuerte 1762 die großen Concerte, errichtete 1771 eine Singschule für Frauenzimmer und erhielt 1781 das Directorium der nunmehr zur öffentlichen Anstalt erhobenen Gewandhausconcerte. Als Tondichter wurde er vorzugsweise berühmt durch Liedercompositionen und die Musik zu Weiße's Singspielen. Uebel schlug es für ihn aus, daß er 1782 einen Ruf nach Mitau zu Einrichtung einer Kapelle für den Herzog von Kurland annahm; denn da um jene Zeit dieses Land von Rußland eingezogen wurde, mußte er die Kapellmeisterstelle wieder verlassen, und reiste nun seit 1784 mit seiner Familie, geistliche Concerte gebend, umher, bis ihm 1789 das Cantorat an der Thomasschule

zu Leipzig übertragen wurde, wo er am 16. Juni 1804 starb.

Goethe, der an Hiller's Musik zu Weiße's Singspielen großes Vergnügen gefunden hatte, besuchte denselben und ward freundlich von ihm aufgenommen; doch wußte jener mit der wohlwollenden Zudringlichkeit, mit der heftigen, durch keine Lehre zu beschwichtigenden Lernbegierde des jungen Mannes sich so wenig wie andere zu befreunden. Indessen gestand er in Bezug auf Goethe's Lieder, daß es dem Dichter keineswegs an einer glücklichen Anlage zu dieser scherzhaften Dichtungsart fehle und daß diese Lieder in einer Sammlung bekannt gemacht und so artig componirt zu werden verdienten, wie von Breitkopf geschehen.

Zu den bedeutendsten Schülerinnen, welche Hiller bildete, gehörten Gertrud Elisabeth Schmeling und Corona Elisabetha Wilhelmina Schröter.

Die 1749 in Kassel geborene Schmeling verkümmerte als Kind in hohem Grade, da ihre Mutter bald nach ihrer Geburt gestorben war und der Vater sie aus Armuth sich selbst überlassen mußte. Aus Langeweile lernte sie an den Instrumenten, welche ihr Vater ausbesserte, spielen, und als dies der Vater

wahrnahm, half er durch Unterricht nach und ließ seine Tochter von deren siebentem Jahre an als musikalisches Wunderkind auf der Geige hören. Nachdem er hierdurch etwas erworben hatte, brachte er sie nach Frankfurt am Main, wo sie bessern Unterricht erhielt und ärztlich behandelt wurde, worauf sie schon als neunjähriges Kind sogar in Wien und London öffentlich auftrat und Bewunderung erntete. Am letztern Orte gab Paradisi ihr einigen Gesangunterricht; aber erst Hiller, zu dem sie 1766 kam, bildete sie zur wirklichen Sängerin aus. Damals konnte sie aber wegen der als Kind überstandenen englischen Krankheit noch nicht gehen und stehen, und war überdies verwachsen; nichtsdestoweniger veranlaßte sie die Kurfürstin von Sachsen, als sie 1771 in Dresden sang, die Bühne zu beschreiten, und es führte sie dies zu neuen Ruhmeserfolgen. Noch in demselben Jahre erhielt sie einen Ruf nach Berlin als königliche Opernsängerin. Dort verliebte sie sich in den schönen Flötenspieler Mara, und da König Friedrich II. in seiner gewaltthätigen Weise diese Verbindung nicht zugeben wollte, entfernten sich beide heimlich, wurden aber eingeholt und zurückgebracht, worauf der König den Mara nur gegen das Versprechen eines lebenslänglichen Engagements seitens der Schmeling begnadigte

und die Heirath gestattete. Dem gebundenen Verhältniß entzog sich das Ehepaar 1780 durch eine diesmal gelungene Flucht, und in den folgenden Jahren glänzte die Mara als Opernsängerin in Wien, Paris, London, sowie in mehrern Städten Deutschlands und Italiens, endlich auch 1804 und 1805 in Petersburg und Moskau. An dem letztgenannten Orte ließ sie sich als Gesanglehrerin mit einem Vermögen nieder, das, soviel auch ihr liederlicher Gatte durchgebracht hatte, noch immer beträchtlich war, das sie aber 1812 beim Brande Moskaus fast ganz verlor, worauf sie abermals Deutschland durchreiste und sich dann nach Reval zurückzog, wo sie 1833 starb.

Ihre Stimme war von unglaublicher Ausdehnung, Fülle, Kraft, Reinheit und Sicherheit, und ihr Vortrag überwältigend, wie sehr auch dem Eindruck auf der Bühne ihre äußere Erscheinung entgegenwirkte. Im Leben war sie sanft und gutmüthig, aber ohne feine Bildung.

Als Goethe sie in Leipzig hörte, war sie zwar nur erst die werdende Sängerin, aber bei ihren großen Gaben hielt sie der erregbare junge Mann um so leichter für eine vollendete, und er unterließ nicht, sie immer wüthend zu beklatschen.

Die andere damalige Concertsängerin Leipzigs, Corona Schröter, war 1748 zu Guben in der Niederlausitz geboren, und Hiller, dessen Frau ihre Pathe war, wurde veranlaßt, sich der Ausbildung ihrer musikalischen Anlagen anzunehmen. Sie sang schon 1763 in den hiesigen großen Concerten, aber die frühe und übermäßige Anstrengung hatte zur Folge, daß sie eine belegte Stimme bekam. Konnte sie es daher in dieser Hinsicht, wie überhaupt an Talenten, nicht mit der Schmeling aufnehmen, so hatte sie doch wegen ihrer schönen Gestalt, ihres vollkommen sittlichen Betragens und ihres ernsten, anmuthigen Vortrags eine allgemeine Empfindung erregt, welche sich, je nachdem die Personen waren, mehr oder weniger als Neigung, Liebe, Achtung oder Verehrung zu äußern pflegte. Wenn daher die Schmeling und die Schröter nebeneinander sangen, wie sie auch Goethe oft in Hasse'schen Oratorien hörte, so standen die Wagschalen des Beifalls für beide immer gleich, indem bei der einen die Kunstliebe, bei der andern das Gemüth in Betracht kam.

Bei ihrer Liebenswürdigkeit fehlte es der Schröter nicht an Liebhabern, allein sie wies auch die redlichen Anträge von sich, wie sie z. B. dem damaligen

Bürgermeister von Leipzig, Kriegsrath Müller, ihre Hand verweigerte. Zu den schwärmerischen Anbetern aber, deren Begeisterung für sie abzuwehren nicht in ihrer Macht stand, gehörte auch Goethe, der in geselligen Kreisen mit ihr verkehrte und ihr dadurch näher bekannt geworden war. Die Gedichte an Corona Schröter, von denen er erzählt, daß er sie für andere Verehrer geschrieben habe, wenn ihn diese zu ihrem Vertrauten gemacht hätten, um eine Widmung an das angebetete Mädchen drucken zu lassen und auszustreuen, hat er daher unstreitig im eigenen Namen an sie gerichtet. Leider sind diese ältesten Drucke Goethe'scher Gedichte für verloren zu halten!

Die Schröter folgte später einem Rufe als Kammersängerin nach Weimar und starb im Bade zu Ilmenau am 23. Aug. 1802.

Von allen leipziger Beschäftigungen Goethe's ist die mit der Tonkunst, namentlich soweit er sie selbst ausübte, wol diejenige, welche er am wenigsten fortgesetzt hat. Er hörte zwar auch später gern Musik, veranstaltete in Weimar häufig Concerte in seinem Hause, dichtete auch Opern, Singspiele, Oratorien, Cantaten und Lieder, über deren Intonsetzung er mit Musikern eingehend verhandelte; aber wie er selbst

weiterhin ein Instrument zu spielen unterließ, so hat er sich wol auch nur einmal — 1813 an dem In te, Domine, speravi! — mit eigener Composition versucht, und blieb also in der Tonkunst immer nur Liebhaber im weitesten Sinne.

VI.

Bemühungen in der bildenden Kunst.

Der bildenden Kunst war Goethe dagegen zeitlebens inniger zugethan, obschon er es sehr empfand, daß er trotz aller Bemühungen es auch darin nicht über den Liebhaber hinausbrachte. Schon in seinem zehnten Jahre hatte er sich durch Besuche der in Frankfurt lebenden Maler bei ihren Arbeiten, dann der dortigen Sammlungen und der vorkommenden Gemäldeversteigerungen eine ungewöhnlich frühe Fertigkeit im Kunstverständniß erworben, und was er so durch Sehen gelernt, versuchte er auszuüben, als er nach Lösung des kindlichen Liebesverhältnisses mit Gretchen sich in der Einsamkeit gefiel und in den nahen Hainen schwermüthig umhertrieb. Sein Vater hatte diese Anfänge zwar unterstützt, indem er die nachlässig auf Stückchen Papier hingeworfenen Zeichnungen, wie es eben gehen wollte, regel-

mäßig zu machen suchte, allein zu ernstem Angreifen der Zeichenkunst kam es zu Hause noch nicht. Erst in Leipzig ging er mit Gründlichkeit an deren Erlernung; sein Lehrer ward Adam Friedrich Oeser (er schrieb sich Oeser und Oeßer).

Derselbe war von armen Aeltern deutscher Abkunft — sein Vater war Pelzwaarenhändler — am 17. Febr. 1717 in Presburg geboren, ermöglichte zwar 1730 den Besuch der Malerakademie in Wien, mußte sie aber bald aus Mangel an Mitteln wieder verlassen, sich nach Hause zurückwenden und auf den Schlössern des ungarischen Adels Beschäftigung suchen. Als er jedoch 1735 Kenntniß erhielt, daß die wiener Akademie auf das beste, Abraham's Opfer darstellende Gemälde einen Preis ausgesetzt hatte, reiste er wieder nach Wien, beeilte sich, die Aufgabe rechtzeitig zu lösen, und empfing den kaum gehofften Preis. Er verweilte hierauf an der Akademie, bis er Ende 1739 nach Dresden übersiedelte, wo er Aufträge, namentlich im Fach der Email- und Miniaturmalerei ausführte, aber auch seine weitere Ausbildung sich angelegen sein ließ. Hierbei förderten ihn der gesellige Kreis sowie die wissenschaftlichen und Kunstsammlungen des Grafen Bünau in Nöthnitz, woselbst er auch dessen Bibliothekar Winckelmann kennen lernte.

Im November 1745 verheirathete er sich mit Elisabeth Hoburg, deren Bekanntschaft er durch ihren Bruder, einen Kunstliebhaber, gemacht hatte. Im Jahre 1749 malte er das Jagdschloß Hubertusburg aus. Von Ende 1754 bis Anfang 1756, wo Winckelmann nach Italien abging, wohnte dieser, nach Niederlegung seiner Stelle in Nöthnitz, in Dresden bei Oeser, und während dieser jenen in Kenntnissen der ausübenden Kunst unterrichtete, führte dagegen Winckelmann Oesern in die Erkenntniß des Wesens der Kunst nach den Grundsätzen des Alterthums ein. Der Siebenjährige Krieg bewog Oesern 1757 Dresden zu verlassen. In den nächsten Jahren zierte er mehrere Schlösser mit Gemälden, welche er theils mit Oelfarben auf mit Oel grundirtem Kalk, theils in nassem Kalk ausführte; so das des Grafen Bünau in Dahlen, bei welchem er längere Zeit mit den Seinigen lebte und diese auch dort zurückließ, als er ähnliche Arbeiten in den Schlössern der Herzogin Dorothea von Kurland zu Dame und der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar in Osmannstedt ausführte.

Nach Beendigung des Kriegs ließ ihm die kursächsische Regierung die Wahl zwischen einer Anstellung in Dresden, Meißen oder Leipzig; er entschied

sich für das Amt des Directors der an letzterm Orte neu zu errichtenden Malerakademie, das er bis zu seinem am 18. Nov. 1799 erfolgten Tode bekleidete. Leipzig und dessen Umgebung hat noch viele Werke seiner Kunst aufzuweisen; so Deckengemälde im ehemaligen Hause des Bürgermeisters Kriegsrath Müller auf der Johannisgasse (jetzt Frege gehörig), im Gewandhause, in den Gemächern, welche früher die Winkler'sche Gemäldesammlung enthielten, im Saale der Oekonomischen Societät, in Gohlis, Eutritzsch, Dölitz und Nischwitz, ferner das Altarbild und einige Wandmalereien in der Nikolaikirche, zwei in der ersten Bürgerschule befindliche kirchliche Gemälde, die Bildnisse des Superintendenten Körner in der Thomaskirche und des Bürgermeisters Schubart auf der Stadtbibliothek, endlich das Standbild des Kurfürsten Friedrich August auf dem Königsplatz und das Denkmal Gellert's.

Oeser gehörte zu denjenigen Menschen, welche ihr Leben in einer bequemen Geschäftigkeit hinträumen. Er war einer der begabtesten Männer des vorigen Jahrhunderts, hatte aber bei großer Lebenslust seine Jugend nicht in genugsamer Thätigkeit verwendet, gelangte auch nie dahin, die Kunst mit vollkommener Technik auszuüben, und war auf die Stufe, bis zu welcher er gelangte, wie spielend, aus freier

Gunst der Natur gestiegen, die, mütterlich freigebig, das Füllhorn ihrer Gaben über diesen Liebling ausgeschüttet. Er war unbefangen, gewandt und, wennschon nicht oft erhaben, doch immer reich an Ideen und geschmückt mit einer unschuldigen Grazie, welche ihn durch sein ganzes Leben begleitete, ja selbst im höchsten Alter ihm noch treu und hold geblieben ist, wie denn auch seinem Alter ein größerer Fleiß vorbehalten war und es ihm da niemals an Erfindung und Arbeitsamkeit fehlte.

Goethe fühlte sich gleich den ersten Augenblick sehr zu Oeser hingezogen; schon dessen Wohnung, wundersam und ahnungsvoll, war für ihn höchst reizend. In dem alten Schlosse Pleißenburg ging man, von der innern Stadt kommend, rechts in der Ecke eine erneute heitere Wendeltreppe hinauf. Die Säle der Zeichenakademie fand man sodann links, hell und geräumig; aber zur Wohnung des Directors gelangte man nur durch einen engen dunkeln Gang, an dessen Ende man erst den Eintritt zu seinen Zimmern suchte, zwischen deren Reihe und einem weitläufigen Kornboden man vorher hingegangen war. Das erste Gemach war mit Bildern geschmückt von Meistern aus der spätern italienischen Schule, deren Anmuth Oeser höchlich zu preisen pflegte.

Goethe hatte mit einigen Edelleuten Privatstunden bei Oeser genommen; indessen sind nur zwei zuverlässig als seine dortigen Genossen bekannt: Friedrich Georg von Lieven und Karl August Freiherr von Hardenberg. Ersterer, geboren am 6. Juli 1748 in Livland, gehörte seit Ostern 1766 der Universität zu Leipzig an und hier vielleicht auch dem muntern Kreise, welcher bei Schönkopfs seinen Mittagstisch hatte. Er war später in seiner Heimat Erbherr auf Dünhof, Bixtensee, Berghof und Merzendorf. — Hardenberg war am 31. Mai 1750 in Hannover geboren, hatte seit 1766 in Göttingen seine Studien begonnen und setzte sie von Ostern 1768 an in Leipzig fort. Er war nacheinander in hannoverschen, braunschweigischen und ansbach-baireuthischen Diensten, bevor er in preußische trat; wie er aber in letztern eine Haupttriebfeder von Preußens zweideutiger und schwächlicher Rolle zu Ende des vorigen und Anfang des jetzigen Jahrhunderts war, wie er dann seit 1809 die Wiedergeburt Preußens zum Ziele seiner Thätigkeit machte, deren siegreicher Erfolg ihm die Fürstenwürde mit entsprechender Dotation einbrachte, und wie endlich die burschenschaftlichen Bewegungen 1819 eine Umkehr seiner freisinnigen Staatsverwaltung bewirkten, ist bekannt genug. Er starb

nach dem Congreß von Verona zu Genua am 17. Nov. 1820.

Hiernächst dürfte noch Friedrich Gervinus aus Zweibrücken, der 1768 auf die leipziger Universität kam, Unterricht bei Oeser gehabt haben; wenigstens ließ ihn Goethe später von Frankfurt aus öfters durch Oeser grüßen. Goethe's Platz in den Zeichenstunden aber nahm nach seinem Weggange Georg Gröning aus Bremen ein.

Derselbe wurde am 23. Aug. 1745 geboren als Sprößling einer alten Adelsfamilie des vormaligen Herzogthums Bremen, die sich jedoch nach der Stadt Bremen gewendet und da, der Verfassung gemäß, ihres Adels begeben hatte, den jedoch Georg Gröning, durch äußere Verhältnisse dazu bestimmt, 1795 vom Kaiser sich ausdrücklich wieder bestätigen ließ. In Bremen nahmen die Glieder des Geschlechts Gröning zu allen Zeiten höhere Stellungen im Staatsleben ein, und dieser Umstand sollte auch für Georg's Laufbahn maßgebend werden; denn obwol er sich aus Neigung dem Kaufmannsstande gewidmet hatte und schon im Begriff war, in London ein Geschäft aufzuthun, so stand er doch davon ab, als sein älterer Bruder, welcher sich der Rechtswissenschaft zugewandt hatte, plötzlich starb und damit die fernere Vertretung des

Geschlechts im Rathe durch ein dem Gelehrtenstande angehöriges Glied desselben in Frage gestellt wurde. Georg studirte nun die Rechte in Göttingen und dann in Leipzig, wo er zu Ostern 1768 eintraf, erwarb sich die Doctorwürde und wurde nach dem frühen Tode seines Vaters, des Bürgermeisters von Bremen, 1781 in den Rath seiner Vaterstadt gewählt. Hier wurde er nicht nur ungewöhnlich schnell befördert, sondern auch zu auswärtigen Aufträgen, wie als Vertreter Bremens auf dem Congreß zu Rastatt und dann zu einer Sendung nach Paris, verwendet. Bei dieser Gelegenheit nützte er seiner Vaterstadt außerordentlich durch Umsicht, Gewandtheit, Entschlossenheit, Ausdauer, Uneigennützigkeit und Muth, sodaß nach seiner Rückkehr 1804 Rath und Bürgerschaft den Entschluß faßten, ihm einen bedeutenden Grundbesitz — der bei späterer Veranlassung auf 160000 Thaler Gold geschätzt wurde — zum Geschenk anzubieten. Tief gerührt von diesem Beweise des Beifalls seiner Obern und Mitbürger, lehnte Gröning dennoch das Geschenk entschieden ab; da er jedoch dem Staate bedeutende Opfer aus seinem Vermögen gebracht hatte, erhielt später seine Familie noch 60000 Thaler.

Während der französischen Herrschaft war Gröning Municipalrath; nach Bremens Befreiung wurde

er 1814 zum Bürgermeister gewählt. Im Jahre 1821 nahm er seinen Abschied und starb am 1. Aug. 1825.

Oeser's Privatschülern nun war es erlaubt, in seinem Zimmer zu zeichnen, und sie gelangten auch manchmal in sein daranstoßendes inneres Cabinet, welches zugleich seine wenigen Bücher, seine Kunst- und Naturaliensammlungen und was ihn sonst zunächst angesprochen haben mochte, enthielt. Alles war mit Geschmack, einfach und dergestalt geordnet, daß der kleine Raum sehr vieles umfaßte. Die Möbeln, Schränke, Mappen waren fein, ohne Ziererei und Ueberfluß. So war auch das erste, was er seinen Schülern empfahl und worauf er immer wieder zurückkam: die Einfalt in allem, was Kunst und Handwerk vereint hervorzubringen berufen sind. Als ein abgesagter Feind des Schnörkel- und Muschelwesens und des ganzen verschrobenen Geschmacks zeigte er ihnen in Kupfer gestochene und gezeichnete alte Muster im Gegensatz mit bessern Verzierungen und einfachern Formen der Möbeln sowol wie anderer Zimmerumgebungen, und weil alles um ihn her mit diesen Grundsätzen übereinstimmte, so machten die Lehren, wie einseitig und beschränkt sie in mancher Hinsicht sein mochten, einen guten und dauernden Eindruck. Auch außerdem hatte

er Gelegenheit, seine Gesinnungen thätig wirksam sehen zu lassen, indem er sowol bei Privatpersonen wie bei Verwaltungsbeamten in gutem Ansehen stand und bei Neubauten und Veränderungen um Rath gefragt wurde. Ueberhaupt schien er geneigter zu sein, etwas gelegentlich zu einem gewissen Zweck und Gebrauch zu fertigen, als daß er für sich bestehende Dinge, welche eine größere Vollendung verlangen, unternommen und ausgearbeitet hätte; weshalb er auch immer bereit und zur Hand war, wenn die Buchhändler größere und kleinere Kupfer zu irgendeinem Werk verlangten, wie denn die Verzierungsbildchen zu Winckelmann's ersten Schriften und zu Lesage's „Gil Blas de Santillane“ von ihm radirt sind. Oft aber machte er nur sehr skizzenhafte Zeichnungen, in welche sich namentlich Christian Gottlieb Geyser ganz gut zu schicken wußte. Dieser, am 20. Aug. 1742 zu Görlitz geboren, war eigentlich nach Leipzig gekommen, um sich zum Rechtsgelehrten zu bilden, und hatte auch bereits die Prüfung bestanden; er fand aber solchen Geschmack an der Zeichenkunst, die er bei Oeser übte, und erhielt so viel lohnende Aufträge von Buchhändlern, daß er sich ganz der Kunst zuwandte. Er heirathete gegen Ende der achtziger Jahre Oeser's jüngere Tochter, Wilhelmine,

kaufte in Eutritzsch ein Landhaus, das sein Schwiegervater mit Wand- und Deckengemälden schmückte, und starb am 24. März 1803, im freien Felde vom Schlag getroffen.

An dieser Stelle mag auch sogleich Johann Friedrich Bause mit genannt werden, dieser am 3. Jan. 1738 in Halle geborene, bei Hayd in Augsburg gebildete Kupferstecher, welcher 1763 in Halle mit der Predigerstochter Charlotte Brüner sich verheirathet hatte, 1766 einem Rufe an die leipziger Kunstakademie gefolgt war, hier mit Oeser und Geyser in freundschaftlicher Verbindung stand, sich durch die Treue, mit welcher er den Geist der von ihm gestochenen Bilder, namentlich seines Freundes Anton Graff, wiederzugeben verstand, auszeichnete, 1813 vor den Kriegsunruhen nach Weimar flüchtete und dort am 5. Jan. 1814 starb. Seine Witwe folgte ihm am 1. April 1818.

Auf Oeser zurückzukommen, so waren die Frauen in seinen Gemälden angenehm und gefällig, seine Kinder anmuthig und unschuldig, seine jungen Mädchen von sanfter, liebreizender Weiblichkeit, nur mit den Männern wollte es nicht fort, die bei seiner zwar geistreichen, aber nebelhaften, unbestimmten Weise und bei seinem leichten Sinn als halb aufgelöste Gestalten

erschienen und meistentheils das Ansehen von Lazzaroni erhielten. Da er seine Compositionen überhaupt weniger auf Form, als auf Licht, Schatten und Massen berechnete, so nahmen sie sich im ganzen gut aus, und weil er dabei eine eingewurzelte Neigung zum Bedeutenden, Allegorischen, einen Nebengedanken Erregenden nicht bezwingen konnte noch wollte, so gaben seine Werke immer etwas zu sinnen und wurden vollständig durch einen Begriff, wenn sie es auch der Kunst und der Ausführung nach nicht sein konnten. Diese Richtung, welche immer gefährlich ist, führte ihn manchmal bis an die Grenze des guten Geschmacks, wo nicht gar darüber hinaus. Seine Absichten suchte er oft durch die wunderlichsten Einfälle und durch grillenhafte Scherze zu erreichen, ja seinen besten Arbeiten ist stets ein humoristischer Anstrich verliehen. War das Publikum mit solchen Dingen nicht immer zufrieden, so rächte er sich durch eine neue, noch wunderlichere Schnurre. Ein derartiges Erzeugniß war der schon besprochene Vorhang des neuen Schauspielhauses. So stellte er später in dem Vorzimmer des großen Concertsaals eine ideale Frauenfigur seiner Art dar, die eine Lichtschere nach einer Kerze hinbewegte, und freute sich außerordentlich, wenn er veranlassen konnte, daß man über die Frage stritt,

ob diese seltsame Muse das Licht zu putzen oder auszulöschen gedenke, wo er denn allerlei neckische Beigedanken schelmisch hervorblicken ließ.

Das Geistvoll-Lebendige von Oeser's Wesen bestach bei allen seinen Schwächen die ihm Näherstehenden, und als später die vorzüglichen Werke der Malerei in den Sammlungen nicht mehr allgemein zugänglich waren, machte sich der Einfluß Oeser's auf die leipziger Künstler um so mehr geltend, als er eine große Zahl von Werken hervorgebracht hatte; es gereichte aber dieser Einfluß der Kunst Leipzigs nicht eben zum Vortheil.

Was Goethe betrifft, so rückte er in Ausübung der Kunst nicht viel weiter. Oeser's Lehre wirkte auf den Geist und Geschmack, er brachte die Vorstellung von den Zielen der Kunst bei, er lehrte, wie Winckelmann, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille; allein seine eigene Zeichnung war zu unbestimmt, als daß er seine Schüler zu einer strengen und entschiedenen Ausübung hätte anleiten sollen, wenn sie, wie Goethe, an den Gegenständen der Kunst und Natur ebenfalls nur hindämmerten. Von den Gesichtern und Körpern überlieferte er ihnen mehr die Ansichten als die Formen, mehr die Geberden als die Verhältnisse; er gab Begriffe von den Gestalten und verlangte, seine Schüler sollten

sie in sich lebendig werden lassen. Das alles wäre denn auch recht schön gewesen, wenn er nicht blos Anfänger vor sich gehabt hätte. Dem damaligen bedeutendsten Maler, Rafael Mengs, als dessen alleiniger Ebenbürtiger Oeser genannt zu werden pflegte, stand er daher nicht blos darin gegenüber, daß jener ein mäßiges Talent nur durch äußerste Anstrengung, durch rastlos fortgesetzten Ernst und Fleiß ausbildete, sondern auch darin, daß Mengs das Hauptgewicht auf die Technik der Malerei legte, nur das Zeichnen und Malen selbst gelehrt wissen wollte, davon ausgehend, daß dem Schüler, wenn ihm das Handwerk keine Schwierigkeiten mehr mache, der Gehalt, der Ausdruck zu rechter Zeit schon von selbst kommen werde.

Konnte man daher Oesern eine vorzügliche Gabe zum Unterricht wol absprechen, so mußte man dagegen bekennen, daß er sehr gescheit und weltklug war und daß eine glückliche Gewandtheit des Geistes ihn in einem höhern Sinne recht eigentlich zum Lehrer befähigte. Die Mängel, an denen der Schüler litt, sah er recht gut ein, er verschmähte jedoch, sie direct zu rügen, und deutete vielmehr Lob und Tadel indirect sehr kurz an. Nun mußte man über die Sache denken und kam in der Einsicht schnell um vieles

weiter. So hatte z. B. Goethe auf blaues Papier einen Blumenstrauß nach einer vorhandenen Vorschrift mit schwarzer und weißer Kreide sehr sorgfältig ausgeführt und theils mit Wischen, theils mit Schraffiren das kleine Bild hervorzuheben gesucht. Nachdem er sich lange dergestalt bemüht, trat Oeser hinter ihn und sprach: „Mehr Papier!“ worauf er sich sogleich entfernte. Goethe und sein Nachbar zerbrachen sich den Kopf, was das heißen könne; denn der Strauß hatte auf einem großen Bogen Raum genug um sich her. Nachdem beide lange nachgedacht, glaubten sie endlich Oeser's Sinn zu treffen, indem sie bemerkten, daß Goethe durch das Ineinanderarbeiten des Schwarzen und Weißen den blauen Grund ganz zugedeckt, die Mitteltinte zerstört und wirklich eine unangenehme Zeichnung mit großem Fleiß hervorgebracht hatte.

Uebrigens ermangelte Oeser nicht, von der Perspective, von Licht und Schatten zwar genugsam, doch immer nur so zu unterrichten, daß seine Schüler sich anzustrengen und zu quälen hatten, um eine Anwendung der überlieferten Grundsätze zu machen. Offenbar war indessen seine Absicht, an jenen Privatschülern, die doch nicht Künstler werden sollten, nur die Einsicht und den Geschmack zu bilden und sie mit

den Erfordernissen eines Kunstwerks bekannt zu machen, ohne gerade zu verlangen, daß sie selbst es hervorbringen sollten. Da nun aber der Fleiß damals Goethe's Sache nicht war und ihm nur das Vergnügen machte, was ihn anflog, so wurde er nach und nach wo nicht lässig, doch mismuthig, und weil die Kenntniß bequemer ist als das Thun, so ließ er sich gefallen, wohin Oeser, dem er jedoch oft mit Zweifeln und eigenen Ansichten zusetzte, nach seiner Weise ihn zu führen gedachte.

Bei dieser Lehrweise ergab es sich von selbst, daß Oeser mit seinen Schülern auch über Schriften, welche die Kunst betrafen, sich unterhielt. Er rühmte ihnen unter den Franzosen vorzüglich den Grafen Caylus, der durch kostbare Sammlungen sowie durch Schriften und durch Stiche von Werken der alten und neuen Kunst mit vieler Aufopferung Bedeutendes zu Weckung und Hebung der Kunsteinsicht gewirkt hatte. Er machte sie mit dem Professor Johann Friedrich Christ bekannt, der als Liebhaber, Sammler, Kenner und Mitarbeiter der Kunst schöne Dienste geleistet und seine Gelehrsamkeit zu wahrer Förderung derselben angewendet habe. Auf Philipp Daniel Lippert's Bemühungen um die Zusammenstellung einer Sammlung geschnittener Steine der Alten leitete Oeser die Auf-

merksamkeit seiner Schüler kräftig hin, indem er das Verdienst derselben genugsam herauszusetzen wußte. Denn obgleich, sagte er, die Standbilder und größern Bildwerke Grund und Gipfel aller Kunstkenntniß blieben, so seien sie doch selbst im Abguß selten zu sehen, wogegen durch Lippert eine kleine Welt von Gemmen bekannt werde, in welcher der Alten faßlicheres Verdienst, glückliche Erfindung, zweckmäßige Zusammenstellung und geschmackvolle Behandlung auffallender und begreiflicher werde, auch sei bei so großer Menge eher eine Vergleichung möglich. Mit Lippert's Daktyliothek hatte Goethe auch Veranlassung sich zu einem besondern Zwecke zu beschäftigen, indem bei Breitkopf's Umzug aus dem Goldenen in den Silbernen Bär eine Sammlung von Schwefelabdrücken in Unordnung gekommen war, die er nur mit Hülfe des Lippert'schen Werks, so gut es ihm möglich war, wieder zurechtbringen konnte.

Aber wie ein Lichtstrahl aus düstern Wolken erschien 1766 Lessing's „Laokoon", dessen Wirkung man sich jetzt kaum mehr vorstellen kann. Aus dem Kreise eines kümmerlichen Anschauens, der durch den Mangel an würdigen Gegenständen und durch Unzulänglichkeit der Bildung beschränkt war, riß dieses Werk in die freien Gefilde des Gedankens, an dessen Frucht-

barkeit sich jeder laben konnte, der nur die Empfänglichkeit mitbrachte. Das so lange misverstandene Ut pictura poësis war auf einmal beseitigt, der Unterschied der bildenden und Redekünste klar, die Gipfel beider erschienen nun getrennt, wie nahe ihre Grundlagen auch zusammenstoßen mochten. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich alle Folgen des herrlichen Gedankens, daß der bildende Künstler sich innerhalb der Grenze des Schönen halten solle, weil er für den äußern Sinn arbeitet, der nur durch das Schöne befriedigt wird, während dem redenden Künstler, der die Bedeutung jeder Art nicht entbehren kann, auch darüber hinauszuschweifen vergönnt wäre, weil er für die Einbildungskraft thätig ist, die sich wol mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; die jugendlichen Zeitgenossen hielten sich von allem Uebel erlöst und glaubten, mit einigem Mitleid auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert herabblicken zu dürfen, wo man in deutschen Bildwerken und Gedichten das Leben nur unter der Form eines schellenbehangenen Narren, den Tod unter der Uniform eines klappernden Gerippes, die nothwendigen und zufälligen Uebel der Welt nur un-

ter dem Bilde des fratzenhaften Teufels zu vergegenwärtigen wußte.

Am meisten entzückte Goethen die Schönheit jenes Gedankens, daß die Alten den Tod als den Bruder des Schlafs anerkannt und beide, wie Zwillingen geziemt, zum Verwechseln gleich gebildet. Hier konnte man nun erst den Sieg des Schönen höchlich feiern und das Häßliche jeder Art, da es doch einmal aus der Welt nicht zu vertreiben ist, im Reiche der Kunst nur in den niedrigen Kreis des Lächerlichen verweisen.

Auf Goethe übten diese von Lessing im rechten Augenblick ausgesprochenen, wie ersehnt hervortretenden Haupt- und Grundbegriffe unendliche Wirksamkeit aus; er beschäftigte sich sogar einen beträchtlichen Theil seines Lebens damit und erfreute sich durch sie eines überschwenglichen Wachsthums.

Auch mit dem „Leben der Maler von Rafael bis auf die neueste Zeit“ von Dezalliers d'Argenville, welches Werk 1767 und 1768 von Volkmann verdeutscht herauskam, beschäftigte sich Goethe, frisch wie er es erhielt, emsig genug, was Oesern zu gefallen schien. Vor allem aber wies dieser auf das hohe Kunstleben Winckelmann's in Italien hin, denn er hatte eine leidenschaftliche Verehrung für denselben, die er

Goethen gar leicht einzuflößen vermochte, sodaß dieser die ersten Schriften jenes Kunstforschers mit Andacht in die Hände nahm. Das Räthselhafte jener kleinen Aufsätze, die sich noch dazu durch Ironie selbst verwirren und sich auf ganz vereinzelte Meinungen und bestimmte Ereignisse beziehen, vermochte er zwar nicht so leicht zu entziffern; allein weil Oeser viel Einfluß darauf gehabt, so fanden sich darin manche Ansichten, die sich von ihm herzuschreiben schienen, nicht nur über die Offenbarung des Schönen, mehr noch des Geschmackvollen und Angenehmen, welche er seinen Schülern unablässig überlieferte, sondern sogar Scherz und Grillen nach seiner Art. Goethe ließ nicht nach, bis er sich einen ungefähren Begriff von der Gelegenheit gemacht hatte, bei welcher diese merkwürdigen Schriften entstanden waren, und er dünkte sich bei solchen Auslegungen um desto sicherer zu gehen, als er es für kein geringes Glück achtete, aus derselben Quelle zu schöpfen, aus der Winckelmann seinen ersten Durst gestillt hatte. Dennoch nahm er es damit nicht sehr genau, und wie die Jugend überhaupt lieber angeregt als unterrichtet sein will, so war es auch nicht das letzte mal, daß Goethe eine bedeutende Bildungsstufe sibyllinischen Blättern verdanken sollte.

Bei der allgemeinen und unangetasteten Verehrung für Winckelmann war es begreiflich, daß mit Jubel die Nachricht vernommen wurde: Winckelmann kehre aus Italien zurück und werde den wegen seines Geistes und seiner Bildung trotz seiner Jugend doch schon weit gepriesenen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau besuchen, unterwegs aber bei seinem Freund Oeser eintreten. Goethe machte keinen Anspruch, mit ihm zu reden, aber er hoffte ihn zu sehen, und weil man in jugendlichen Jahren jeden Anlaß gern in eine Lustpartie verwandelt, so hatte er mit gleichgesinnten Freunden schon Ritt und Fahrt nach Dessau verabredet, wo sie bald da bald dort aufzupassen gedachten, um die so weit über sie erhabenen Männer mit eigenen Augen umherwandeln zu sehen. Oeser war selbst ganz begeistert, wenn er nur daran dachte. Als aber eines Tags Goethe zu seinem Lehrer sich begeben wollte und schon im Hofe der Pleißenburg nahe an der kleinen Pforte sich befand, durch die man zu Oeser hinaufzusteigen pflegte, kam ihm ein Mitschüler entgegen und theilte ihm mit, daß Oeser nicht zu sprechen, da die Nachricht von Winckelmann's am 8. Juni 1768 erfolgter Ermordung eingetroffen sei. Wie ein Donnerschlag

aus heiterm Himmel fiel diese Kunde zwischen die Harrenden nieder.

Oeser sorgte auch dafür, daß seinen Schülern die Kunstschätze Leipzigs zugänglich wurden. Die Akademie selbst besaß nur ein paar dürftige Gipsabgüsse, aber einige der reichen Handelsherren Leipzigs hatten treffliche Sammlungen angelegt. Vor allen zählte zu diesen Gottfried Winkler, ein Mitglied der lange in Leipzig blühenden reichen Patricierfamilie, geboren am 16. Febr. 1731 zu Leipzig, verheirathet 1758 mit Johanna Henriette Schmidt, 1776 in den Rath gewählt, 1792 Baumeister, gestorben am 23. Nov. 1795. Vorzugsweise waren es niederländische, außerdem aber auch deutsche, italienische und französische kostbare Gemälde, welche er zusammengebracht hatte; die von Kreuchauff 1768 herausgegebenen mit Vignetten von Oeser verzierten „Historischen Erklärungen der Gemälde, welche Herr Gottfried Winkler in Leipzig gesammelt", zählten 628 Stücke auf. Auch an Kupferstichen besaß er eine ansehnliche Sammlung und er theilte die einsichtsvolle Freude, welche er an seinen Schätzen hegte, sehr gern mit andern.

Sodann war das von Zacharias Richter zusammengebrachte ausgezeichnete Gemäldecabinet auf seinen Sohn Johann Thomas übergegangen, der

am 30. Aug. 1728 zu Leipzig geboren, sich am 3. Aug. 1758 mit Dorothea Elisabeth Gaudlitz verheirathete, den Titel eines Kammerraths erhielt und am 27. Nov. 1773 starb. Er besaß auch noch Sammlungen von Kupferstichen, Zeichnungen, Elfenbeinarbeiten und Mineralien, und hatte einen Tag in der Woche festgesetzt, an welchem sich Künstler, Kenner und Liebhaber in seinen Gemächern einfanden. Ueberdies gehörte Richtern der ebenfalls von seinem Vater angelegte, zuletzt Gerhard'sche Garten.

Ein dritter Kunstsammler unter den Kaufleuten Leipzigs war Franz Wilhelm Kreuchauff. Er war hier am 16. Jan. 1727 geboren, von seinem Vater, Franz Kreuchauff, einem Kaufmann, zu dessen eigenem Berufe bestimmt, und erhielt auch weder wissenschaftliche noch künstlerische Erziehung. Zweiundzwanzig Jahre alt, trat er eine dreijährige Reise durch Deutschland, Frankreich und England an, wobei sich seine Liebe zur Kunst bildete und er eifrig dahin gehörige Kenntnisse sammelte. Nach seiner Rückkehr übernahm er mit seinem ältern Bruder, Daniel Friedrich, die väterliche Handlung, beschäftigte sich aber nebenbei angelegentlich mit der Kunst und unterhielt einen lebhaften Briefwechsel mit den Künstlern und Kennern, deren Bekanntschaft er auf seiner

Reise zu machen beflissen gewesen war. Die Kriegsunruhen bewogen ihn 1757 nach Hamburg zu gehen, wo er sich ganz den Künsten und schönen Wissenschaften widmete. Nach Leipzig 1764 zurückgekehrt, überließ er denn auch das Handelsgeschäft seinem Bruder allein und lebte nur der Kunst. Er brachte eine Sammlung von Kupferstichen zu Stande, die nur ausgezeichnete Blätter enthielt, wozu ihn einerseits sein geübter Blick, andererseits die vielfachen Bekanntschaften in der Kunstwelt verhalfen; nichtsdestoweniger verringerte er die bis zu beinahe zehntausend angestiegenen Nummern um etwa die Hälfte, um lediglich das Beste zu behalten.

Zu einer systematischen Ordnung seiner Kupferstichsammlung brachte es Kreuchauff nicht, weil er über die Wahl unter drei beschränktern Planen, die ihm vorschwebten, nicht zum Entschluß kommen konnte. Er gedachte nämlich entweder nur von den Zeichnern und Malern selbst in Kupfer gestochene und zugleich vorzügliche Blätter der Zeitfolge nach zusammenzustellen, oder die Kupferstiche nach den Malerschulen und zwar unter Aufnahme nur der nach den besten Zeichnungen oder Gemälden der betreffenden Künstler gefertigten zu ordnen, oder endlich nur solche Werke, welche sich durch die Kunst der Com-

position auszeichneten, in die Sammlung einzureihen. Im übrigen konnte Kreuchauff, der, beiläufig gesagt, unter dem Beinamen des „schönen Kreuchauff“ bekannt war, als Freund der ganzen leipziger Kunstgesellschaft alle hiesigen Sammlungen als die seinigen ansehen.

Geschrieben hat er einiges, jedoch ohne sich zu nennen, so das bereits erwähnte Werk über Winkler's Galerie, dann 1774: „Gellert's Monument von Oeser“, ferner 1782: „Oeser's neueste Allegoriegemälde“. Für die Bühne, der er ebenfalls seine Theilnahme zuwandte, bearbeitete er namentlich französische Schauspiele: so „Semiramis“ von Voltaire, in Alexandrinern; „Der Liebesteufel“ von Legrand; „Die Weinlese“ von Dancourt. Auch in dieser Richtung bewies er, bei genauer Bekanntschaft mit in- und ausländischen Bühnenverhältnissen, eine gründliche Einsicht.

Goethe ließ Kreuchauff nach seiner Abreise von Leipzig wiederholt durch Oeser grüßen. Derselbe starb 1803 an seinem Geburtstage.

Auch verschiedentlich that sich Michael Huber hervor, der am 27. Sept. 1727 zu Frankenhausen in Niederbayern geboren war, von 1742 — 64 in Paris, wo er sich auch verheirathete, verweilte

und im letztern Jahre die Professur der französischen Sprache in Leipzig erhielt. Auch er sammelte Kupferstiche, war ein wohlgeübter Kenner, schrieb ein werthvolles Werk über die vorzüglichern Kupferstecher und Maler (französisch) und wurde oft um Vermittelung bei Ankäufen von Kunstsachen, wozu er sich seiner ausgebreiteten Verbindungen wegen gut eignete, angegangen. Außerdem hatte er noch das dankbar anzuerkennende Verdienst, daß er den Werth der deutschen Literatur durch zahlreiche Uebersetzungen deutscher Dichtungen den Franzosen bekannt zu machen trachtete. Endlich bewirkten auch seine und seiner Frau feine gesellige Formen, daß beide in der Gesellschaft gern gesehen wurden. Huber starb am 15. April 1804.

Die genannten Künstler, Sammler, Kenner und Liebhaber nun wirkten alle in Einem Sinne, und Goethe, der oft, wenn sie Kunstwerke durchsahen, ihren Zusammenkünften beiwohnen durfte, hörte kaum je einen Zwiespalt. Immer kam billigerweise die Schule in Betracht, aus welcher der Künstler hervorgegangen, die Zeit, in der er gelebt, das besondere Talent, das ihm die Natur verliehen, und der Grad, auf welchen er es in der Ausübung gebracht. Da war keine Vorliebe weder für geistliche noch für weltliche Gegenstände, für länd-

liche oder für städtische, für lebendige oder leblose; die Frage war immer nach dem Kunstgemäßen. Und ob diese Männer gleich nach ihrer Lage, Sinnesart, Vermögen und Gelegenheit sich mehr gegen die niederländische Schule richteten, so ward doch, indem man das Auge an den unendlichen Verdiensten der nordwestlichen Künstler übte, ein sehnsuchtsvoll verehrender Blick nach Südosten immer offen gehalten.

Von Goethe's jüngern Freunden war namentlich Christian Gottfried Hermann der Kunst und der Beschäftigung mit Zeichnen zugethan. Er war der Sohn des Oberhofpredigers zu Dresden und am 4. Febr. 1743 zu Plauen geboren. Er hatte entschiedene Neigung für die bildenden Künste, auch ihre Ausübung zu seinem Lebensberuf wählen wollen; allein sein Vater forderte von ihm, daß er wenigstens zuvor eine Universitätswissenschaft treibe, und so wählte er die Rechte. Er kam Ostern 1763 nach Leipzig, wurde 1767 Doctor der Rechte und noch in demsel-Jahre Supernumerarassessor beim Oberhofgerichte und Mitglied des Stadtraths hier. Im Jahre 1777 erhielt er eine ordentliche Assessorstelle am Oberhofgericht (bei der ersten weitern Aufrückung betrug sein Jahresgehalt 131 Thlr. 6 Ggr.) und in demselben Jahre — am 8. Mai — verheirathete er sich

mit Christiane Charitas Küstner. Er erlangte noch den Rang eines Oberhofgerichtsraths und war auch Beisitzer des Landgerichts der Niederlausitz und der Juristenfacultät. Im Rathe wurde er 1778 Stadtrichter, 1781 Baumeister, 1789 Proconsul und 1794 Bürgermeister. Er starb am 8. Aug. 1813.

Goethe machte Hermann's Bekanntschaft an Schönkopf's Mittagstisch. Man konnte ihn wol zu den fleißigsten der akademischen Mitbürger rechnen. Er besuchte die Vorlesungen auf das regelmäßigste und sein Privatfleiß blieb sich immer gleich. Er zeichnete mit Gefühl nach der Natur und regte Goethe an, das Gleiche zu thun, wie dieser denn in Hermann's Weise auf grau Papier mit schwarzer und weißer Kreide gar manches Weidicht der Pleiße und manchen lieblichen Winkel dieser stillen Wasser nachzubilden und dabei immer sehnsüchtig seinen Grillen nachzuhängen pflegte. Von diesen Zeichnungen bewahrte Hermann mehrere auf, die noch vorhanden sind, sowie auch eine mit Rothstift gezeichnete Partie bei Gohlis und einige Bleistiftskizzen von Gliedern des befreundeten Kreises. Sodann eignete Goethe diesem Freunde auch ein von ihm selbst geätztes Blatt nach einem Landschaftsgemälde von Alexander Thiele zu, mit der Unterschrift:

Dédié à Monsieur le Docteur Hermann,

Assesseur de la Cour provinciale suprême de Justice de S. A. Elect. de Saxe et Senateur de la Ville de Leipsic par son Ami Goethe.

Er überließ Hermann zugleich die Platte dazu sowie die für eine zweite, seinem Vater gewidmete Radirung, welche ebenfalls nach einer Landschaft Thiele's gearbeitet ist und die Unterschrift trägt:

Dedié à Monsieur Goethe Conseiller Actuel de S. M. Imperiale par son fils tres obeissant.

Das Radiren hatte Goethe aber bei dem Kupferstecher Johann Michael Stock gelernt. Derselbe war zu Nürnberg geboren und erst kurz vor Goethe nach Leipzig gekommen. Er war ein sehr fleißiger und in seinen Arbeiten genauer und ordentlicher Mann. Er machte einen genauen Ueberschlag, wie lange ihn eine Platte beschäftigen werde, und nichts war vermögend, ihn von seiner Arbeit abzurufen, wenn er nicht seine täglich gesetzte Aufgabe vollbracht hatte. Auch er stach, wie Geyser, nach Oeser'schen Zeichnungen größere und kleinere Platten, die zu Romanen und Gedichten immer mehr in Schwung kamen; so sind von ihm z. B. die Vignetten zu Thümmel's „Wilhelmine". Er radirte sehr sauber, sodaß die Arbeit aus dem Aetzwasser beinahe vollendet heraus-

kam, und mit dem Grabstichel, den er sehr gut führte, nur weniges nachzuhelfen blieb. In dieser Weise arbeitend, saß er an einem breiten Arbeitstische am großen Giebelfenster in einer sehr ordentlichen, reinlichen Stube der Mansarde des Goldenen Bären, wobei ihm seine Frau, Marie Helene geborene Schwabe, Gesellschaft leistete. Seine beiden Töchter, Johanna Dorothea (geboren 6. März 1760) und Anna Marie Jakobine (geboren 11. Mai 1762, ebenfalls noch zu Nürnberg), waren damals noch Kinder, wurden aber später mit Goethe befreundet, da die letztere sich mit Christian Gottfried Körner verheirathete, mit welchem Goethe in freundschaftlichem Verhältnisse stand. Stock starb am 30. Jan. 1773 im vierunddreißigsten, seine Frau am 16. Jan. 1782 im neunundvierzigsten Lebensjahre.

Goethen reizte die reinliche Technik des Radirens und er gesellte sich zu Stock, um auch etwas dergleichen zu verfertigen. Seine Neigung hatte sich wieder auf die Landschaft gelenkt, die ihm bei einsamen Spaziergängen unterhaltend, an sich erreichbar und in den Kunstwerken faßlicher erschien als die menschliche Gestalt, die ihn abschreckte. Er radirte daher unter Stock's Anleitung verschiedene Landschaften nach Alexander Thiele, deren Winkler's Cabinet

dreizehn enthielt, und nach andern; obgleich von einer ungeübten Hand verfertigt, brachten diese Blätter doch gute Wirkung hervor und wurden günstig aufgenommen. Das Grundiren der Platten, das Weißanstreichen derselben, das Radiren selbst und zuletzt das Aetzen gab mannichfaltige Beschäftigung, und Goethe war bald dahin gelangt, daß er seinem Meister in manchen Dingen beistehen konnte. Ihm fehlte nicht die beim Aetzen nothwendige Aufmerksamkeit, und selten, daß ihm etwas mislang; aber er hatte nicht Vorsicht genug, sich gegen die schädlichen Dünste zu verwahren, die sich bei solcher Gelegenheit zu entwickeln pflegen, und sie mögen wol zu den Uebeln beigetragen haben, die ihn bald darauf eine Zeit lang quälten.

Zwischen solchen Arbeiten wurde auch manchmal, damit ja alles versucht würde, in Holz geschnitten; Goethe verfertigte verschiedene kleine Druckerstöcke nach französischen Mustern, so namentlich zu Etiketten für den Gastwirth Schönkopf.

Bei dieser vielseitigen Beschäftigung mit der bildenden Kunst, mit ihrer Geschichte und ihrem Begriff, mit der Betrachtung von Kunsterzeugnissen, mit der lernenden Uebung verschiedener Zweige und der freien Ausübung derselben, bei dem häufigen Anhören der

Unterhaltungen von Kunstfreunden konnte es nicht fehlen, daß ein unendliches Verlangen in Goethe entstand, doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken. Er entschied sich daher, noch im vorletzten Halbjahre seines leipziger Aufenthalts, Dresden ohne Verzug zu besuchen. An der nöthigen Baarschaft fehlte es ihm nicht, aber es war eine andere Schwierigkeit zu überwinden, die er aus Laune ohne Noth vermehrte; denn er hielt seinen Vorsatz vor jedermann geheim, weil er die dortigen Kunstschätze ganz nach eigener Art zu betrachten wünschte und, wie er meinte, sich durch niemand wollte irre machen lassen. Aus Abneigung ferner vor Gasthäusern erbat er sich von seinem Stubennachbar Limprecht eine Empfehlung an einen Verwandten desselben, der Schuhmacher in Dresden war, um bei diesem zu wohnen; er reiste dann, seine Matrikel in der Tasche, mit der gelben Kutsche sehnsuchtsvoll nach Dresden.

Die Stunde, wo die Galerie geöffnet werden sollte, erwartete er mit Ungeduld. Er trat in dieses Heiligthum, und seine Verwunderung überstieg jeden Begriff, den er sich gemacht hatte. Der in sich selbst wiederkehrende Saal des alten Galeriegebäudes am Neumarkt, in welchem Pracht und Reinlichkeit bei der größten Stille herrschten, die blendenden Rahmen,

alle der Zeit noch nahe, in der sie vergoldet wurden, der gebohnte Fußboden, die mehr von Schauenden betretenen als von Arbeitenden benutzten Räume gaben Goethen ein Gefühl von Feierlichkeit, einzig in seiner Art, das um so mehr der Empfindung ähnelte, womit man ein Gotteshaus betritt, als der Schmuck so manchen Tempels, der Gegenstand so mancher Anbetung hier abermals, nur zu heiligen Kunstzwecken aufgestellt, erschien. Er ließ sich die allgemein gehaltene Erklärung seines Führers gar wohl gefallen und erbat sich nur in der äußern Galerie, welche die nach dem Hof zu sehenden Zimmer umschloß und vorzugsweise die Gemälde der Deutschen und Niederländer enthielt, bleiben zu dürfen. Hier fand er sich zu seinem Behagen wirklich zu Hause: er hatte Werke mehrerer Künstler schon gesehen, andere kannte er durch Kupferstiche, andere dem Namen nach. Er verhehlte seine Kenntnisse nicht und flößte seinem Führer dadurch einiges Vertrauen ein, ja diesen ergötzte das Entzücken, das Goethe bei Stücken äußerte, wo der Pinsel über die Natur den Sieg davongetragen; denn solche Dinge waren es vorzüglich, die denselben anzogen, wo die Vergleichung mit der bekannten Natur den Werth der Kunst nothwendig erhöhen mußte.

Als Goethe nachher zu Mittag bei dem Schuh-

macher, der ihn beherbergte, wieder eintrat, traute er seinen Augen kaum; denn er glaubte ein Bild von Adrian von Ostade vor sich zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie zu hängen brauchte. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunliche Färbung des Ganzen, magische Haltung — alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah er hier in der Wirklichkeit. Es war das erste mal, daß er auf einen so hohen Grad die Gabe an sich gewahr wurde, die er nachher mit mehrerem Bewußtsein übte, nämlich die Natur mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu sehen, dessen Werken er soeben eine besondere Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Diese Fähigkeit gewährte ihm vielen Genuß, erhöhte aber auch die Begierde, der Ausübung eines Talents, das ihm die Natur versagt zu haben schien, von Zeit zu Zeit eifrig nachzuhängen.

Eine gleichartige Erscheinung hatte er, als er gegen Mitternacht wieder in seine Wohnung kam: alles war zu Bette und eine Lampe erleuchtete den enghäuslichen Zustand, wo denn sein schon mehr geübtes Auge das schönste Bild von Gottfried Schalken erblickte, von dem er sich nicht losmachen konnte, sodaß es ihm allen Schlaf vertrieb.

Goethe besuchte während seines Aufenthalts in

Dresden die Galerie zu allen vergönnten Stunden und fuhr fort sein Entzücken über manche köstliche Werke unverhohlen auszusprechen, vereitelte aber dadurch seinen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben, sodaß, während sich bisher nur ein Unteraufseher mit ihm abgegeben hatte, nun auch der Galerieinspector Riedel von ihm Kenntniß nahm und ihn auf gar manches aufmerksam machte, was vorzüglich in seinem Kreise zu liegen schien. Die Antiken, die damals in den Pavillons des Großen Gartens standen, zu sehen, lehnte Goethe ab, sowie alles übrige, was Dresden Sehenswürdiges enthielt, nur zu voll der Ueberzeugung, daß ihm in und an der Gemäldegalerie selbst noch vieles verborgen bleiben müsse.

So nahm er den Werth der italienischen Meister mehr auf Treu und Glauben an, als daß er sich eine Einsicht in denselben zutraute. Was er nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf ihn nicht wirksam, wie es überhaupt der stoffliche Eindruck ist, welcher den Anfang selbst zu jeder höhern Liebhaberei macht. Vermochte Goethe aber auch in den höhern Sinn der italienischen Schulen nicht einzudringen, so hatte ihn doch Domenico Feti sehr angesprochen, der zwar ein trefflicher Künst-

ler, aber immerhin nur Humorist, also nicht vom ersten Range ist. Eben indessen, weil er die neutestamentlichen Parabeln mit viel Eigenheit, Geschmack und guter Laune darstellte und sie dadurch ganz ans gemeine Leben heranführte, und weil die so geistreichen als naiven Einzelheiten seiner Bilder sich durch einen freien Pinsel empfahlen, drückten sie sich Goethen lebendig ein.

Kurz vor der Abreise von Dresden wurde er durch die Vermittelung eines jungen, einer Gesandtschaft zugehörigen Mannes, mit dem er durch gleiche Kunstliebe auf der Galerie bekannt geworden war, dem damals als Kunstkenner von tiefster Einsicht angestaunten Generaldirector Friedrich Ludwig von Hagedorn vorgestellt, der ihm seine Sammlung mit großer Güte vorwies und sich an der Begeisterung des jungen Kunstfreundes höchlich ergötzte. Er war, wie es einem Kenner geziemt, in die Bilder, die er besaß, ganz eigentlich verliebt und fand daher selten bei andern eine Theilnahme, wie er sie wünschte. Besonders machte es ihm Freude, daß Goethen ein Bild von Hermann Swanevelt ganz übermäßig gefiel, daß er dasselbe in jedem einzelnen Theile zu preisen und zu erheben nicht müde ward; denn gerade Landschaften, die ihn an den schönen heitern Himmel,

unter welchem er herangewachsen, mahnten, die Pflanzenfülle jener Gegenden, und was für Gunst sonst ein wärmeres Klima dem Menschen gewährt, rührten Goethen in der Nachbildung am meisten, indem sie eine sehnsüchtige Erinnerung in ihm aufregten.

Endlich kehrte er, obgleich ungern, nach Leipzig zurück; er fand seine Freunde, welche solche Abschweifungen von ihm nicht gewohnt waren, in großer Verwunderung, beschäftigt mit allerlei Vermuthungen, was seine geheimnißvolle Reise wol habe bedeuten sollen. Wenn er ihnen darauf seine Geschichte ganz ordentlich erzählte, erklärten sie solche für ein Märchen und suchten scharfsinnig hinter das Räthsel zu kommen, das er unter der Schuhmacherherberge zu verhüllen muthwillig genug sei. Hätten sie ihm aber ins Herz sehen können, so würden sie keinen Muthwillen darin entdeckt haben; denn die Wahrheit jenes alten Wortes: „Zuwachs an Kenntniß ist Zuwachs an Unruhe“, hatte ihn mit ganzer Gewalt getroffen, und je mehr er sich anstrengte, alles das, was er gesehen, zu ordnen und sich zuzueignen, desto weniger gelang es ihm: er mußte sich zuletzt ein stilles Nachwirken gefallen lassen. Das gewöhnliche Leben ergriff ihn wieder, und er fühlte sich zuletzt ganz behaglich, wenn ein freundschaftlicher Umgang, Zunahme

an Kenntnissen, die ihm gemäß waren, und eine gewisse Uebung der Hand ihn auf eine weniger bedeutende, aber seinen Kräften mehr angemessene Weise beschäftigte.

So war es aber die Universität Leipzig, wo Goethe, wenn auch die Zwecke seiner Familie, ja seine eigenen versäumend, dennoch sich in dem begründete, worin er die größte Zufriedenheit seines Lebens finden sollte: in der Kunst.

VII.

Geselliges Leben.

Während Goethe den höhern Bildungszweck der Hochschule, wie berichtet, in verschiedener, mitunter nicht ganz geordneter Weise zu erreichen bestrebt war, vergaß er doch auch den Genuß des Lebens im geselligen Umgang nicht. Die Spottgedichte auf Clodius gaben schon Beispiele des übermüthigern Zeitvertreibs, es fehlte aber auch nicht an gesetzterm. Er hatte Empfehlungsbriefe an gute Häuser mitgebracht, deren verwandte Kreise ihn ebenfalls wohl aufnahmen. So finden wir ihn bei den Hofräthen Böhme und Ludwig sowie bei den Buchhändlern Breitkopf und Reich.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts war das studentische Leben fast allenthalben noch ein sehr rohes, und Leipzig machte eine bei den andern Universitäten geradezu verschriene Ausnahme, die Zachariä

zu seinem komischen Heldengedicht „Der Renommist“ Anlaß gab, worin ein Student, der zuvor in Jena dem wüsten Rauf- und Sauftreiben gehuldigt, bei nachherigem Verweilen auf der leipziger Hochschule zum Stutzer sich umgestaltet, aber sich dennoch mit Ehren aus den Händeln mit einem rohen Jenenser zu ziehen weiß.

Dieser Unterschied der Sitten entsprang aus der Verschiedenheit der Einwohner. Während in den kleinern Universitätsstädten der jugendliche, wilde Fremdling keine Achtung vor dem Bürger hatte und sich als ein eigenes, zu aller Freiheit und Frechheit ermächtigtes Wesen ansah, konnte ein Studirender in Leipzig kaum anders, als sich der feinern gesellschaftlichen Sitte anzubequemen, sobald er mit den reichen und nicht auf Erwerb durch die Universität angewiesenen Einwohnern in erwünschtem Bezug stehen wollte. Ein einziger akademischer Mitbürger Goethe's hielt sich für reich und unabhängig genug, der öffentlichen Meinung ein Schnippchen zu schlagen. Er trank Brüderschaft mit allen Lohnkutschern, die er, als wären sie die Herren, sich in den Wagen setzen ließ, während er selbst vom Bocke fuhr und sie umzuwerfen für einen großen Spaß hielt, wobei er dann die zerbrochenen Wagen sowie die zufälligen Beulen zu vergüten wußte,

übrigens aber niemand beleidigte, sondern nur das Publikum im ganzen zu verhöhnen schien. Einst bemächtigten er und ein Spießgesell sich am schönsten Promenadentage der Esel des Thomasmüllers; sie ritten wohlgekleidet in Schuhen und Strümpfen mit dem größten Ernst um die Stadt, angestaunt von allen Spaziergängern, von denen das Glacis wimmelte. Als ihm einige Wohldenkende hierüber Vorstellungen machten, versicherte er ganz unbefangen: er habe nur sehen wollen, wie sich der Herr Christus im ähnlichen Falle möchte ausgenommen haben. Nachahmer fand er jedoch keinen und Gesellen wenig.

Durch die mannichfachen Verbindungen der Akademiker mit den geselligen Kreisen der Stadt ging freilich auch das studentische Leben, welches anderwärts sofort jeden Zugehörigen in seinen Strudel hineinreißt, verloren, und ehe Goethe in dem gewöhnlichen, bedächtigern Wege Bekanntschaften gemacht hatte, mußte er daher mit den, der Jugend weniger gemäßen gesellschaftlichen Unterhaltungen sich begnügen.

Solche bot ihm zuvörderst das Haus des Hofraths Böhme. Dieser stellte ihn gleich beim ersten Besuch seiner Gattin Marie Rosine geborenen Görz vor. Sie war etwa 40 Jahre alt und sehr kränklich, unendlich sanft und zart, und bildete gegen ihren

Mann, dessen Gutmüthigkeit sogar polterte, einen entschiedenen Gegensatz. Sie zeigte eine aufrichtige Theilnahme für Goethe; sie lud ihn manchen Abend zu sich, wozu es um so öfter Anlaß gab, als ihre Kränklichkeit sie stets zu Hause hielt. Sie wußte Goethen, der zwar gesittet war, aber doch, was man Lebensart nennt, eigentlich nicht besaß, in manchen kleinen Aeußerlichkeiten zurechtzuführen und zu verbessern. Nur eine einzige Freundin brachte die Abende bei ihr zu, die aber schon herrischer und schulmeisterlicher war, weshalb sie Goethen äußerst misfiel und er ihr zum Trotz öfters wieder Unarten annahm, welche die andere ihm schon abgewöhnt hatte. Sie übten indessen noch immer Geduld an ihm, lehrten ihm Piquet, L'Hombre und dergleichen Kartenspiele, deren Kenntniß in der Gesellschaft für unerlaßlich gehalten ward. Zwar hatte er keine Neigung dazu und konnte sich auch auf die Abmahnungen seines Vaters berufen; allein die Hofräthin Böhme erklärte diese als nur gegen den Misbrauch gerichtet und wußte Goethen in ihrer Weise zu bestimmen, der sich hierin um so lieber leiten ließ, als er die Vortheile des Spielkundigen in der Gesellschaft einsah. Wie die Hofräthin Böhme gleich anfänglich beitrug, seine Abtrünnigkeit von dem ihm zugedachten Berufe zu ver-

hüten, und wie sie auf sein Kunsturtheil einzuwirken bemüht war, ist bereits erzählt. Goethe fuhr übrigens fort sie zu besuchen, bis sie ihn zuletzt bei einer langen und traurigen Krankheit nicht mehr vor sich ließ, an welcher sie am 17. Febr. 1767 im zweiundvierzigsten Jahre verschied.

Ein zweites Goethen geöffnetes gastliches Haus war das des Buchhändlers und Buchdruckers Breitkopf. Der Gründer des Geschäfts, Bernhard Christoph Breitkopf, lebte noch. Er war 1695 in Klausthal geboren, Sohn eines Bergmanns, hatte bei Duncker in Goslar gelernt, kam als unbemittelter Buchdruckergesell nach Leipzig, verehelichte sich mit der Witwe des Buchdruckers und Schriftgießers Müller, Marie Sophie geborene Hermann, und, nach deren am 1. April 1738 erfolgtem Tode, am 2. Febr. des folgenden Jahres mit Theodore Sophie Keyser. Er vervollkommnete die beiden Geschäftszweige seines Vorgängers mit seltener Umsicht und erwarb sich hierdurch Kundschaft und Vermögen; zu seinem Besitz gehörte auch das stattliche Gebäude der Goldene Bär in der Universitätsstraße. Er starb am 27. März 1777.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf, sein Sohn, war am 23. Nov. 1719 in Leipzig ge-

boren und zeigte anfangs keine Lust, dem Berufe seines Vaters zu folgen, sondern beschäftigte sich seiner Neigung gemäß mit den alten und neuen Sprachen und mit Philosophie, kam aber später zu ganz andern Ansichten, denn er faßte großen Widerwillen gegen die Philosophie, fand die Dichter des Alterthums weit unter den neuern stehend und vertheidigte diese Meinungen mit der ihm eigenen Hartnäckigkeit. Nachdem er 1754 ins Geschäft seines Vaters eingetreten war, nahm er sich der Druckerei mit wissenschaftlichen Mitteln auf das entschiedenste an; er verschönerte die Gestalt der Buchstaben auf Grund von Berechnungen nach Albrecht Dürer's Vorgang und trug wesentlich dazu bei, daß die deutschen Buchstaben, trotz der gegen Ende des vorigen Jahrhunderts aufgetauchten Bestrebungen für Einführung der lateinischen, nicht aufgegeben wurden. Ferner erfand er zusammensetzbare Typen, mit denen er Noten, Landkarten und selbst Bildnisse druckte, ebenso chinesische Wortzeichen, wegen welcher letztern Erfindung ihn der Papst beglückwünschen ließ. Auch in Bezug auf die Herstellung der Typen in seiner eigenen Gießerei sowie an den Pressen führte er manche Verbesserungen ein. Er erwarb sich dadurch in der Geschichte der Buchdruckerkunst einen bedeutenden Namen. Seine rastlose Thätigkeit ließ ihn,

obgleich er auch eine Spielkarten- und Tapetenfabrik in Gang brachte, doch noch zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und zu Hegung seiner Kunstliebhaberei, ingleichen zu schriftstellerischen Arbeiten, namentlich über die Geschichte der Buchdruckerkunst, Zeit finden. Er war seit dem 25. Sept. 1746 mit Marie Friederike Constantia Brixen verheirathet, von welcher er acht Kinder hatte, von denen aber in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre nur vier noch lebten. Er starb am 28. Jan. 1794.

Johann Gottlob Immanuel Breitkopf's Söhne, Bernhard Theodor und Christoph Gottlob, wurden gleichzeitig mit Goethe als Studirende der hiesigen Hochschule eingeschrieben. Der erstere war 1749 geboren; er war ein wohlgestalteter junger Mann, den Künsten hold, wie er denn auch mehrere Instrumente spielte, selbst componirte und für die Bühne schrieb. Nachdem er sich am 3. Nov. 1772 mit einer geborenen Obermann verheirathet, begab er sich 1780 nach Petersburg, wo er kaiserlich russischer Hofbuchdrucker, Collegienrath, später Bibliothekaufseher an einem Fräuleinstift (dessen Vorsteherin, eine geborene Paris, er in zweiter Ehe heirathete) und endlich Staatsrath wurde. — Christoph Gottlob Breitkopf, 1750 geboren, war eine gute treue Seele und ein heiterer Lebemann; er ver-

ehelichte sich am 27. Dec. 1793 mit einer Thilo, übernahm das väterliche Geschäft und starb am 7. April 1800.

Die älteste Tochter Johann Gottlob Immanuel Breitkopf's, Theodore Sophie Constantia, verheirathete sich am 24. Jan. 1774 mit einem Dr. Oehme, von dem sie aber später wieder geschieden wurde; sie starb 1819. Die jüngere Tochter, Luise Marie Wilhelmine, wurde an Einem Tage mit ihrer Schwester getraut und zwar mit dem Diakonus Netto aus Eisleben; später verwitwet, verehelichte sie sich anderweit und starb am 6. Oct. 1790.

Die ganze Familie Breitkopf war Goethen gewogen. Als er nach Leipzig kam, fand er gerade den Bau eines großen neuen Hauses, des Silbernen Bären, in Gang, welches dem alten Goldenen Bären gegenüber an der Ecke des Alten Neumarkts (der Universitätsstraße) und des Gewandgäßchens an der Stelle des Sperlingsbergs errichtet wurde. Goethe ging Breitkopfs beim Auf- und Ausbau, beim Möbliren und Einziehen an die Hand und hatte dabei Gelegenheit, Oeser's Lehren vom Geschmack angewandt zu sehen. In dem neuen, zu Michaelis 1766 vollendeten Hause war er oft zu Besuch. Musik, dramatische Aufführungen, Gesellschaftsspiele und man-

ches andere ward gemeinschaftlich getrieben und ein stilles, anmuthiges Leben geführt, an dem sich namentlich der im Hause wohnende Arzt Georg Christian Reichel betheiligte, der 1717 zu Mühlhausen geboren, in Leipzig zuerst Studirender, dann seit 1756 Magister und Docent an der Universität, 1759 Doctor der Medicin und 1767 außerordentlicher Professor war, auch hier 1771 starb. Da ferner Gottsched ebenfalls ein Hausgenosse Breitkopf's war, so war es vielleicht in einer Gesellschaft bei diesem, wo Goethe in schelmischer Laune eine Bleistiftzeichnung hinwarf, welche vorstellte: „Wie Herr von Burgsdorff mit Demoiselle Gottsched Schach spielt." Die Zeichnung ist noch erhalten, die Gestalt der Gottsched aber offenbar absichtlich verwischt; doch scheint die Länge derselben und der theilnehmend auf Burgsdorff gerichtete Blick einerseits, sowie des letztern Gleichgültigkeit andererseits der Zielpunkt des Scherzes gewesen zu sein. Der mit Goethe studirende von Burgsdorff, Friedrich Adolf, wurde zu Ostern 1763 inscribirt und starb als kursächsischer Kanzler am 1. März 1799.

Ein drittes Haus, in welches Goethe Eingang fand, war das des Buchhändlers Philipp Erasmus Reich. Derselbe wurde am 1. Dec. 1717 zu

Laubach in der Wetterau geboren, wo sein Vater gräflich Solms'scher Leibarzt war. Aus Neigung erlernte er den Buchhandel zu Frankfurt a. M., bereicherte seine vielseitigen Kenntnisse auf einer Geschäftsreise nach London, ward Vorsteher einer Buchhandlung in Stockholm und kam dann als Geschäftsführer in die Weidmann'sche Buchhandlung nach Leipzig, die er durch kluge Einrichtungen vom Verfalle rettete und durch wohlüberlegte Verlagsunternehmungen emporbrachte. Weidmann erkor ihn daher 1762 zum Geschäftstheilhaber; nach dessen Tode übernahm aber Reich durch Vertrag mit Weidmann's Tochter Marie Luise die Handlung unter der Firma „M. G. Weidmann's Erben und Reich" allein. Selbst sehr gebildet, ehrte er Bildung: er zahlte an Schriftsteller Ehrensold manchmal über Begehr und Erwarten; er sah allwöchentlich an einem bestimmten Abend die Gelehrten, Schöngeister und Künstler Leipzigs bei sich, ja sogar auf Reisen pflegte er die Gelehrten der Orte, in denen er verweilte, zum Mittagsmahl einzuladen. Die hervorragendsten Männer der Wissenschaft und Kunst in Leipzig ließ er durch Anton Graff, Heinrich Tischbein u. a. malen, und diese schöne Galerie schenkte später Reich's Witwe, eine geborene Heye aus Berlin, als sie sich nach ihrer Vaterstadt

zurückwandte, der leipziger Universitätsbibliothek. Reich trat selbst als Schriftsteller auf, jedoch nur über Gegenstände seines Berufs; aus seinem Verlag aber gingen viele ausgezeichnete Werke hervor. Alles dies, verbunden mit dem Besitz eines ansehnlichen Vermögens, erwarb ihm den Ehrennamen des „Fürsten der leipziger Buchhändler". Er starb am 3. Dec. 1787.

Im Sommer bewohnte er ein Landgut in Sellerhausen, eine Stunde von Leipzig, wo er ein stattliches dreistöckiges Haus erbaute, das noch steht, und zwar jetzt unter Nummer 21 des Brandkatasters. Dort besuchte ihn Goethe oft und nahm dann den Weg über Reudnitz an dem beschatteten Ufer der Rietschke hin. Dieser Baumgang wurde später nach Goethe, vielleicht durch Reich, der „Poetengang" genannt. Jetzt ist der Fußweg nicht mehr vorhanden, allein im Garten des vormals Reichen gehörenden Gutes steht noch in der äußersten Ecke nach der Rietschke zu auf einer kleinen Erhöhung ein steinerner Tisch, an welchem Goethe oft gesessen haben soll.

Das Leben in leipziger Familienkreisen hatte indessen für Goethe auch manches Unbehagliche; denn man fand allerhand an ihm auszusetzen. Am auffälligsten erschien seine Kleidung. Sein Vater, dem es verhaßt

war, wenn jemand müßig ging, hatte zum Bedienten einen Schneider, der, wenn er keine häuslichen Arbeiten zu verrichten hatte, die Kleider der Familienglieder fertigte. War nun auch bezüglich der Kleiderzeuge alles aufs beste versorgt, so war doch der Bediente allenfalls ein guter Geselle, aber kein Vorschneider, und verdarb so durch die Form, die noch überdies nicht nach der neuesten Mode war, den kostbaren Stoff. Einen in dieser Weise hergestellten Kleidervorrath brachte der junge Goethe mit nach Leipzig; er war recht vollständig und ansehnlich, und sogar ein Tressenkleid darunter. Goethe, diese Art von Anzug schon gewohnt, hielt sich für geputzt genug, allein es währte nicht lange, so überzeugten ihn seine Freundinnen zuerst durch leichte Neckereien, dann durch vernünftige Vorstellungen, daß er wie aus einer fremden Welt hereingeschneit aussehe. So viel Verdruß er auch hierüber empfand, sah er doch anfangs nicht, wie er sich helfen sollte. Als aber Herr von Masuren, der so beliebte poetische Dorfjunker in dem nach Destouches von der Gottsched bearbeiteten Lustspiele, einst auf dem Theater in einer ähnlichen Kleidung auftrat und mehr wegen seiner äußern als innern Abgeschmacktheit herzlich belacht wurde, faßte er Muth und wagte, seine sämmtliche Garderobe gegen eine

neumodische, dem Ort gemäße, auf einmal umzutauschen, wodurch sie aber freilich sehr zusammenschrumpfte.

Nach dieser überstandenen Prüfung sollte abermals eine neue auftreten, welche Goethen weit unangenehmer auffiel, weil sie eine Sache betraf, die man nicht so leicht ablegt und umtauscht. In oberdeutscher Mundart geboren und erzogen, hatte er, obgleich sein Vater sich stets einer gewissen Reinheit der Sprache befliß, auch seine Kinder auf das, was man wirklich Mängel jener Mundart nennen kann, von Jugend an aufmerksam gemacht und sie zu einem bessern Sprechen vorbereitet hatte, doch gar manche tiefer liegende Eigenheiten beibehalten, die er, weil sie ihm ihrer Natürlichkeit wegen gefielen, mit Behagen hervorhob und sich dadurch von seinen neuen Mitbürgern jedesmal einen strengen Verweis zuzog. Auch der gebildete Oberdeutsche ließ sich nämlich damals noch mehr darin gehen, daß er in der Weise, wie in Obersachsen es nur den gemeinern Leuten nachgesehen wurde, sich viel in Gleichnissen und Anspielungen ausdrückte und sich bei seiner innern, menschenverständigen Tüchtigkeit oft sprichwörtlicher Redensarten bediente. In beiden Fällen, wenn auch dem Zwecke des Ausdrucks nach immer gehörig, so doch

häufig derb, lief ihm freilich manchmal etwas mit unter, was sich gegen ein zarteres Ohr anstößig erwies. Dergleichen bei Goethe zu rügen, hielten sich nun seine leipziger Bekannten um so mehr für berechtigt, als ihre Ausdrucksweise, die meißnische, die herrschende war; was aber ein junger lebhafter Mensch, wie Goethe, unter diesem beständigen Hofmeistern auszustehen hatte, wird derjenige leicht ermessen, der bedenkt, daß nun mit der Aussprache, in deren Veränderung man sich wol ergäbe, zugleich Denkweise, Einbildungskraft, Gefühl, vaterländisches Gepräge sollten aufgeopfert werden. Und diese unerträgliche Forderung wurde ihm von gebildeten Männern und Frauen gemacht, deren Ueberzeugung er sich gleichwol nicht zueignen konnte, deren Unrecht er zu empfinden glaubte, ohne sich es deutlich machen zu können. Ihm sollten die Anspielungen auf biblische Kernstellen untersagt sein, sowie die Benutzung treuherziger Chronikenausdrücke; er sollte vergessen, daß er den „Geiler von Kaisersberg“ gelesen hatte und des Gebrauchs der Sprichwörter entbehren, die doch, statt vielen Hin- und Herfackelns, den Nagel gleich auf den Kopf treffen. Alles dies, das er sich mit jugendlicher Heftigkeit angeeignet, sollte er missen; er fühlte sich in seinem Innersten gelähmt und wußte kaum mehr, wie

er sich über die gemeinsten Dinge zu äußern hätte. Daneben hörte er, man solle reden wie man schreibt und schreiben wie man spricht, da ihm doch reden und schreiben ein für allemal zweierlei Dinge schienen, von denen jedes wol seine eigenen Rechte behaupten möchte. Und hatte er doch auch in der meißnischen Sprechweise manches zu hören, was sich auf dem Papier nicht sonderlich würde ausgenommen haben.

Andere Widersprüche gegen Goethe's Gesinnungen und Ansichten wurden ihm noch empfindlicher, weil sie ihn in diesen geselligen Kreisen mit gemessenerer Bewegung trafen, in denen er sich nicht so heftig dagegen auflehnen konnte, wie es ihm zu Muthe sein mochte. Der Art war der schon besprochene schroffe Tadel, welcher den von ihm geliebten Dichtern widerfuhr, der hämische Klatsch, mit welchem man ihm die Verehrung Gellert's verdarb, die Bitterkeit endlich, welche gegen Friedrich II. von Preußen sich kundgab. Dieser König stand in Goethe's Gedanken damals noch immer über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts, in welcher Meinung er mit seinem Vater übereinstimmte, obwol er ihn in seinem, gut kaiserlich gesinnten großväterlichen Hause nicht loben durfte. Es kam daher dem jungen Goethe sehr befremdend vor, daß er jenen vor den Einwohnern von Leipzig ebenso

wenig loben durfte. Sie hatten freilich die Hand des Kriegs schwer gefühlt und es war ihnen deshalb nicht zu verargen, daß sie von demjenigen, der ihn begonnen und fortgesetzt, nicht das beste dachten. Sie wollten ihn daher wol für einen vorzüglichen, aber keineswegs für einen großen Mann gelten lassen. Es sei keine Kunst, sagten sie, mit großen Mitteln einiges zu leisten, und wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone, so könne man zuletzt schon seinen Vorsatz ausführen. Friedrich habe sich in keinem seiner Plane und in nichts, was er sich eigentlich vorgenommen, groß bewiesen. Solange es von ihm abgehangen, habe er nur immer Fehler gemacht, und das Außerordentliche sei nur alsdann zum Vorschein gekommen, wenn er genöthigt gewesen, eben diese Fehler wieder gut zu machen, und blos daher sei er zu dem großen Rufe gelangt, weil jeder Mensch sich dieselbe Gabe wünsche, die Fehler, die man häufig begehe, auf eine geschickte Weise wieder ins Gleiche zu bringen. Man dürfe den Siebenjährigen Krieg nur Schritt vor Schritt durchgehen, so werde man finden, daß der König sein treffliches Heer ganz unnützerweise aufgeopfert und selbst schuld daran gewesen, daß diese verderbliche Fehde sich so sehr in die Länge gezogen. Ein wahrhaft großer Mann und Heerfüh-

rer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Die Leipziger hatten, um diese Gesinnungen zu behaupten, unendliche Einzelheiten anzuführen, welche Goethe nicht zu leugnen wußte, sodaß er nach und nach die unbedingte Verehrung erkalten fühlte, welche er diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

Dieses Durchkreuzen seiner gewohnten Denkweise ließ Goethen denn doch manchmal schmerzlich empfinden, daß er in der Fremde weilte; noch am 28. April 1766 schrieb er an Riese:

„Es ist mein einziges Vergnügen,
Wenn ich, entfernt von jedermann,
Am Bache bei den Büschen liegen,
An meine Lieben denken kann.

„So vergnügt ich aber auch da bin, so fühle ich dennoch allen Mangel des gesellschaftlichen Lebens. Ich seufze nach meinen Freunden und meinen Mädchen, und wenn ich fühle, daß ich vergebens seufze,

Da wird mein Herz von Jammer voll,
Mein Aug' wird trüber,
Der Bach rauscht jetzt im Sturm vorüber,
Der mir vorher so sanft erscholl.
Kein Vogel singt in den Gebüschen,
Der grüne Baum verdorrt,
Der Zephyr, der mich zu erfrischen
Sonst wehte, stürmt und wird zum Nord

Und trägt entrißne Blüthen fort.
Voll Zittern flieh' ich dann den Ort,
Ich flieh' und such' in öden Mauern
Einsames Trauern."

Schon die Ostern 1766 erfolgte Ankunft seines Freundes Johann Adam Horn brachte hierin eine Aenderung hervor. Zwar wunderte er sich, daß Goethe, wie dieser selbst in demselben Brief an Riese schreibt, so verändert sei; Goethe fährt fort:

Er sucht die Ursach' zu ergründen,
Denkt lächelnd nach, und sieht mir in's Gesicht;
Doch wie kann er die Ursach' finden!
Ich weiß sie selbsten nicht.

Horn war ganz geeignet, ihn der Verstimmung zu entreißen. Er gehörte zu den Leuten, welche Freude daran haben, wenn andere die Pfeile des Witzes gegen sie richten mögen, und welche dadurch, daß sie selbst zu necken und aufzufordern, leicht zu verwunden und sich zurückzuziehen, und, indem sie sich preiszugeben scheinen, andern eins zu versetzen verstehen, zur Erheiterung einer Gesellschaft wesentlich beitragen. Schon sein Name gab zu allerlei Scherzen Anlaß. Er wurde in Goethe's Freundeskreis in Frankfurt immer nur Hörnchen genannt und war wirklich der Kleinste in der Gesellschaft, von derben, aber gefälligen Formen; eine Stumpfnase, ein etwas aufge-

worfener Mund, kleine funkelnde Augen bildeten ein schwarzbraunes Gesicht, das immer zum Lachen aufzufordern schien. Sein kleiner gedrungener Schädel war mit krausen schwarzen Haaren reich besetzt, sein Bart frühzeitig blau; er hätte diesen gar zu gern wachsen lassen, um als komische Maske die Gesellschaft immer in Lachen zu erhalten. Uebrigens war er nett und behend, behauptete aber, krumme Beine zu haben, welches man ihm zugab, weil er es gern so wollte, worüber dann mancher Scherz entstand; denn weil er als ein sehr guter Tänzer gesucht war, so rechnete er es unter die Eigenschaften der Frauenzimmer, daß sie die krummen Beine immer auf dem Plane sehen wollten. Seine Heiterkeit war unverwüstlich; auch in Leipzig setzte er gleich sein lustiges Treiben fort und erwarb sich bald einen neuen Spitznamen, den des „Pegauers“, der ebenso wenig seinem Wesen entsprach wie die Behauptung bezüglich der krummen Beine, da Pegau als „Kuhpege“ und seine Bewohner als bäurisch verspottet zu werden pflegten. Wie Horn ferner in Leipzig auch die bereits in Frankfurt geübte Vereinigung mit Goethe bei dessen dichterischen Scherzen erneute, ist gelegentlich der Spöttereien über „Medon“ erzählt worden.

Ungefähr gleichzeitig mit Horn's Eintreffen in

Leipzig fällt aber noch ein anderes Begebniß, welches auf Goethe's Gemüthszustand Einfluß hatte: die durch Schlosser's Besuch veranlaßte Bekanntschaft mit dem Weinhändler Christian Gottlob Schönkopf (er starb 75 Jahre alt am 26. April 1791), seinen Angehörigen und seinen Mittagsgästen.

Schlosser's Herbergsnahme bei demselben, sowie auch Horn's Einmiethung in dessen Haus wurde veranlaßt durch Schönkopf's Gattin, Katharina Sibylla geborene Hauk (gestorben in einem Alter von 76¼ Jahren am 1. Juni 1790); denn diese war eine Frankfurterin. Die Familie bestand außerdem noch aus zwei Söhnen und einer Tochter, von welcher letztern weiterhin ausführlicher die Rede sein wird. Die Söhne, Christian Gottlob und Adam Peter, gingen später zusammen nach Holland; der zweite, geboren 1756, verheirathete sich im Haag, begab sich mit seiner Frau nach Batavia und starb dort mit Hinterlassung einer Tochter, die dann mit ihrer Mutter nach Holland kam.

Zu den jungen Leuten, welche sich an Schönkopf's Mittagstisch oder abends in dessen Weinstube vereinigten, gehörte außer den schon besprochenen — wie Horn, Hermann, Pfeil — auch jedenfalls des letztern Zögling Karl August Freiherr von Friesen, der am

20. Aug. 1747 geboren und nach dem 1757 erfolgten Tode seines Vaters, Besitzer des Ritterguts Cotta sowie bis in die neunziger Jahre Mitbesitzer des Amtes Rammelsburg war, Ostern 1763 die Universität Leipzig bezog, später eine von Marschall heirathete und am 12. Juni 1810 starb.

Ferner speiste mit bei Schönkopfs Gottlob Friedrich Krebel. Er war am 30. Juni 1729 zu Naumburg geboren, bezog zu Ostern 1763 die Universität Leipzig, erhielt zuerst die Anstellung als kurfürstlicher Obereinnehmer der Generalacciskasse zu Leipzig, wurde 1771 Oberconsistorialkassirer und 1777 Oberconsistorialsecretär. Er schrieb das erste allgemeine Reisehandbuch in Deutschland („Die vornehmsten europäischen Reisen"), sowie verschiedene geographische und genealogische Handbücher, auch andere kleine Schriften, und starb am 2. Juli 1793.

Sodann ging bei Schönkopfs ein und aus: Karl Friedrich Klose, der zuerst in Frankfurt a. d. O. Arzneiwissenschaft studirt hatte, zu gleichem Zweck Ostern 1763 nach Leipzig kam und dann in Halle seine Universitätsstudien beendete. Goethe schrieb sich unter Abwandlung eines Gedichtchens von Gleim folgendermaßen in sein Stammbuch ein:

Der Reiche.

Ja, ich bin wirklich reich! ich habe
Das göttliche Geschenk: die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu sein,
Ein Mädchen willig mich zu küssen,
Der Freunde viel, ein gut Gewissen,
Und täglich eine Flasche Wein.

Leipzig, den 12. Mai 1767.

Goethe.

Weiter sagt Goethe, daß mehrere Livländer sich unter der Schönkopf'schen Mittagsgesellschaft befanden; die Livländer, von denen bekannt ist, daß Goethe mit ihnen in Leipzig umging, sind aber:

Gustav Bergmann, geboren am 28. März 1749 in Neuermühlen bei Riga, seit dem August 1763 auf dem Gymnasium zu Weimar fortgebildet, begab sich Ostern 1767 auf die leipziger Universität, war ein derber, kräftiger, ja ungestümer Jüngling, und blieb dies noch als Mann, trotz seiner geistlichen Stellung. Er trieb namentlich Naturwissenschaften und Sprachen, von letztern die griechische, lateinische, italienische, spanische, französische, englische und lettische mit Gründlichkeit. Nach seinem Vaterland zurückgekehrt, wurde er Pfarrer, zuerst 1771 in Arrasch, 1780 in Salisburg, zuletzt 1784 in Rujen und außer-

dem 1807 Assessor des Oberconsistoriums. Außer seinem Berufe war er in verschiedenster Weise thätig: er hat während seiner Amtsführung gegen 12000 Menschen geimpft, weil es an Aerzten fehlte; als Schriftsteller gab er namentlich Werke über Geschichte und Sprache Livlands heraus und schaffte sich 1784 eine eigene Druckerei an, um sich die Veröffentlichung seiner Schriften zu erleichtern. Verheirathet war er seit 1771 mit Beate Elisabeth Meder; 1787 erlangte er zugleich mit seinen Brüdern die Erneuerung des deutschen Reichsadels.

Schon auf dem Gymnasium ein geschickter Fechter, erhielt er in Leipzig bald Gelegenheit, seine Kunst an Goethe zu üben. Dieser traf ihn einst im Schauspielhaus mit andern jüngern Studiengenossen und sagte, gegen seine Bekannten sich wendend: „Hier stinkt's nach Füchsen.“ Kaum hatte Goethe diese Worte gesprochen, so gab ihm Bergmann eine Ohrfeige; die Folge war ein Zweikampf, bei welchem Goethe am Oberarm verwundet wurde.

Als Goethe's Bekannte unter den Livländern sind weiter zu nennen:

Georg von Lieven, dessen schon gedacht ist.

Johann Georg von Olderogge, der Ostern 1764 im Alter von etwa 22 Jahren nach Leipzig

kam; er war groß und von schöner Gestalt, obwol ohne einnehmende Gesichtszüge, nicht sehr gesprächig, aber in dem, was er sagte, Geist, große Gesinnung und gebildetes Urtheil verrathend, ein angenehmer Gesellschafter von ausgezeichneter Höflichkeit, der auch untergeordnete Persönlichkeiten mit Liebenswürdigkeit ertrug.

Heinrich Wilhelm von Olderogge, bezog Ostern 1765, etwa 17 Jahre alt, diese Universität, war nicht so lang wie sein vorgenannter Bruder, aber schön von Gesicht, sehr lebhaft und gesprächig, dabei bisweilen Unpassendes vorbringend, überhaupt noch etwas unbesonnen, indessen gleichfalls von liebenswürdigem Charakter; in den neunziger Jahren war er Hofrath und Assessor im Gerichtshofe der peinlichen Sachen zu Riga. Endlich

Magnus Giesebrecht von Reutern, der Ostern 1767 als Studirender hier eingeschrieben wurde, weich von Herzen und schwach von Charakter.

Es hat sich aus dem Nachlaß Christian Gottfried Hermann's, von welchem schon die Rede war und gleich noch weiter sein wird, eine Sammlung von Schattenrissen in Lebensgröße erhalten, welche Personen aus Goethe's Kreis darstellen und der von Gründen unterstützten Ueberlieferung nach von Goethe

selbst herrühren sollen; es sind die Schatten des alten Schönkopf und seiner Tochter Käthchen, Hermann's, Krebel's, Pfeil's und seines Zöglings Freiherrn von Friesen, des seit Ostern 1763 der Universität angehörigen Ernst Heinrich Christian Freiherrn von Hagen, sowie eines gewissen Döring und seiner Zöglinge, zweier Herren von Zedtwitz. Die letztern können nur die, freilich schon Ostern 1762 inscribirten Heinrich Ferdinand und Friedrich Christian von Zedtwitz sein.

Zu Hermann zog Goethen dessen Sanftheit des Charakters hin; seine lehrreiche Unterhaltung hielt ihn fest, und an seinem geregelten Fleiß, der sich über Geschäftsarbeiten und Kunstbeschäftigungen gleichmäßig erstreckte, hatte Goethe gewissermaßen vorzüglich darum seine Freude, weil er sich von einem Verdienste, dessen er selbst sich keineswegs rühmen konnte, durch Anerkennung und Hochschätzung wenigstens einen Theil zuzueignen meinte.

Hermann hatte zwar im Grunde etwas Gemessenes, wie es die Zopfzeit für gebildete Leute erforderte, ja er war im Stande, was ihm später einmal widerfuhr, stundenlang mit seiner Braut in Großbosens Garten auf- und abzuwandeln und ein zierliches Gespräch zu führen, ohne sich merken zu lassen, daß jeder Schritt ihm einen unerklärlichen,

aber sich immer steigernden Schmerz verursachte, weil — wie er dann zu Hause entdeckte — seine vermißten Schuhschnallen in die Schuhe gerathen waren und ihre Widerhaken sich allmählich in die Fußsohlen eingetreten hatten. Doch liebte er auch wieder sein Späßchen, und einmal brachte eine Neckerei mit seiner Schwester, welche dem verwitweten Vater die Wirthschaft führte, ganz Kursachsen in Bewegung. Hermann's Vater hatte nämlich als Oberhofprediger die jährlichen Bußtage festzustellen und soll dabei mitunter Rücksicht auf häusliche Wünsche genommen haben; sollte er aber wirklich in dem Jahre, von welchem hier die Rede ist, nicht auf die Vorschläge seiner Tochter über die Bestimmung der Bußtage gehört haben, so benutzte er doch jedenfalls dabei deren Kalender. Nun hatte er den mittlern der damaligen drei Bußtage nach dem so und sovielsten Sonntage nach dem Trinitatisfeste anberaumt, und der Befehl erging demgemäß ins Land; allein von allen Seiten erhielt das Consistorium Einsprüche dagegen, weil der bezeichnete Sonntag nach Trinitatis in jenem Jahre gar nicht vorkomme. Das war nun freilich wahr; aber wie hatte sich der Oberhofprediger so irren können? Daran trug eben ein Späßchen seines Sohnes in Leipzig die Schuld, der, um sich an seiner

Schwester für andere Neckereien zu rächen, ihr einen alten Kalender geschenkt, den er durch Aenderung einer Ziffer in der Jahreszahl zu einem scheinbar neuen gemacht hatte; in dem Jahre aber, für welches der Kalender eigentlich bestimmt war, fielen etliche Sonntage nach Trinitatis mehr, als in demjenigen, welchem der junge Hermann ihn zugeschrieben hatte.

Goethe fand in Hermann einen liebenswürdigen Gesellschafter, der sein mitunter komisches Wesen durch heitere Scherze zu erwidern wußte. Er brachte manche vergnügte Stunde mit demselben zu, so wenn dieser ihn mit scherzhafter Feierlichkeit zu einem Abendessen unter vier Augen einlud, wo beide sodann mit eigenem Anstand, bei angezündeten Wachslichtern, einen sogenannten Rathshasen, der jenem als Deputat seiner Stelle in die Küche gelaufen war, verzehrten und mit gar manchen Späßen das Essen zu würzen und den Geist des Weins zu erhöhen beliebten, und zwar mit Späßen, die ganz in der Weise eines andern Freundes, dem Goethe sehr anhing, gehalten waren, in der Weise des Ernst Wolfgang Behrisch.

Behrisch war als der Sohn des königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Hofraths Wolfgang Albrecht

Behrisch, eines vermögenden Mannes, und der Salome Charitas geborenen Lösche im Frühjahr 1738 zu Dresden geboren. In seiner Kindheit hatte er von der großen Strenge des Vaters viel zu leiden. Die Universität Leipzig bezog er Ostern 1760, er wurde hier ein besonderer Liebling Gellert's, der ihm auch die sehr ansehnlich besoldete Hofmeisterstelle bei dem gleichzeitig mit Goethe als Studirender eingeschriebenen Grafen Karl Heinrich August von Lindenau, einzigem Sohne des 1764 in den Reichsgrafenstand erhobenen königlich polnischen und kurfürstlich sächsischen Oberstallmeisters und Wirklichen Geheimraths Heinrich Gottlieb Graf von Lindenau, zuwandte.

Der junge Graf war am 26. Febr. 1755 in Machern geboren und bildete sich später für die Pferdekunde aus, zu welchem Zweck er früh die Thierarzneischule zu Dresden besuchte und, nachdem er in sächsischen Kriegs- und Hofdienst eingetreten war, größere Reisen unternahm. Er trat 1786 in königlich preußischen Dienst als Major von der Cavalerie in der Suite des Königs, Reisestallmeister und Chef sämmtlicher königlichen Gestüte und Marställe. Im nächsten Jahre wurde er Viceoberstallmeister, richtete 1788 das Gestüt zu Neustadt an der Dosse in großartigem Maßstabe ein, rückte 1789 zum Oberstallmeister und Flügel-

adjutanten auf, machte 1792 den Feldzug gegen Frankreich mit, wobei er sich den Orden pour le mérite erwarb, erhielt 1793 anstatt des erbetenen Abschieds die Beförderung zum Oberstleutenant und dann noch zum Generaladjutanten, 1795 die zum Obersten und 1798 das Prädicat Excellenz, wurde aber nach der Schlacht von Jena entlassen. Dem königlichen Aufruf von 1813 folgte auch er, empfing die Ernennung zum Generalmajor und Divisionär der neumärkischen Landwehr, erwarb sich im Kriege neue Verdienste und Orden, wurde 1815 Inspecteur der Landwehr im Regierungsbezirk Frankfurt, 1817 Generallieutenant und 1820 in Ruhestand versetzt. Verheirathet war Karl Heinrich August Graf von Lindenau seit 1789 mit Christiane Henriette von Arnim, die er 1833 durch den Tod verlor. Die letzten Jahre verbrachte er auf dem, nach Veräußerung des Stammgutes Machern erkauften Rittergut Bahrensdorf bei Beeskow; dort starb er kinderlos am 11. Aug. 1842, jedenfalls derjenige Studiengenosse Goethe's, der zuletzt aus dem Leben schied. Er war auch anfangs Mitbesitzer und später alleiniger Besitzer von Auerbach's Hof. Sein Ruf als Pferdekundiger war bedeutend, wie er denn auch über Pferdezucht geschrieben hat. Als Reiter war er gleichfalls berühmt.

Wenn nun auch Behrisch — um auf diesen zurückzukommen — mit seinem Zögling nicht zu Mittag bei Schönkopfs gespeist haben mag, so gehörte er doch zu dem abends dort sich versammelnden Kreise. Er war einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann. Schon sein Aeußeres war sonderbar genug. Hager und wohlgebaut, eine sehr große Nase, überhaupt markirte Züge; eine Haartour, die man wol hätte eine Perrüke nennen können, trug er vom Morgen bis in die Nacht, kleidete sich sehr nett, ja sogar über seine Verhältnisse fein, und ging niemals, selbst nicht abends ins Weinhaus, anders aus als in Schuhen und Strümpfen, den Degen an der Seite und den Hut unterm Arm. Er war einer der Menschen, die eine ganz besondere Gabe haben, die Zeit zu verderben, oder vielmehr die aus nichts etwas zu machen wissen, um sie zu vertreiben. Alles, was er that, mußte mit Langsamkeit und einem gewissen Anstand geschehen, den man gezwungen hätte nennen können, wenn er nicht schon von Natur etwas Steifes in seiner Art gehabt hätte. Die schon gedachte Abschrift, welche Behrisch von Goethe's Gedichten unternahm, gab Gelegenheit zu dem größtmöglichsten Zeitverderb in dieser Richtung; denn ehe er das rechte Papier finden, ehe

er über das Format mit sich einig werden konnte, ehe er die Breite des Randes und die innere Form der Schrift bestimmt hatte, ehe die Rabenfedern herbeigeschafft, geschnitten und Tusche eingerieben war, vergingen ganze Wochen, ohne daß auch das mindeste geschehen wäre. Mit eben solchen Umständen begab er sich dann jedesmal ans Schreiben und brachte wirklich nach und nach mit seiner schönen Hand ein allerliebstes Heft zusammen. Der Titel war Kanzleischrift, die Verse selbst von der stehenden sächsischen Schrift, an dem Ende jedes Gedichts ein schickliches Zierbildchen, das er entweder irgendwo ausgewählt oder auch wol selbst erfunden hatte, wobei er die Schraffuren der Holzschnitte und Druckerstöcke, die man bei solcher Gelegenheit braucht, recht gut nachzuahmen verstand. Goethen diese Dinge, indem er fortrückte, vorzuzeigen, ihm das Glück auf eine lächerlich hochtrabende Weise vorzurühmen, daß er sich in so vortrefflicher Handschrift verewigt sehe, und zwar auf eine Art, die keine Druckerpresse zu erreichen im Stande sei, gab abermals Veranlassung, die schönsten Stunden durchzubringen. Dabei pflegte Behrisch gewöhnlich ein fertiges Heft aufzuschlagen und, auf den Inhalt der Gedichte eingehend, umständlich auseinanderzusetzen, was an dieser oder jener Stelle nicht

stehen dürfe, und Goethen glücklich zu preisen, daß es wirklich nicht dastehe. Dann sprach er mit großer Verachtung von der Druckerei, stellte den Setzer dar, spottete über dessen Geberden, über das eilige Hin- und Wiedergreifen, und leitete aus diesem Gebaren alles Unglück der Literatur her. Dagegen erhob er den Anstand und die edle Stellung eines Schreibenden und setzte sich sogleich hin, um sie vorzuzeigen, wobei er zu schelten pflegte, daß Goethe sich nicht nach seinem Beispiel und Muster am Schreibtisch betrüge. Hierauf kam er wieder auf den Contrast mit dem Setzer zurück, kehrte einen angefangenen Brief das Oberste zu unterst und zeigte, wie unanständig es sei, etwa von unten nach oben, oder von der Rechten zur Linken zu schreiben, und was dergleichen Dinge mehr waren, womit man ganze Bände anfüllen könnte.

Behrisch's größte Lust war überhaupt, sich ernsthaft mit spaßhaften Dingen zu beschäftigen und irgendeinen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen. So trug er sich beständig grau, und weil die verschiedenen Theile seines Anzugs von verschiedenen Zeugen und also auch Schattirungen waren, so konnte er tagelang darauf sinnen, wie er sich noch ein Grau auf den Leib schaffen wollte, und war glücklich, wenn ihm das gelang und er seine Be-

kannten beschämen konnte, die daran gezweifelt oder es für unmöglich erklärt hatten. Alsdann hielt er ihnen lange Strafpredigten über ihren Mangel an Erfindungskraft und über ihren Unglauben an seinen eigenen schöpferischen Geist.

Gegen seine Landsleute erlaubte sich Behrisch eine fratzenhafte Abneigung, und schilderte, was sie auch vornehmen mochten, mit lustigen Zügen. Besonders war er unerschöpflich, einzelne Menschen komisch darzustellen, wie er denn an dem Aeußern eines jeden etwas auszusetzen fand. So konnte er sich, wenn er mit Goethe zusammen am Fenster lag, stundenlang beschäftigen, die Vorübergehenden zu bemäkeln, und, wenn er genugsam an ihnen getadelt, genau und umständlich anzuzeigen, wie sie sich eigentlich kleiden sollten, wie sie gehen, wie sie sich betragen müßten, um als ordentliche Leute zu erscheinen. Dergleichen Vorschläge liefen meistentheils auf etwas Ungehöriges und Abgeschmacktes hinaus, sodaß man nicht sowol darüber lachte, wie der Mensch aussah, sondern darüber, wie er allenfalls hätte aussehen können, wenn er verrückt genug gewesen wäre, sich zu verbilden. In allen solchen Dingen ging er ganz unbarmherzig zu Werke, ohne daß er nur im mindesten boshaft gewesen wäre. Dagegen wußte ihn Goethe

seinerseits zu quälen, indem er — da Behrisch einem alten Franzosen sehr ähnelte, auch sehr gut und leicht französisch sprach und schrieb — ihm versicherte, daß man ihn nach seinem Aeußern wo nicht für einen französischen Tanzmeister, doch wenigstens für den akademischen Sprachmeister ansehen müsse. Dieser Vorwurf war gewöhnlich wieder das Zeichen zu stundenlangen Abhandlungen von Behrisch, worin er den himmelweiten Unterschied herauszusetzen pflegte, der zwischen ihm und einem alten Franzosen obwalte. Hierbei bürdete er Goethen allerlei ungeschickte Vorschläge auf, die dieser ihm zu Veränderung seines Anzugs hätte thun können.

Sah Behrisch, wenn er so mit Goethe sich am Fenster befand, einen Briefträger von einem Haus ins andere gehen, so nahm er einen Groschen aus der Tasche und legte ihn neben sich ins Fenster. „Siehst du den Briefträger?" sagte er dann zu Goethe; „er kommt immer näher und wird gleich hier oben sein, das sehe ich ihm an. Er hat einen Brief an dich, und was für einen Brief! Keinen gewöhnlichen Brief, er hat einen Brief mit einem Wechsel — mit einem Wechsel! Ich will nicht sagen wie stark! — Siehst du, jetzt kommt er herein! — Nein! — Aber er wird gleich kommen. Da ist er wieder! — Jetzt! Hier! Hier herein, mein

Freund! Hier herein! — Er geht vorüber? Wie dumm! O wie dumm! Wie kann einer nur so dumm sein und so unverantwortlich handeln! So unverantwortlich in doppelter Hinsicht: unverantwortlich gegen dich, indem er dir den Wechsel nicht bringt, den er für dich in Händen hat, und ganz unverantwortlich gegen sich selbst, indem er sich um einen Groschen bringt, den ich schon für ihn zurechtgelegt hatte und den ich nun wieder einstecke.“ So steckte er denn den Groschen mit höchstem Anstande wieder in die Tasche und hatte wieder etwas zu lachen gegeben.

Ein weiteres Beispiel der Späße und Thorheiten, die Behrisch insgemein angab, ist dieses. Einer der abends bei Schönkopf sich versammelnden Freunde hatte die Gewohnheit, pünktlich um zehn wegzugehen, weil er mit einem hübschen Kinde in Verbindung stand, mit welchem er sich nur um diese Zeit unterhalten konnte. Er wurde ungern vermißt, und Behrisch nahm sich eines Abends, wo sie recht vergnügt beisammen waren, im stillen vor, ihn diesmal nicht wegzulassen. Mit dem Schlage zehn stand jener auf und empfahl sich. Behrisch rief ihn an und bat, einen Augenblick zu warten, weil er gleich mitgehen wolle. Nun begann er auf die anmuthigste Weise erst

nach seinem Degen zu suchen, der doch ganz vor den Augen stand, dann geberdete er sich beim Anschnallen desselben so ungeschickt, daß er damit niemals zu Stande kommen konnte. Er machte es auch anfangs so natürlich, daß niemand ein Arges dabei hatte. Als er aber zur Abwechselung im Spiel zuletzt weiter ging, daß der Degen bald auf die rechte Seite bald zwischen die Beine kam, entstand ein allgemeines Gelächter, in das der Forteilende, welcher gleichfalls ein lustiger Gesell war, mit einstimmte und Behrisch so lange gewähren ließ, bis die Schäferstunde vorüber war, da denn nun erst eine gemeinsame Lust und vergnügliche Unterhaltung bis tief in die Nacht erfolgte.

Bei alledem hatte Behrisch einen ganz besondern Widerwillen gegen das Rohe, und seine Späße waren zwar durchaus barock, aber ohne jemals ins Derbe oder Platte zu fallen. Er hatte übrigens schöne Kenntnisse, war besonders in den neuern Sprachen und Literaturen ganz bewandert, und sein Umgang war sehr lehrreich. Goethe, der immer gewohnt und geneigt war, mit ältern Personen umzugehen, schloß sich bald an ihn an, und Behrisch war ihm wiederum äußerst gewogen und übte einen bildenden Einfluß auf ihn, indem er ein Vergnügen daran fand, Goethe's unruhiges, ungeduldiges, heftiges

Wesen zu dämpfen und zu zähmen, womit dieser ihm freilich auch genug zu schaffen machte.

Das heitere Bild hat indessen auch seine Schattenseiten. Behrisch's leichter Sinn war vielfach Leichtsinn; er versah seine Hofmeisterpflichten nicht mit der größten Gewissenhaftigkeit und war in Geldsachen sorglos, ja verschwenderisch. Dem jungen Grafen hielt er Lehrmeister für Gegenstände, in denen er selbst hätte unterrichten können, und obschon er während der Stunden, welche jene gaben, entweder zugegen war oder doch im Zimmer daneben sich aufhielt, auch die Vorlesungen mit dem Grafen sehr ordentlich besuchte, bei Tage nicht ohne ihn ausging und denselben auf allen Spaziergängen begleitete, so hatte dieser doch auch viel von Behrisch's Eigensinn und Launenhaftigkeit zu leiden, und wie es schon Aufsehen machte, daß mehrere seiner jungen Bekannten auch immer in Apel's Hause auf dem Neuen Neumarkt zu finden waren und mitzogen, wenn Behrisch mit seinem Zöglinge lustwandelte, so erschien es geradezu als Vernachlässigung, daß er zuletzt aus Neigung für das gesellige Leben meistentheils abends gegen 9 Uhr den jungen Grafen in die Hände des Kammerdieners gab und ins Weinhaus kam. Auch hatte er einen gewissen Hang zu einigen Mädchen, die besser waren

als ihr Ruf und die manchmal in ihrem Garten, wol sogar wenn Graf Lindenau dabei war, von Behrisch und seinen Freunden besucht wurden, wodurch der Ruf der Gesellschaft nicht gefördert werden konnte.

Die Verbreitung jenes von Goethe auf Händel gefertigten, von Horn mit Anspielungen auf Medon versehenen Gedichts führte endlich zum Bruche. Der alte Graf Lindenau erfuhr, daß der Hofmeister seines Sohnes mit dem Verfasser dieses, großen Unwillen erregenden Schmähgedichts in täglichem Verkehr stand, man hinterbrachte ihm was sonst gegen Behrisch zu sagen war, und daß derselbe sich sogar so weit vergessen habe, dem bereits Uniform tragenden jungen Grafen — was dieser selbst aber nicht ausgeredet hatte — eine Ohrfeige zu geben. Kurz, Behrisch erhielt seinen Abschied, und da er niemals Ausgaben aufgeschrieben, ja sogar den Geldschrank nicht verschlossen gehalten und vorgekommene Entwendungen daher gar nicht wahrgenommen hatte, so würde er bei der Rechnungsablegung noch mit Schanden bestanden haben, wenn ihn nicht ein Freund, Dr. Heinrich Friedrich Innocenz Apel, aus der Verlegenheit gerissen hätte. Er hatte aber bei seinem unbesonnenen Treiben sein Vermögen zugesetzt und auch andere in Verlust gebracht.

Indessen schlug ihm die Entlassung doch insofern zum Vortheil aus, als Gellert seinen Günstling dem geistreichen Fürsten Leopold Friedrich Franz von Anhalt-Dessau empfahl, zu dem er sich sofort, 1767, begab.

Der Verlust eines Freundes wie Behrisch war für Goethe von größter Bedeutung. Jener hatte ihn verzogen, indem er ihn bildete, und seine Gegenwart war nöthig, wenn das einigermaßen für die Gesellschaft Frucht bringen sollte, was er an Goethe zu wenden für gut gefunden. Behrisch hatte letztern zu allerlei Artigem und Schicklichem, was gerade am Platze war, zu bewegen gewußt, um dessen gesellige Gaben herauszusetzen. Weil Goethe aber in solchen Dingen noch keine Selbständigkeit erworben hatte, so fiel er gleich, da er wieder allein war, in ein wirriges und störrisches Wesen zurück. Die trübe Stimmung, welche aus diesem Grunde die Trauer über den Verlust des Freundes noch erhöhte, andererseits Behrisch's beliebtes Schmähen über seine Landsleute erklären zum Theil den Ton der drei in Horazens Weise gehaltenen Oden, welche er Behrischen nach Dessau nachsandte.

Erste Ode.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich;

Glücklicheres Erdreich
Verdiente der Stamm.

Noch hat seiner Natur Kraft —
Der Erde aussaugendem Geize,
Der Luft verderbender Fäulniß
Ein Gegengift — widerstanden.

Sieh, wie er im Frühling
Lichtgrüne Blätter schägt!
Ihr Orangenduft
Ist dem Geschmeiße Gift;

Der Raupe tückischer Zahn
Wird stumpf an ihnen,
Es blinkt ihr Silberglanz
Im Sonnenscheine;

Von seinen Zweigen
Wünscht das Mädchen
Zum Brautkranze,
Früchte hoffen Jünglinge.

Aber sieh, der Herbst kommt!
Da geht die Raupe,
Klagt der listigen Spinne
Des Baums Unverwelklichkeit:

Schwebend zieht sich
Von ihrer Taxuswohnung
Die Prachtfeindin herüber
Zum wohlthätigen Baum

Und kann nicht schaden;
Aber die Vielkünstliche
Ueberzieht mit grauem Ekel
Die Silberblätter,

Sieht triumphirend,
Wie das Mädchen schauernd,
Der Jüngling jammernd
Vorübergeht.

Verpflanze den schönen Baum,
Gärtner! Er jammert mich.
Baum, danke dem Gärtner,
Der dich verpflanzt!

Zweite Ode.

Du gehst — ich murre.
Geh! Laß mich murren!
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Todte Sümpfe,
Dampfende Octobernebel
Verweben ihre Ausflüsse
Hier unzertrennlich —

Gebärort
Schädlicher Insecten,
Mörderhöhle
Ihrer Bosheit.

An schilfigtem Ufer
Liegt die wollüstige
Flammengezüngte Schlange,
Gestreichelt vom Sonnenstrahl.

Fliehe sanfte Nachtgänge
In der Mondendämmerung;

Dort halten zuckende Kröten
Zusammenkünfte auf Kreuzwegen.

Schaden sie nicht,
Werden sie schrecken. —
Ehrlicher Mann,
Fliehe dieses Land!

Dritte Ode.

Sei gefühllos!
Ein leichtbewegtes Herz
Ist ein elend Gut
Auf der wankenden Erde.

Behrisch, des Frühlings Lächeln
Erheitre Deine Stirne nie;
Nie trübt sie dann mit Verdruß
Des Winters stürmischer Ernst.

Lehne Dich nie an des Mädchens
Sorgenverwiegende Brust,
Nie auf des Freundes
Elendtragenden Arm!

Schon versammelt
Von seiner Klippenwarte
Der Neid auf Dich
Den ganzen luchsgleichen Blick,

Dehnt die Klauen,
Stürzt, und schlägt
Hinterlistig sie
Dir in die Schultern.

Stark sind die magern Arme,
Wie Pantherarme;
Er schüttelt Dich
Und reißt Dich los.

Tod ist Trennung:
Dreifacher Tod
Trennung ohne Hoffnung
Wiederzusehn.

Gerne verließest Du
Dieses gehaßte Land,
Hielte Dich nicht Freundschaft
Mit Blumenfesseln an mir.

Zerreiß sie! Ich klage nicht.
Kein edler Freund
Hält den Mitgefangenen,
Der fliehen kann, zurück.

Der Gedanke
Von des Freundes Freiheit
Ist ihm Freiheit
Im Kerker.

Du gehst, ich bleibe:
Aber schon drehen
Des letzten Jahres Flügelspeichen
Sich um die rauchende Achse.

Ich zähle die Schläge
Des donnernden Rads,
Segne den letzten —
Da springen die Riegel: frei bin ich wie Du!

Auch die „Hymne an Flora" scheint Goethe an Behrisch nach Dessau geschickt zu haben, da sie sich nebst den Oden in dessen Nachlaß vorfand.

Behrisch wurde in Dessau — um seiner dortigen Laufbahn noch kurz zu gedenken — einer der Erzieher und Lehrer des am 27. Dec. 1769 geborenen Erbprinzen Friedrich und erhielt den Titel Hofrath. Er erwarb sich ein Verdienst dadurch, daß er den Fürsten auf Basedow aufmerksam machte und denselben dadurch zu Berufung des letztern und zu Gründung des Philantropins veranlaßte. Um 1789 wurde er in Ruhestand versetzt. Er war einer der Verwalter der in Dessau unter landesherrlichem Schutz 1781 gegründeten Buchhandlung der Gelehrten, welche den Zweck hatte, den Schriftstellern die Herausgabe ihrer Werke auf eigene Kosten zu erleichtern und ihnen den Ertrag derselben zu sichern. Behrisch verfaßte ein deutsch-französisches Wörterbuch der Jägersprache und dichtete eine romantische Oper „Bathmendi", die Freiherr von Lichtenstein componirte, zur Eröffnung des dessauer Hoftheaters 1798; sie war für den Gesang zu schwerfällig. Auch rühren mehrere Inschriften im Park zu Wörlitz von ihm her. Er starb am 21. Oct. 1809. Seine Ab-

schrift Goethe'scher Gedichte ließ er sich mit ins Grab geben.

Die Stelle des Hofmeisters beim Grafen Lindenau erhielt Ernst Theodor Langer.

Er war am 24. Aug. 1744 zu Breslau geboren und war anfangs Militär, erwarb sich aber große Gelehrsamkeit. Nachdem der junge Graf Lindenau ausstudirt hatte, scheint er mit demselben auf Reisen gewesen zu sein. Mit Lessing war er befreundet; er besuchte ihn 1780 in Hamburg, als er diese Stadt auf einer Reise nach Amsterdam berührte. Auch zu Friedrich Jacobi's Freundeskreis gehörte er. Er führte den Titel eines kurfürstlich sächsischen Legationsraths. Nach Lessing's Tode erhielt er dessen Stelle als Bibliothekar zu Wolfenbüttel; von 1784 — 88 war er mit dem Erbprinzen von Braunschweig und dann mit dessen Bruder in der Schweiz. Er starb am 24. Febr. 1820.

Der Oberstallmeister Graf Lindenau machte Langern, als er ihn annahm, ausdrücklich zur Bedingung, daß er keinen Umgang mit Goethe pflege; jedoch neugierig, einen so gefährlichen Menschen kennen zu lernen, wußte er diesen mehrmals am dritten Orte zu sehen und fühlte sich ebenfalls zu ihm hin-

gezogen; aber klüger als Behrisch, ließ er sich nur zur Nachtzeit von Goethe abholen. Beide gingen dann zusammen spazieren, unterhielten sich von bedeutenden Gegenständen und Goethe begleitete Langern bis an die Thür seiner Geliebten, da auch dieser äußerlich streng scheinende, ernste, wissenschaftliche Mann von den Netzen eines sehr liebenswürdigen Frauenzimmers sich nicht frei zu halten gewußt hatte. Goethe's Heißhunger nach Kenntniß, der sich bei schon im Anzuge befindlicher Krankheit und daher entstandener Reizbarkeit völlig fieberhaft äußerte, suchte er durch deutliche Uebersichten zu beruhigen, und jener wurde seinem, obwol kurzen Umgange viel schuldig, indem Langer ihn auf mancherlei Weise zu leiten verstand und ihn aufmerksam machte, wohin er sich gerade augenblicklich zu richten habe.

Bei dem Umgange mit jungen Leuten, namentlich mit einem Behrisch, entwickelte sich in Goethe jener verwegene Humor, der sich dem Augenblicke überlegen fühlt und nicht allein keine Gefahr scheut, sondern sie vielmehr muthwillig herbeilockt. Der Grund davon lag in dem Uebermuthe, in welchem sich das kräftige Alter so sehr gefällt und der, wenn er sich possenhaft äußert, sowol im Augenblick

wie in der Erinnerung viel Vergnügen macht. Solche Possen mit zu reißen, gefiel auch Goethe, obschon er dem eigentlich burschikosen Wesen abgeneigt blieb; namentlich herrschte in dem Freundeskreise der Kitzel, einander etwas aufzubinden und sich wechselseitig anzuführen.

Goethe's von Haus aus übersprudelndes Wesen erschien durch solche Einwirkungen geradezu überreizt und es entfremdete ihn dies einem andern Landsmann und Familiennachbar: Johann Jakob Griesbach. Zwar war dieser, am 4. Jan. 1745, zu Butzbach im Hessen-Darmstädtischen geboren, allein wie sein Vater geborener Frankfurter war, so war auch Johann Jakob im Alter von wenigen Wochen schon nach Sachsenhausen und in seinem zweiten Jahre nach Frankfurt selbst gekommen und hatte später dem dortigen Gymnasium angehört, ehe er 1762 Universitäten — erst Tübingen, dann Halle, von 1766 bis Michaelis 1767 Leipzig, und zuletzt wieder Halle — bezog. Nach einer 1769 und 1770 zu wissenschaftlichen Zwecken zurückgelegten Reise durch Norddeutschland, England und Frankreich, begab er sich 1771 von Frankfurt wieder nach Halle, wo er 1773 außerordentlicher Professor der Theologie wurde, und sich 1775 mit Juliane

Friederike, der Tochter des Superintendenten Schütz zu Aschersleben, verheirathete. Im selben Jahre erhielt er einen Ruf zu einer Professur in Jena, welche er 1775 im November antrat, demselben Monat, in welchem auch Goethe in Weimar eintraf. Griesbach empfing in Jena 1777 die theologische Doctorwürde, 1781 den Rang eines Kirchenraths, 1784 den eines Geheimen Kirchenraths, schrieb mehreres über Dogmatik und biblische Textkritik, und starb nach einem in verschiedenen Richtungen thätigen Leben, nach langjährigen Leiden, kinderlos am 24. März 1812.

Von seiner strengen, trockenen und gelehrten Mutter, Johanna Dorothea geborene Rambach, seit frühester Kindheit an die geregeltste Ordnung gewöhnt, konnte Griesbach, wie gesagt, Goethen in Leipzig nicht recht leiden, und die beiden Landsleute und Hausfreunde kamen wenig miteinander in Berührung.

Neben den jungen Männern, mit denen Goethe sich in heiterstem Umgange bewegte, schlossen sich aber auch die ältern und die dem andern Geschlechte angehörigen Personen, welche zu zeiten, namentlich an Sonntagen, bei einem Glase Punsch in Schönkopf's Hause sich trafen, zu einer muntern Gesellschaft zusammen, in der Goethe sich sehr wohl be-

hagte. Zu ihr gehörten der Buchhändler Reich sowie seine Geschäftsgenossin Marie Luise Weidmann, die Tochter des verstorbenen Hofraths und Geheimen Kämmerers Moritz Georg Weidmann, dessen Nachfolgerin sie nebst ihrer Mutter im Besitz seiner Buchhandlung und in der Pachtung der „Leipziger Zeitung" geworden war, und welche am 6. Jan. 1793 im Alter von achtundsiebzig und einem halben Jahre unverehelicht starb; desgleichen deren Oheim, der Buchhändler und Rittergutsbesitzer Johann Friedrich Junius, welcher mit Christiane Henriette Kaulfuß sich verheirathete und am 3. Nov. 1794 im neunundsechzigsten Jahre starb. Ferner fanden sich zu dieser Gesellschaft sammt Frau und zwei Töchtern der Schönkopfs schräg gegenüber wohnende Kaufmann Johann Wilhelm Obermann, der damals von Zeit zu Zeit sein „bestes englisches Bier (Burton Ale) und veritabeln Arac de Goa" anpries, später kurfürstlicher Landacciseinnehmer war und kurz nach seiner Emeritirung am 27. März 1784, einundsiebzig Jahre alt, starb; ingleichen Johann Georg Richter, welcher bis 1768 Tranksteuereinnehmer und von da ab Oberzoll- und Geleitseinnehmer war und als solcher am 6. Jan. 1793 im Alter von achtundsiebzig und einem halben Jahre starb.

Vielleicht traf Goethe auch bei Schönkopfs mit Johann Daniel Wagener zusammen, der in Leipzig ebenfalls zu seinen nähern Freunden gehörte. Derselbe war zu Bergheim in Waldeck wahrscheinlich 1748 geboren, studirte in Leipzig Theologie und Philosophie und dann in Jena, wie es scheint, Rechtswissenschaft; denn später trat er in Hamburg als Doctor der Rechte und der Philosophie auf. Nach abgeschlossenen Universitätsstudien wurde er Soldat, 1785 Conrector und nachmals Rector zu Pyrmont, dann auch Acciscommissionär mit dem Titel eines fürstlich waldeckischen Commissionsraths. Nach Aufhebung der zuletzt bekleideten Stelle, wahrscheinlich 1803, ließ er sich in Hamburg als Notar sowie als Lehrer der spanischen und portugiesischen Sprache nieder; nachdem aber Hamburg zu Frankreich geschlagen worden war und die von Pfalzgrafen erwählten Notare nicht mehr zugelassen wurden, nannte er sich Professor. Verheirathet war Wagener mit Juliana Johanna Karolina von Rhena, die ihn noch überlebte; er starb in Hamburg am 25. Febr. 1836.

Zog Goethen die ungebundenere Geselligkeit des bei Schönkopfs sich versammelnden Kreises mehr an als die der Familien, welche so viel an ihm auszusetzen gefunden hatten und ihm dadurch so unbequem

geworden waren, daß er fast nur noch aus Achtung und Scheu für die Hofräthin Böhme sich zu ihnen hielt, so gab es nach dem Tode dieser mütterlichen Freundin auch noch andere Gründe, welche ihn gänzlich von den höhern Kreisen entfernten. Zunächst konnte er sich mit dem Kartenspiel, welches deren gewöhnliches Unterhaltungsmittel war und das er nur aus Nachgiebigkeit erlernt hatte, nie recht befreunden; er hatte wol den Spielsinn, aber nicht den Spielgeist, lernte alle Spiele leicht und geschwind, konnte aber niemals die gehörige Aufmerksamkeit einen ganzen Abend zusammenhalten. Wenn er also recht gut anfing, so verfehlte er es doch immer am Ende und machte sich und andere verlieren, wodurch er jederzeit verdrießlich entweder zur Abendtafel oder aus der Gesellschaft ging. Daher entschuldigte er sich später von den Partien, und weil man nun nichts mehr mit ihm anzufangen wußte, so ward er sich noch mehr als andern lästig und schlug die Einladungen aus, die dann sparsamer erfolgten und endlich ganz aufhörten.

Ebenso wenig konnte diese Gesellschaft Goethen zu Bällen gebrauchen. Zwar hatte sein Vater selbst ihn im Tanzen unterrichtet und er hatte sich sehr geschickt dazu angestellt, allein seit der Geschichte mit Gret-

chen hatte er die Uebung dieser Kunst unterlassen und nur ein einziges mal hatte er sich in Leipzig auf einem Balle zu einer Menuet nöthigen lassen; allein da zeigte sich, daß Takt und Bewegung aus seinen Gliedern gewichen schienen und er sich weder der Schritte noch der Figuren mehr erinnerte, sodaß er mit Schimpf und Schande bestanden haben würde, wenn nicht der größere Theil der Zuschauer behauptet hätte, sein ungeschicktes Gebaren sei bloßer Eigensinn, in der Absicht, den Frauenzimmern alle Lust zu benehmen, ihn wider seinen Willen aufzufordern und in ihre Reihe zu ziehen.

Endlich mochte wol auch die Ueberzeugung, daß seine Neigung zu Käthchen mit den Ansichten eines Theils der feinern Gesellschaft in Widerspruch stand, ihm letzterer abhold machen.

Allein wenn er sich auch die ihm nicht zusagenden Häuser, in welche ihn Empfehlungsbriefe eingeführt hatten, entfremdete, so hinderte dies doch nicht, daß er nicht noch im letzten Jahre seines Aufenthaltes wieder einer Familie sich anschloß, an welche ihn mehr als Eine Bildungsrichtung fesselte: der des Professor Oeser.

Dieselbe bestand außer dem Aelternpaar aus zwei Söhnen und zwei Töchtern. Der ältere Sohn, Jo-

hann Friedrich Ludwig, 1751 in Dresden geboren, ein ziemlich schwerfälliger Mensch, widmete sich ebenfalls der Kunst, war später Unterlehrer an der Zeichenakademie in Leipzig, begab sich 1774 nach Dresden, um sich zu vervollkommnen, malte vorzugsweise Landschaften, radirte aber auch historische Bilder, erhielt das Prädicat als kurfürstlicher Landschafts- und Historienmaler und starb schon am 15. Mai 1791 zu Leipzig. — Der jüngste Sohn, Karl, ein muthwilliger und leichtsinniger Bursche, war auch der Kunst bestimmt, verfiel aber in Liederlichkeit, empfing von der Herzogin Amalie von Sachsen-Weimar aus Rücksicht auf seinen Vater wiederholt Unterstützungen, ging später nach Rußland, wo er dann Reit- und Fechtmeister an einer Lehranstalt war, sich verheirathete und kinderlos starb.

Wie die Söhne, war auch die jüngere Tochter, Wilhelmine, damals noch im Kindesalter; denn sie war am 19. Jan. 1755 geboren. Sie verheirathete sich später mit dem Kupferstecher Geyser und starb infolge der Kriegsereignisse am 2. Dec. 1815 am Nervenfieber.

Die älteste Tochter, Friederike Elisabeth, war es aber, welche nächst Oeser dem Vater Goethen anzog. Sie war 1748 in Dresden geboren. Da sie,

früh durch Blattern entstellt, oft vernehmen mußte, daß sie garstig sei, faßte sie den Vorsatz, ihren Geist zu bilden, was sie mit Beharrlichkeit durchführte. Dabei erhielt sie sich eine heitere Laune und war anmuthig, verständig und gesprächig. Diese Eigenschaften waren geeignet, die Verstimmung, in welcher Goethe während des letzten Jahres in Leipzig wegen seines gespannten Liebesverhältnisses zu Käthchen sich befand, zu lindern; bald verspottete Friederike seine Verdüsterung, bald redete sie verständig zu, bald stellte sie ihm zur Nachahmung vor, wie sie selbst sich ein friedliches und freudiges Dasein zu sichern gewußt habe. Doch lassen wir Goethe seinen Umgang mit ihr selbst schildern, wie er es in einer an sie gerichteten poetischen Epistel vom 6. Nov. 1768 gethan hat. Er fährt darin nach Schilderung seiner damaligen Krankheit so fort:

Und dennoch wollt' ich gar nicht klagen —
Denn ich bin schon im Leiden sehr geübt —
Hätt' ich nur das, was uns die Plagen,
Die Last der Krankheit zu ertragen,
Mehr Kraft, als selbst die Tugend giebt,
Verkürzung grauer Regenstunden,
Balsam'sches Pflaster aller Wunden:
Gesellschaftsgeister, die man liebt.

Zwar hab' ich hier an meiner Seite
Beständig rechte gute Leute,

Die mit mir leiden, wenn ich leide,
Sie sorgen mir für manche Freude;
Es fehlt mir nur an mir, um recht beglückt zu sein.
Und dennoch kenn' ich niemand, der die Pein
Des Schmerzes so behende stillt, die Ruh
Mit Einem Blick der Seele schenkt, wie Du!

Ich kam zu Dir ein Todter aus dem Grabe,
Den bald ein zweiter Tod zum zweiten Mal begräbt;
Und wem er nur einmal recht nah' um's Haupt geschwebt,
Der bebt
Bei der Erinnerung gewiß so lang' er lebt.
Ich weiß, wie ich gezittert habe,
Doch machtest Du mit Deiner süßen Gabe
Ein Blumenbeet mir aus dem Grabe,
Erzähltest mir, wie schön, wie kummerfrei,
Wie gut, wie süß Dein selig Leben sei,
Mit einem Ton von solcher Schmeichelei,
Daß ich, was mir das Elend jemals raubte,
Weil Du's besaß'st, selbst zu besitzen glaubte.
Zufrieden reist' ich fort und, was noch mehr ist, froh,
Und ganz war meine Reise so.

Ich kam hierher und fand das Frauenzimmer
Ein Bischen — ja, man sagt's nicht gern! — wie immer.
G'nug bis hierher hat keine mich gerührt.
Zwar sag' ich nicht, was einst Herr Schieb'ler
Von Hamburgs Schönen prädicirt,
Doch bin ich auch ein starker Grübler,
Seitdem Ihr Mädchen mich verführt,
Die ich wol schwerlich je vergesse!
Und da begreifst Du wol, daß jede leicht verliert,
Die ich nach Eurem Maßstab messe.
Du lieber Gott! an Munterkeit ist hie,

An Einsicht und an Witz Dir keine einz'ge gleich;
Und Deiner Stimme Harmonie,
Wie käme die heraus ins Reich?

So ein Gespräch, wie unsers war im Garten,
Und in der Loge noch, mit diesem seltnen Zug,
So aufgeweckt und doch so klug,
Ja, darauf kann ich warten!

Bin ich bei Mädchen launig froh,
So sehn sie sittenrichtrisch sträflich,
Da heißt's: der Herr ist wol aus Bergamo?
Sie sagen's nicht einmal so höflich.
Zeigt man Verstand, so ist auch das nicht recht;
Denn will sich einer nicht bequemen,
Des Grandisons ergeb'ner Knecht
Zu sein, und alles blindlings anzunehmen,
Was der Dictator spricht,
Den lacht man aus, den hört man nicht.

Wie seid Ihr nicht so gut, so Euch zu bessern willig,
Auf eigne Fehler streng, und gegen Fremde billig;
Und zu gefallen ohnbemüht,
Ist niemand, den Ihr nicht gewönnet.
Ah, man ist Euer Freund, so wenig man Euch kennet,
Man liebt Euch, eh' man sich's versieht.
Mit einem Mädchen hier zu Lande
Ist's aber ein langweilig Spiel:
Zur Freundschaft fehlt's ihr am Verstande,
Zur Liebe fehlt's ihr am Gefühl.

Drauf ging' ich ganz gewiß, hätt' ich nicht so viel Laune,
Bräch' ich mir nicht gar manche Lust vom Zaune,
Lacht' ich nicht da, wo keine Seele lacht,
Und dächt' ich nicht, daß Ihr schon oft an mich gedacht.

Ja, denken müßt Ihr oft an mich! Das sage
Ich Euch! Besonders an dem Tage,
Wenn Ihr auf Euerm Landgut seid,
Dem Ort, der mir so manche Plage
Gemacht, der mich so sehr erfreut.

Doch Du verstehst mich nicht! Ich will es Dir erklären;
Ich weiß doch, Du verzeihst es mir:
Die Lieder, die ich Dir gegeben, die gehören
Als wahres Eigenthum dem schönen Ort und Dir.

Wenn mich mein böses Mädchen plagte,
Wenn der Verdruß mich aus den Mauern jagte,
War ich verwegen g'nug und wagte
Dich aufzusuchen, eh' es tagte,
Auf Deinen Feldern, die Du liebst,
Die Du mir oft so schön beschriebst.

Da ging ich nun in Deinem Paradiese,
In jedem Holz, auf jeder Wiese,
Am Fluß, am Bach, das hoffende Gesicht
Vom Morgenstrahl geschminkt, und sucht' und fand Dich nicht.

Dann schlug ich, angereizt von launischem Verdruße,
Den armen Frosch am sonnbestrahlten Fluße,
Dann jagt' ich ringsumher und fing
Bald einen Reim, bald einen Schmetterling.

Und mancher Reim und mancher Schmetterling
Entging
Der ausgestreckten Hand, die mitten
In ihrem Haschen stille stand,
Wenn aus dem Wald von Stimmen oder Tritten
Den Schall mein lauschend Ohr empfand.

Am Tage sang ich diese Lieder,
Am Abend ging ich wieder heim,
Nahm meine Feder, schrieb sie nieder,
Den guten und den schlechten Reim.

Oft kehrt' ich noch mit immer schlechterm Glücke
Auf die fatale Flur zurücke,
Bis mir zuletzt das günstige Geschicke
Noch einen Tag, den ich nicht hoffte, gab.
Doch ich genoß sie kaum, die süßen, letzten Stunden,
Sie waren gar zu nah am Grab.
Ich sage nicht, was ich empfunden;
Denn mein prosaisches Gedicht
Stimmt dieses Mal sehr zur Empfindung nicht.

Du hast die Lieder nun, und zur Belohnung
Für alles, was ich für Dich litt:
Besuchst Du Deine sel'ge Wohnung,
So nimm sie mit
Und sing sie manchmal an den Orten
Mit Lust, wo ich aus Schmerz sie sang;
Dann denk an mich und sage: dorten
Am Fluße wartete er. oft,
Der Arme, der so oft mit ungewog'nem Glücke
Die schönen Felder fühllos sah.
Käm' er in diesem Augenblicke,
Eh nun — jetzt wär' er da!

Auf Oeser's Landsitz in Dölitz versammelte sich im Sommer — wie im Winter in seiner städtischen Dienstwohnung — eine Anzahl geistreicher und kunstliebender Männer, zu denen namentlich auch Weiße, Huber und Kreuchauff gehörten, bald mit beleh=

enden Gesprächen, bald mit ungezwungenen Scherzen sich unterhaltend. Ein Beispiel der letztern ist die genau nach einer, anscheinend von Goethe herrührenden Handschrift hier wiedergegebene

„Judenpredigt.

„Sagen de Goyen wer hätten kä König, kä Käser, kä Zepter kä Cron; do will ich äch aber beweise daß geschrieben stäht: daß wer haben äh König, äh Käsr, äh Zepter äh Kron. Aber wo haben wer denn unsern Käser? Das will äch och sage. Do drüben über de grose grause rothe Meer. Und do wäre dreymal hunerttausend Johr vergange sey, do werd äh groser Mann, mit Stiefle und Spore grad aus, sporenstrechs gegange komme übers grose grause rothe Meer, und werd in der Hand habe äh Horn, und was denn vor äh Horn? äh Düt-Horn. Und wenn der werd in's Horn düte, do wären alle Jüdlich die in hunerttausend Johren gepöckert sind, die wären alle gegange komme an's grose grause rothe Meer. No was sogt' ehr dozu? Un was äh gros Wonner sey werd, das will ich äch och sage: Er werd geritte komme of äh grose schneeweise Schimmel; un was äh Wonner wenn dreymalhunertunneunnunneunzigtausend Jüdlich wäre of den Schimmel sitze, do wären se alle Platz habe; un wenn

äh eenziger Goye sich werd ah drof setze wolle, do werd äh kenen Platz finne. No was sogt ehr dozu? Aber was noch ver äh groser Wonner sey werd, das well ich äch och sage: Un wenn de Jüdlich alle wäre of de Schimmel sitze, do werd der Schimmel kertzegerode seine grose grose Wätel ausstrecke, do wären de Goye denke: kennen mer nich of de Schimmel, setze wer uns of de Wätel. Un da wäre sich alle of de Wätel aufhocke; Un wenn se alle traf setzen, un der grose schneeweise Schimmel werd gegange komme dorchs grause rothe Meer zorick, do werd äh de Wetel falle lasse, un de Goye werde alle ronder falle in's grose grause rothe Meer. No was sogt ehr dozu?"

Wie Goethe den letzten Tag vor seiner Abreise von Leipzig, den 27. Aug., noch in Dölitz weilte, so war auch der erste Brief aus Frankfurt — vor dem ersten an das Mädchen seines Herzens — an Oeser geschrieben. Doch diese Briefe gehören dem andern Theile dieses Werkchens an.

Friederike Oeser, um dies noch zu erwähnen, starb unverheirathet am 13. Juni 1829.

Mit Oesers und Goethe verkehrte wahrscheinlich auch Christian Cajus Lorenz Hirschfeld, der, am

16. Febr. 1742 zu Rüchel in Holstein geboren und am 20. Febr. 1792 zu Kiel gestorben, von 1767—69 in Leipzig weilte und den, obwol er durch seine Schriften über Gartenkunst erst später berühmt ward, Goethe schon um jene Zeit, wo er nur „Das Landleben" geschrieben hatte, den „Anatomiker der Natur" nannte.

Von Goethe's Bekanntschaften in Leipzig können wir nicht scheiden, ohne Karl Wilhelm Jerusalem's zu gedenken, des zu Heckendorf geborenen Sohnes des Abtes und Vicepräsidenten Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem. Er bezog zu Ostern 1765 die Universität Leipzig, trat mit Goethe zwar nicht in nähere Berührung, war aber doch von ihm gekannt und gab durch seinen aus unglücklicher Liebe zur Gattin des pfälzischen Geheimsecretärs von Herdt in Wetzlar am 29. Oct. 1772 erfolgten Selbstmord die Anregung zu der weltbewegenden Dichtung „Leiden des jungen Werther", worin Goethe seine eigene innige Neigung zu Charlotte Buff, der Braut seines Freundes Kestner, verklärte. So führen auch die Fäden dieses Werks nach Leipzig zurück!

VIII.

Liebeslust und Leid.

Einen zarten Duft hauchte über das Leben Goethe's in Leipzig die Liebe; ein Mädchen war der Schutzgeist, der ihn vor Abwegen bewahrte, auf denen mancher seiner Freunde wandelte.

Des Weinhändlers Schönkopf Tochter Anna Katharina war drei Jahre älter als Goethe, und zwar am 22. Aug. 1746 geboren. Sie war hübsch, munter, muthwillig, witzig, liebevoll und so angenehm, daß sie wol verdiente, in dem Schrein des Herzens als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden, um ihr jene Verehrung zu widmen, welche zu ertheilen oft mehr Behagen erregt, als zu empfangen. Goethe sah sie täglich ohne Hindernisse; sie half die Speisen bereiten, die er genoß, sie brachte ihm wenigstens abends den Wein, den er trank, und schon die Abgeschlossenheit der mittägigen Tischgesellschaft war Bürge,

daß das kleine, außer der Messe von wenigen Gästen besuchte Haus seinen guten Ruf wohl verdiente, wie denn auch das Mädchen sich selten aus dem Hause entfernen konnte und durfte.

Indessen war Goethe nicht sofort von der anmuthigen Erscheinung besiegt; es gab Triebfedern, welche dem entgegenarbeiteten.

Kurz vor seinem Abgange nach Leipzig hatte er die reizende Tochter eines Kaufmanns Meixner zu Worms, Charitas, kennen gelernt, deren Neigung er nun durch Vermittelung eines Verwandten derselben, Namens Müller, sich zu erhalten suchte. Bald bemerkte er jedoch, daß dieser kein treuer Anwalt sei, und er begann deshalb zu gleichem Zweck einen Briefwechsel mit einem jungen Oheim des Mädchens, Namens Trapp. In einem französisch geschriebenen Briefe an diesen, vom 2. Juni 1766, klagt er über den abscheulichen Müller, der seiner Seufzer lache, seine Freuden in düstern Schmerz verwandelt und ihn so schnöde im Stich gelassen habe. Darauf fährt er fort:

Le cruel! Il connait mon coeur sensible et tendre,
Il connaît le repos qu'il y pourrait répandre,
Il sait bien qu'un ami, s'il ne peut nous aider,
Devrait en nous plaignant pourtant nous soulager.
Le fait-il? Oh que non; ma douleur est extrême;
Je suis faible, il est vrai: est-on fort quand on aime?

*

Mais il ne cherche rien que de combler mes maux,
Et me dit en riant: «Ha, tu as des rivaux!»
Je ne le sais que trop, sans qu'il le dise encore:
Tout qui la voit l'admire, qui la connaît l'adore.
Mais faut-il éveiller l'idée pleine d'effroi:
Un rival est plus digne de cet enfant que moi?
Soit! Si je ne le suis, je vais chercher de l'être.
Chassons le vil honneur! Que l'amour soit mon maître!
J'écouterai lui seul, lui seul doit me guider,
Au sommet du bonheur par lui je vais monter,
Au sommet de la science monter par l'industrie.
Je reviens, cher ami, pour revoir ma patrie,
Et viens voir, en dépit de tout altier censeur,
Si elle est en état d'achever mon bonheur.
Mais il faut jusque là que votre main m'assiste.
Laissez parler toujours ce docte moraliste.
Ecrivez-moi: que fait l'enfant autant aimé?
Se souvient-il de moi? Ou m'a-t-il oublié?
Ah, ne me cachez rien, qu'il m'élève ou m'accable:
Un poignard de sa main me serait agréable.
Ecrivez! C'est alors que, de mon coeur chéri,
Comme elle est mon amante, vous serez mon ami."

Die größere Dienstfertigkeit des neu angerufenen Mittlers wurde aber Goethen unbequem; denn als Trapp die Wirkung seiner Bewerbungen nach Leipzig meldete, hatte die Neigung Goethe's zu Käthchen schon Wurzel gefaßt. Er war in einer mislichen Lage. Die Zärtlichkeiten, welche er für Charitas an Trapp geschrieben, waren günstig aufgenommen worden, und es war Ehrenpflicht, diese veranlaßte Aufnahme nunmehr nicht

kalt abzulehnen; auf der andern Seite hatte die Liebe zu Käthchen sein Herz zu sehr eingenommen, als daß er jener flüchtigen Leidenschaft für die vornehme Kaufmannstochter hätte weitere Folge geben sollen. Er zog sich mit Anstand aus diesem Zwiespalt: in seiner Antwort an Trapp läßt er es an starken Ausdrücken seiner Verehrung für Charitas nicht fehlen, aber er bezeichnet seine Liebe ausdrücklich als eine aussichtslose, und sagt nichts, was eine Aufforderung zu Fortsetzung der angeknüpften Verbindung enthielte oder auch nur Anhalt zu einer solchen Fortsetzung böte. Er schreibt:

Leipzig, 16. Octobre 1766.

«Mon cher Trapp!

«Elle a donc vu ma lettre? Elle n'a donc pas été fachée de ce coeur farouche, de cet amour ardent, de mes sentiments impétueuses? Elle même souhaite de posséder ces lignes misérables. Ah! pourquoi ne les lui avez pas données sans me demander? Comment avez-vous pu croire que je ne serais pas ravi du sort agréable de ma lettre, d'être gardée par les mains de celle que j'aime? ...... Donnez-lui la lettre....... Qu'elle se souvienne quelquefois en regardant ces

lignes d'un amant malheureux qui l'aime, sans attendre jamais le fruit de son amour. . . . . . Je n'aurais jamais eu la hardiesse de dire si hautement mes sentiments, si elle ne les avait pas reçus si gracieusement.» . . . . . .

Außer diesem Nachklang einer vorausgegangenen Neigung hatte Goethe jedoch noch ein anderes Gefühl zu bekämpfen, bevor er sich dem der Liebe zu Käthchen überließ: den Stolz. Der frankfurter Patriciersohn sträubte sich, in ein Verhältniß zu der Tochter eines geringen Weinschenken zu treten. Er suchte daher seine Gedanken gewaltsam von Käthchen abzuleiten, indem er sich eine andere Neigung einredete. Welchen Einfluß dieser Zwang auf sein Wesen hatte, werden gleichzeitige Briefe am besten schildern. Horn schreibt einige Monate nach seiner Ankunft in Leipzig an einen gemeinschaftlichen Freund, den mit Goethe an Einem Tage geborenen Wilhelm Karl Ludwig Moors — der, ein angenehmer, heiterer Lebemann, am 26. Sept. 1806 als Stadt- und Gerichtsschultheiß zu Frankfurt starb — hierüber Folgendes am 12. Aug. 1766:

„. . . . . Von unserm Goethe zu reden! Das ist immer noch der stolze Phantast, der er war, als ich

herkam. Wenn Du ihn nur sähst, Du würdest entweder vor Zorn rasend werden oder vor Lachen bersten müssen. Ich kann gar nicht einsehen, wie sich ein Mensch so geschwind verändern kann. All seine Sitten und sein ganzes jetziges Betragen sind himmelweit von seiner vorigen Aufführung verschieden. Er ist bei seinem Stolze auch ein Stutzer, und alle seine Kleider, so schön sie auch sind, sind von so einem närrischen Goût, der ihn auf der ganzen Akademie auszeichnet. Doch dieses ist ihm alles einerlei, man mag ihm seine Thorheiten vorhalten, so viel man will.

Man mag Amphion sein und Feld und Wald bezwingen,
Nur keinen Goethe nicht kann man zur Klugheit bringen.

Sein ganzes Dichten und Trachten ist nur, seinem gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat sich (blos weil es die Fräulein gern sieht) solche Porte-mains und Gebärden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen halten kann. Wenn Du es nur sähest!

Il marche à pas comptés,
Comme un recteur suivi des quatre facultés.

Sein Umgang wird mir alle Tage unerträglicher

und er sucht auch denselbigen, wo er kann, zu vermeiden. Ich bin ihm zu schlecht, daß er mit mir über die Straße gehen sollte. Was würde der König von Holland sagen, wenn er ihn in dieser Positur sähe? Schreibe doch bald wieder an ihn, und sage ihm Deine Meinung. Er bleibt sonst samt seiner gnädigen Fräulein närrisch. Wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt; denn das hiesige Weibsvolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einzig Mal sähest! Sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt. Eine mine coquette avec un air hautain ist alles, womit sie Goethen bezaubert hat. Lieber Freund! ich wäre hier noch einmal so vergnügt, wenn nur Goethe noch so wäre wie in Frankfurt. So gute Freunde wir sonst waren, so vertragen wir uns jetzo kaum eine Viertelstunde. Doch mit der Zeit hoffe ich noch ihn zu bekehren, ob es schon schwer ist, einen Narren klug zu machen. Doch ich will alles Mögliche daran wagen.

Ach, fruchtete dieß mein Bemühn!
Ach, könnt' ich meinen Zweck erreichen!
Ich wollt' nicht Luther, nicht Calvin,
Noch Einem der Bekehrer weichen.

Du kannst ihm nur alles wieder schreiben, was ich Dir hier erzählt habe. Es ist mir recht lieb, wenn Du es thust. Es ist mir weder an seinem noch an der gnädigen Fräulein Zorne etwas gelegen. Denn er wird doch nicht so leicht bös auf mich; wann wir uns auch gezankt haben, so läßt er mich doch den andern Tag wieder zu sich rufen. So viel von ihm; künftig mehr. . . . . . ."

Endlich gab aber doch Goethe die Verstellung, welche ihm so schlecht stand, auf; er faßte den Muth, dem Gefühl sein Recht werden zu lassen. Am 3. Oct. meldet in seinem Auftrage Horn an Moors:

„. . . . . . Aber, lieber Moors! welche Freude wird Dir es sein, wenn ich Dir berichte, daß wir an unserm Goethe keinen Freund verloren haben, wie wir es fälschlich geglaubt. Er hatte sich verstellt, daß er nicht allein mich, sondern noch mehrere Leute betrogen, und mir niemals den eigentlichen Grund der Sache entdeckt haben würde, wenn Deine Briefe ihm nicht den nahen Verlust eines Freundes vorher verkündigt hätten. Ich muß Dir die ganze Sache, wie er mir sie selbst erzählt hat, erzählen; denn er hat mir es aufgetragen, um ihm die Mühe, die es ihm machen würde, zu ersparen. — Er liebt, es ist wahr;

er hat es mir bekannt und wird es auch Dir bekennen; allein seine Liebe, ob sie gleich immer traurig ist, ist dennoch nicht strafbar, wie ich es sonst geglaubt. Er liebt. Allein nicht jene Fräulein, mit der ich ihn in Verdacht hatte. Er liebt ein Mädchen, das unter seinem Stand ist, aber ein Mädchen, das — ich glaube nicht zu viel zu sagen — das Du selbst lieben würdest, wenn Du es sähest. Ich bin kein Liebhaber und also werd' ich ganz ohne Leidenschaft schreiben. Denke Dir ein Frauenzimmer, wohlgewachsen, obgleich nicht sehr groß, ein rundes, freundliches, obgleich nicht außerordentliches schönes Gesicht, eine offne, sanfte, einnehmende Miene, viele Freimüthigkeit ohne Coquetterie, einen sehr artigen Verstand, ohne die größte Erziehung gehabt zu haben. Er liebt sie sehr zärtlich, mit den vollkommen redlichen Absichten eines tugendhaften Menschen, ob er gleich weiß, daß sie nie seine Frau werden kann. Ob sie ihn wieder liebt, weiß ich nicht. Du weißt, lieber Moors! das ist so eine Sache, nach der sich nicht gut fragen läßt, so viel aber kann ich Dir sagen, daß sie für einander geboren zu sein scheinen. Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben möchte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, wei-

ches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cour zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deswegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in die Fräulein — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen — verliebt, und man vexirt ihn wol gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertraulichkeit gewürdigt, mir seine Oekonomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er; denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und angenehmste Mädchen ohne Hoffnung liebt. Und wenn

wir annehmen, daß sie ihn wieder liebt, wie elend muß er erst da sein? Ich brauche Dir das nicht zu erklären, da Du das menschliche Herz so gut kennst. Genug von dieser Sache. Er wird noch eines oder das andere davon selbst an Dich schreiben, wie er mir gesagt hat. Ich hab' nicht nöthig, Dir das Stillschweigen hierbei zu empfehlen, da Du selbst siehest, wie nöthig es ist. . . . . .“

Horn war aber in Ausrichtung des von Goethe ihm ertheilten Auftrags, Moors vom wahren Sachverhalt zu unterrichten, säumig gewesen, und so war Goethe ihm mit der eigenen Mittheilung zuvorgekommen. Letzterer schrieb:

„Mein lieber Moors!

„Endlich schreibe ich Dir. Die verworrenen Umstände, in denen ich mich befinde, werden mich entschuldigen, daß ich so lange unschlüssig gewesen bin, was ich thun sollte. Ich habe mich endlich entschlossen, Dir alles zu entdecken, und Horn hat die Mühe über sich genommen, es Dir zu schreiben, eine Sache, die mir dennoch nicht die angenehmste gewesen wäre. Du weißt also alles. Du wirst daraus gesehen haben, daß Dein Goethe noch nicht so bestrafenswerth ist, als Du glaubst. Denke als Philosoph, — und

so mußt Du denken, wenn Du in der Welt glücklich sein willst — und was hat alsdann meine Liebe für eine scheltenswürdige Seite? Was ist der Stand? Eine eitle Farbe, die die Menschen erfunden haben, um Leute, die es nicht verdienen, mit anzustreichen. Und Geld ist ein ebenso elender Vorzug in den Augen eines Menschen, der denkt. Ich liebe ein Mädchen ohne Stand und ohne Vermögen, und jetzo fühle ich zum allerersten Male das Glück, das eine wahre Liebe macht. Ich habe die Gewogenheit meines Mädchens nicht denen elenden kleinen Tracasserien des Liebhabers zu danken; nur durch meinen Charakter, nur durch mein Herz habe ich sie erlangt. Ich brauche keine Geschenke, um sie zu erhalten, und ich sehe mit einem verachtenden Aug' auf die Bemühungen herunter, durch die ich ehemals die Gunstbezeugungen einer W. erkaufte. Das fürtreffliche Herz meiner S. ist mir Bürge, daß sie mich nie verlassen wird, als dann, wenn es uns Pflicht und Nothwendigkeit gebieten werden, uns zu trennen. Solltest Du nur dieses fürtreffliche Mädchen kennen, bester Moors, Du würdest mir diese Thorheit verzeihen, die ich begehe, indem ich sie liebe. Ja, sie ist des größten Glückes werth, das ich ihr wünsche, ohne jemals hoffen zu können, etwas dazu beizutragen. Lebe wohl.

Ich werde an Deinen Bruder schreiben; es ist kein Stolz, es ist Nachlässigkeit, die mich ihn vergessen gemacht hat. Ich muß Dir noch am Ende im Namen der Freundschaft das heiligste Stillschweigen auflegen. Laß es keinen Menschen wissen, keinen, ohne Ausnahme. Du kannst denken, welches Uebel daraus entstehen könnte. Lebe wohl.

L. d. 1. Oct. 1766.

Goethe."

Also schon in so frühem Alter, unter der Herrschaft eines Gefühls, das seiner Heftigkeit wegen sonst so häufig den klaren Blick blendet, schon jene Besonnenheit, welche auch späterhin in ähnlichen Lagen den jungen Mann vor Fehltritten bewahrte! Schon bei dem Siebzehnjährigen der Entschluß, sich der Pflicht und Nothwendigkeit zu fügen, wenn sie die Lösung des Verhältnisses, das ihn doch so beglückte, gebieten sollten. Und das alles nicht, weil ihm Kälte des Gefühls die Herrschaft des Verstandes erleichterte, sondern trotz des hochwogenden Herzens, dessen Gewalt in Dichtungen, in Briefen und sonst sich unzweideutig kundgegeben hat, und dessen Niederkämpfung mehr als einmal ihm eine so übermäßige Anstrengung verursachte, daß selbst der Körper derselben erlag und

durch schwere Krankheiten für den Sieg des starken Willens büßen mußte. Wir werden indessen erfahren, daß bezüglich einer Verbindung mit Käthchen Goethe später doch noch anderer Meinung wurde und die sich entgegenstellenden Hindernisse allmählich für weniger unübersteigliche ansehen lernte.

Daß Käthchen's Mutter seine Landsmännin war, trug vielleicht dazu bei, daß er bald wie ein Glied der Familie angesehen wurde und deren kleine Vergnügungen theilte. Es ist schon erwähnt, wie er mit Käthchen zum Klavier sang und mit ihr gemeinschaftlich sich an Lustspielaufführungen betheiligte, wobei der Vater Schönkopf der Leitung sich unterzog und es ziemlich harmlos herging. Als z. B. Krüger's „Herzog Michel" gegeben wurde, worin die Hauptperson der von Goethe dargestellte Knecht Michel ist, welcher durch den Verkauf einer gefangenen Nachtigall und die mit dem Ertrag zu machenden Unternehmungen endlich ein Herzogthum zu gewinnen hofft und in dieser Hoffnung sich gegen sein Hannchen — Käthchen — so ausgelassen lustig geberdet, daß er dabei die Nachtigall entfliegen läßt, wurde die Nachtigall durch ein zusammengedrehtes Taschentuch vorgestellt. Auch Käthchen's Geschmack an der Dichtkunst gab Unterhaltung her, und wo ihre kleine Bücher-

sammlung in diesem Fach sich gar zu unzureichend erwies, sorgte Goethe auch einmal für Ergänzung. Gesprächig war das liebe lustige Mädchen auch, und Goethe konnte nicht fertig werden, mit ihr zu reden. Sie liebte ihn von Herzen wieder und that Goethen was sie immer konnte zu Gefallen. So war auch er recht innig glücklich und lebte nur als ein Stück von Käthchen. Wem etwa am Herzen liegt zu wissen, ob auch, wenn es sich thun ließ, Küsse die gegenseitige Neigung der jungen Leute besiegelten, dem läßt sich wenigstens versichern, daß ein Zweifel dagegen kaum haltbar ist, nicht nur, weil damals überhaupt die Sprödigkeit gegen solche kleinere Gunstbezeigungen nicht übertrieben war, nicht nur ferner, weil Goethe in Liebesliedern jener Zeit die Küsse seines Mädchens besingt, sondern auch, weil dafür besonders eine Abänderung spricht, welche Goethe mit einem Gedicht von Gleim vornahm, als er sich in Klose's Stammbuch einschrieb. Der oben angeführte Vers lautet nämlich bei Gleim ursprünglich:

Der reiche Mann.

Ich bin ein reicher Mann, ich habe
Das göttliche Geschenk: die Gabe
Mit Wenigem vergnügt zu sein;
Ich hab' ein Mädchen, schön zum Küssen,

Hab' einen Freund, ein gut Gewissen
Und täglich eine Flasche Wein!

Wenn er also für nöthig hielt, die vierte Zeile dahin zu ändern, daß sie lautete: „Ein Mädchen, willig mich zu küssen", so mag das doch Ausdruck des thatsächlichen Verhältnisses gewesen sein. Sein Glück sprach er übrigens in mehrern Liedern aus, wie in folgenden:

An Venus.

Große Venus, mächt'ge Göttin!
Schöne Venus, hör mein Flehn!
Nie hast Du mich
Ueber Krügen vor dem Bachus
Auf der Erde liegen sehn.

Keinen Wein hab' ich getrunken,
Den mein Mädchen nicht gereicht;
Nie getrunken,
Daß ich nicht voll güt'ger Sorge
Deine Rosen erst gesäugt.

Und dann goß ich auf dieß Herze,
Das schon längst Dein Altar ist,
Von dem Becher
Güldne Flammen, und ich glühte,
Und mein Mädchen ward geküßt.

Dir allein empfand dieß Herze!
Göttin gib mir einen Lohn:
Aus dem Lethe

Soll ich trinken, wenn ich sterbe;
Ach, befreie mich davon!

Laß mir Gütige — dem Minos
Sei's an meinem Tod genung —
Mein Gedächtniß!
Denn es ist ein zweites Glücke
Eines Glücks Erinnerung.

Die Reliquie.

Ich kenn' o Jüngling, Deine Freude,
Erwischest Du einmal zur Beute
Ein Band, ein Stückchen von dem Kleide,
Ein Strumpfband, einen Ring, ein — Nichts.
Wie lach' ich all der Trödelwaare!
Sie schenkte mir die schönsten Haare,
Den Schmuck des schönen Angesichts.

Soll ich Dich gleich, Geliebte, missen,
Wirst Du mir doch nicht ganz entrissen:
Zu sehn, zu tändeln und zu küssen
Bleibt mir der schönste Theil von Dir.
Gleich ist des Haars und mein Geschicke:
Sonst buhlten wir mit Einem Glücke
Um sie, jetzt sind wir fern von ihr.

Fest waren wir an sie gehangen,
Wir streichelten die runden Wangen
Und gleiteten oft mit Verlangen
Von da herab zur rundern Brust.
O Nebenbuhler, frei vom Neide,
Reliquie, du schöne Beute,
Erinnre mich der alten Lust!

Die Nacht.

Gern verlaß' ich diese Hütte,
Meiner Schönen Aufenthalt,
Und durchstreich' mit leisem Tritte
Diesen ausgestorbnen Wald.
Luna bricht die Nacht der Eichen,
Zephyrs melden ihren Lauf,
Und die Birken streu'n mit Neigen
Ihr den süß'sten Weihrauch auf.

Schauer, der das Herze fühlen,
Der die Seele schmelzen macht,
Wandelt im Gebüsch, im Kühlen:
Welche schöne, süße Nacht!
Freude! Wollust! Kaum zu fassen!
Und doch wollt' ich, Himmel, dir
Tausend deiner Nächte lassen,
Gäb' mein Mädchen Eine mir.

Der wahre Genuß.

Umsonst, daß Du, ein Herz zu lenken,
Des Mädchens Schooß mit Golde füllst!
O Fürst! laß Dir die Wollust schenken,
Wenn Du sie wahr empfinden willst.
Gold kauft die Zunge ganzer Haufen,
Kein einzig Herz erwirbt es Dir;
Doch willst Du eine Tugend kaufen,
So geh, und gib Dein Herz dafür.

Was ist die Lust, die in den Armen
Der Buhlerin die Wollust schafft?
Du wärst ein Vorwurf zum Erbarmen,
Ein Thor, wärst Du nicht lasterhaft!

Sie küsset Dich aus feilem Triebe,
Und Glut nach Gold füllt ihr Gesicht:
Unglücklicher! Du fühlst nicht Liebe,
Sogar die Wollust fühlst Du nicht!

Sei ohne Tugend, doch verliere
Den Vorzug eines Menschen nie!
Denn Wollust fühlen alle Thiere,
Der Mensch allein verfeinert sie.
Laß Dich die Lehren nicht verdrießen;
Sie hindern Dich nicht am Genuß,
Sie lehren Dich, wie man genießen
Und Wollust würdig fühlen muß.

Soll Dich kein heilig Band umgeben,
O Jüngling, schränke selbst Dich ein!
Man kann in wahrer Freiheit leben,
Und doch nicht ungebunden sein:
Laß nur für Eine Dich entzünden,
Und ist ihr Herz von Liebe voll,
So laß die Zärtlichkeit Dich binden,
Wenn Dich die Pflicht nicht binden soll.

Empfinde, Jüngling! Und dann wähle
Ein Mädchen Dir, sie wähle Dich,
Von Körper schön und schön von Seele,
Und dann bist Du beglückt, wie ich.
Ich, der ich diese Kunst verstehe,
Ich habe mir ein Kind gewählt,
Daß uns zum Glück der schönsten Ehe
Allein des Priesters Segen fehlt.

Für nichts besorgt, als meine Freude,
Für mich nur schön zu sein bemüht,

Wollüstig nur an meiner Seite,
Und sittsam, wenn die Welt sie sieht;
Daß unsrer Gluth die Zeit nicht schade,
Räumt sie kein Recht aus Schwachheit ein
Und ihre Gunst bleibt immer Gnade,
Und ich muß immer dankbar sein.

Ich bin genügsam und genieße
Schon da, wenn sie mir zärtlich lacht,
Wenn sie beim Tisch des Liebsten Füße
Zum Schemel ihrer Füße macht,
Den Apfel, den sie angebissen,
Das Glas, woraus sie trank, mir reicht,
Und mir bei halbgeraubten Küssen
Den sonst verdeckten Busen zeigt.

Wenn in gesellschaftlicher Stunde
Sie einst mit mir von Liebe spricht,
Wünsch' ich nur Worte von dem Munde,
Nur Worte, Küsse wünsch' ich nicht.
Welch ein Verstand, der sie beseelet,
Mit immer neuem Reiz umgiebt!
Sie ist vollkommen, und sie fehlet
Darin allein, daß sie mich liebt.

Die Ehrfurcht wirft mich ihr zu Füßen,
Die Wollust mich an ihre Brust!
Sieh, Jüngling, dieses heißt genießen!
Sei klug, und suche diese Lust!
Der Tod führt einst von ihrer Seite
Dich auf zum englischen Gesang,
Dich zu des Paradieses Freude,
Und Du fühlst keinen Uebergang.

Weil nun aber dergleichen Liebesverhältnisse unter ganz jungen Leuten, je unschuldiger sie sind, desto

weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewähren, so ward Goethe von jener bösen Sucht befallen, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit des Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen. Die böse Laune über das Mislingen seiner poetischen Versuche, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen, und über alles, was ihn hier und da kneipen mochte, glaubte er an ihr auslassen zu dürfen. Durch ungegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien verdarb er sich und ihr die schönsten Tage. Es fehlte nicht an Zwischenzeiten der Erkenntniß seines Unrechts; bei seinem Sinn für das Symbolische war z. B. ein natürliches Begebniß im Stande, ihm die Augen zu öffnen und ihn zu erschüttern. Er theilte nämlich die Liebhaberei mancher Menschen, seinen Namen überall an- oder einzuschreiben. Einst hatte er ihn auch sehr schön und genau in die glatte Rinde eines Lindenbaums von mäßigem Alter geschnitten. Im Herbst 1766 — wenigstens muthmaßlich war es dieser Herbst — als seine Neigung zu Käthchen in ihrer besten Blüte stand, gab er sich die Mühe, den ihrigen oben darüber zu schneiden. Nachdem er nun inzwischen manche Gelegenheit vom Zaune gebrochen hatte, um Käthchen zu

quälen und ihr Verdruß zu machen, besuchte er im Frühjahr zufällig die Stelle und gewahrte, wie der Saft, der mächtig in die Bäume trat, durch die Einschnitte, die ihren Namen bezeichneten und die noch nicht verharscht, hervorgequollen war und mit unschuldigen Pflanzenthränen die schon hart gewordenen Züge des seinigen benetzte. Sie also hier über ihn weinen zu sehen, der oft ihre Thränen durch seine Unarten hervorgerufen hatte, setzte ihn in Bestürzung. In Erinnerung seines Unrechts und ihrer Liebe kamen ihm selbst Thränen in die Augen; er eilte, ihr alles doppelt und dreifach abzubitten, und verwandelte dieses Ereigniß in eine Idylle, die er niemals ohne Neigung lesen und ohne Rührung andern vortragen konnte.

Er stellte sich Käthchen's Lage und die seinige, wenn er die Geliebte so ganz ohne Noth verletzt hatte, und dagegen den zufriedenen Zustand eines andern Paars jener Gesellschaft so oft und so umständlich vor, daß er endlich nicht lassen konnte, diese Verhältnisse zu seiner quälenden und belehrenden Buße dramatisch zu behandeln. Daraus entstand wol im letzten Drittel des Jahres 1767 die älteste von Goethe's übriggebliebenen dramatischen Arbeiten: „Die Laune des Verliebten.“

In diesem Schäferspiel ist der launenhafte, eifersüchtelnde, heiterer Geselligkeit und insonders dem Tanze abgeneigte Eridon bemüht, der lebensfrohern, gegen seine Grillen aber allzu nachgiebigen Geliebten Amine alle derartigen Freuden zu verleiden, bis er endlich durch die List des befreundeten Liebespaares Lamon und Egle bekehrt wird. Diese beiden sind der Gegensatz der erstern; beide gern vergnügt, nehmen sie es selbst einander nicht übel, wenn sie anderer Schönheit huldigen, und namentlich ist Lamon in solchen Huldigungen recht harmlos. Sie bringen es denn dahin, daß Amine gegen Eridon's Willen, ja trotz ihres Versprechens mit Lamon an einem Tanzfeste theilnimmt, und als Eridon dies erfährt und außer sich geräth, weiß Egle ihn so schlau zu behandeln, daß er sich vergißt und die schöne Schäferin umarmt und küßt. Diese verräth dies sofort an Amine, und Eridon muß froh sein, daß Verzeihung, die er der Ungetreuen schon nicht mehr zugestehen mochte, von der auch nicht eifersuchtsfreien Amine nunmehr ihm gewährt wird.

Unter dem andern Paare stellte Goethe unstreitig Horn und sein Mädchen, Constanze Breitkopf, dar; namentlich ist Horn, der lustige Gesellschafter, der leidenschaftliche Tänzer, der Allerweltsfreund, der, wenn er zärtlich und empfindsam ist, komisch wird,

dem „seine Narrheit zur Cur von seiner Leidenschaft hilft", unverkennbar im Lamon wiedergegeben. Seinen eigenen damaligen Widerwillen gegen das Tanzen hat Goethe mit als Motiv in dem Stücke benutzt.

Allein die Zeichen der Reue schützten Goethe nicht vor wiederholten Rückfällen in seinem Verhalten gegen Käthchen. Sie ertrug dieses Unwesen eine Zeit lang mit unglaublicher Geduld, die Goethe grausam genug war, aufs äußerste in Versuchung zu setzen. Allein zu seiner Beschämung und Verzweiflung mußte er endlich bemerken, daß er ihr Gemüth von sich entfernt habe und daß er nun wol zu den Tollheiten berechtigt sein möchte, die er sich ohne Grund erlaubt hatte; denn nachdem er ihr durch sein Betragen so oft zu dem Zweifel Anlaß gegeben, ob er sie wahrhaft liebe, hatte sie sich den Bewerbungen nicht länger verschlossen, welche ein von Goethe selbst ins Haus eingeführter redlicher junger Mann an sie richtete: Christian Karl Kanne. Zwar suchte Goethe anfänglich sich die schmerzliche Entdeckung auszureden, indem er bald die stattfindende Entfremdung blos als falsche Auffassung seines verdüsterten Gemüths sich vorspiegelte, bald über die unvermeidliche Unbeständigkeit der Frauenzimmer herzog, durch deren Voraussetzung er sich mit Wiederkehr der vielleicht nur zeit-

weilig entwandten Neigung schmeichelte. Dergleichen Beruhigungsversuche verrathen Lieder wie die nachstehenden:

Der Misanthrop.

A. Erst sitzt er eine Weile
Die Stirn von Wolken frei;
Auf einmal kömmt in Eile
Sein ganz Gesicht der Eule
Verzerrtem Antlitz bei.

B. Sie fragen, was das sei?
Lieb' oder Langeweile?

C. Ach, sie sind's alle zwei!

Die Liebe wider Willen.

Ich weiß es wol, und spotte viel:
Ihr Mädchen seid voll Wankelmuth!
Ihr liebet, wie im Kartenspiel,
Den David und den Alexander;
Sie sind ja Forcen mit einander,
Und die sind mit einander gut.

Doch bin ich elend wie zuvor;
Mit misanthropischem Gesicht
Der Liebe Sklav, ein armer Thor!
Wie gern wär' ich sie los, die Schmerzen!
Allein es sitzt zu tief im Herzen,
Und Spott vertreibt die Liebe nicht.

An Annetten.

Du hast uns oft im Traum gesehen
Zusammen zum Altare gehen,
Und Dich als Frau, und mich als Mann;

Oft nahm ich wachend Deinem Munde
In einer unbewachten Stunde
So viel man Küsse nehmen kann.

Sie sind, die süß verträumten Stunden,
Die durchgeküßten sind verschwunden!
Wir wünschen traurig sie zurück.
O, wünsche Dir kein größres Glücke:
Es flieht der Erde größtes Glücke,
Wie des geringsten Traumes Glück.

Das Glück der Liebe.

Trink, o Jüngling, heil'ges Glücke
Taglang aus der Liebsten Blicke,
Abends gaukl' ihr Bild Dich ein!
Kein Verliebter hab' es besser —
Doch das Glück bleibt immer größer:
Fern von der Geliebten sein.

Ew'ge Kräfte, Zeit und Ferne,
Heimlich wie die Kraft der Sterne,
Wiegen dieses Blut zur Ruh.
Mein Gefühl wird stets erweichter,
Doch mein Herz wird täglich leichter,
Und mein Glück nimmt immer zu.

Nirgends kann ich sie vergessen,
Und doch kann ich ruhig essen,
Heiter ist mein Geist und frei,
Und unmerkliche Bethörung
Macht die Liebe zur Verehrung,
Die Begier zur Schwärmerei.

Aufgezogen durch die Sonne
Schwimmt im Hauch äther'scher Wonne
So das leicht'ste Wölkchen nie,
Wie mein Herz in Ruh und Freude:
Frei von Furcht, zu groß zum Neide
Lieb' ich, ewig lieb' ich sie.

Goethe konnte sich aber über die eingetretene Veränderung nicht lange täuschen, und es gab nun auch schreckliche Auftritte zwischen ihm und Käthchen, bei welchen er nichts gewann. Nachdem sie sich einmal innerlich frei gemacht, wußte sie auch gegen ihn die geeignete Art und Weise zu finden, indem sie seinen Vorwürfen mit dem muntern Muthwillen, der ihr so gut zu Gebote stand, entgegentrat und ihn dadurch nun wieder ihrerseits plagte. Aus dem Eindruck, den dies auf ihn machte, fühlte er nun erst, daß er Käthchen wirklich liebte und daß er sie nicht entbehren könne. Alle Bedenken sogar, welche er anfänglich gegen eine Verbindung mit ihr gehegt, waren überwunden. Seine Leidenschaft wuchs und nahm alle Gestalten an, deren sie unter solchen Umständen fähig ist, ja zuletzt trat er in die bisherige Stelle des Mädchens: alles Mögliche suchte er hervor, um ihr gefällig zu sein, ihr sogar durch andere Freude zu verschaffen; denn er konnte sich die Hoffnung, sie wiederzugewinnen, nicht ver-

sagen. Um seine Schuld an sich selbst zu rächen, stürmte er auf mancherlei unsinnige Weise in seine Gesundheit, und beförderte dadurch die körperlichen Uebel, unter denen er einige der besten Jahre seines Lebens verlor; ja er wäre vielleicht an diesem Liebesleid völlig zu Grunde gegangen, hätte sich hier nicht seine Dichtergabe mit ihren lösenden Heilkräften besonders hülfreich erwiesen.

Doch drängte sich noch einmal das Gefühl des Glücks, welches ihm der Besitz Käthchen's gewährte, die Hoffnung, ihre Liebe zu erhalten, und die Furcht, sie zu verlieren, bei seinem Abgang von Leipzig zusammen. Am 26. Aug. 1768 war er noch bei ihr und verließ sie mit der Absicht, sie andern Tags wiederzusehen. Er ging jedoch erst spät abends wieder hin; er schritt durch die Hausthür und kam bis an die Treppe, aber nicht weiter. Er hatte nicht das Herz, hinaufzusteigen. Zum letzten male! — dachte er — wie soll ich da wieder herunterkommen? So ging er ohne Abschied von der Geliebten.

Aber sein Herz schied nicht. In der Ferne traten die lieblichen Erinnerungen an sein Verhältniß zu Käthchen leuchtend in den Vordergrund und die Zweifel an der Fortdauer ihrer Liebe verloren an Kraft. Briefe unterhielten die Verbindung, aus denen seine

innige, treue Anhänglichkeit an Käthchen rührend hervorleuchtet. Als er freilich erfuhr, wie sich Kanne in der Zwischenzeit deren Neigung zu erwerben, wie er sich das Mädchen zu eigen zu machen gewußt hatte, so war es nicht seine Schuld, daß das Verhältniß sich löste. Aber selbst nachdem er von den ihn so erschütternden Vorgängen Kunde erhalten, ja als er Käthchen bereits betheuert hatte, daß er nicht vermögend sei, nochmals an sie zu schreiben, daß er vielmehr alle Erinnerung an sie gewaltsam zurückdrängen wolle, selbst da schrieb er ihr noch einmal und zwar zuletzt am 23. Jan. 1770, kurz vor seiner Abreise nach der Universität Strasburg.

Kanne war am 22. Dec. 1744 in Wolkenstein als einziger Sohn des Justizamtmanns Johann Gottfried Kanne geboren; seine Mutter war Christiane Sophie geborene Milder. Nach vorherigem Genuß häuslicher Erziehung besuchte er von 1759 an die Gelehrtenschule zu Freiberg und von Ostern 1762 an die Universität Leipzig, disputirte 1766 pro candidatura, erlangte 1767 die Advocatur und 1769 das Doctorat, worauf er sich Anfang Mai dieses Jahres mit Käthchen Schönkopf verlobte, dann etwa dreiviertel Jahr zur Vorbereitung für die beabsichtigte

Staatsdienerlaufbahn in Dresden zubrachte und sich am 7. März 1770 mit seiner Braut vermählte.

Auf Goethe machten diese letzten Nachrichten einen betrübenden Eindruck; denn wie er immer noch Käthchen zur Seinigen zu machen als Ziel seiner Wünsche ansah, das lassen geheimnißvolle, auf längeres Verbleiben in Leipzig anspielende Andeutungen in einem Briefe an Oeser aus dem Februar 1769 errathen, das bezeugen mehrere Stellen seiner Briefe an sie unzweideutig. So schreibt er in dem Briefe vom 1. Nov. 1768: „Sie haben meine ganze Liebe"; unterm 30. des nächsten Monats: „Es soll nur auf Sie und noch Jemand ankommen, wie bald ich Leipzig wiedersehen soll; inzwischen denke ich nach Frankreich zu gehen und zu sehen, wie sich das französische Leben lebt, und um französisch zu lernen. Da können Sie sich vorstellen, was ich ein artiger Mensch sein werde, wenn ich wieder zu Ihnen komme. Manchmal fällt mir's ein, daß es doch ein närrischer Streich wäre, wenn ich trotz meiner schönen Projecte vor Ostern stürbe. Da verordnete ich mir einen Grabstein auf dem leipziger Kirchhof, daß Ihr doch wenigstens alle Jahre am Johannes-, als meinem Namentage, das Johannismännchen und mein Denkmal besuchen möget." — Im Briefe vom 31. Jan. 1769 bemerkt er:

„Tröstet Euch, ich komme bald wieder", und in dem Briefe vom 1. Juni selbigen Jahres läßt er sich nach Empfang der Nachricht von ihrer Verlobung so aus: „Aus Ihrem Briefe an Horn habe ich Ihr Glück und Ihre Freude gesehen; was ich dabei fühle, was ich für eine Freude darüber habe, das können Sie sich vorstellen, wenn Sie sich noch vorstellen können, wie sehr ich Sie liebe..... Es ist eine gräßliche Empfindung, seine Liebe sterben zu sehen. Ein unerhörter Liebhaber ist lange nicht so unglücklich, als ein verlassener; der erstere hat noch Hoffnung und fürchtet wenigstens keinen Haß; der andere, ja, der andere — wer einmal gefühlt hat, was das ist, aus einem Herzen verstoßen zu werden, das sein war, der mag nicht gerne daran denken, geschweige davon reden..... Das Schreiben wird mir sauer, besonders an Sie. Wenn Sie es nicht apart befehlen, so kriegen Sie keinen Brief wieder vor dem October. Denn, meine liebe Freundin, ob Sie mich gleich Ihren lieben Freund und manchmal Ihren besten Freund nennen, so ist es doch um den besten Freund immer ein langweilig Ding. Kein Mensch mag eingemachte Bohnen, so lang man frische haben kann..... Das Halstuch und der Fächer" — die Goethe malen und Käthchen schenken wollte — „sind noch nicht um

einen Finger breit weiter. Sehen Sie, ich bin aufrichtig: wenn ich was malen will, so bleibt mir's im Halse stecken. Nur in Frühlingstagen schneiden Schäfer in die Bäume, nur in der Blumenzeit bindet man Kränze. Verzeihen Sie mir: die Erinnerung ist zu traurig, wenn ich das für Sie thun soll, was ich gethan habe, ohne mehr zu sein, als ich bin. Ich habe Ihnen immer gesagt, daß mein Schicksal von dem Ihrigen abhängt. Sie werden vielleicht bald sehen, wie wahr ich geredet habe; vielleicht hören Sie bald eine Nachricht, die Sie nicht vermutheten." — In einem Briefe vom 26. Aug. 1769 heißt es: „Vor drei Jahren hätte ich geschworen, es würde anders werden, als es ist. .... O, könnte ich die dritthalb Jahre zurückrufen! Käthchen, ich schwöre Ihnen, liebes Käthchen, ich wollte gescheidter sein." Ferner unterm 12. Dec. jenes Jahres: „Ich bitte Sie, mir nicht mehr zu antworten; lassen Sie mir's durch meinen Freund sagen, wenn Sie noch was an mich haben sollten. Es ist das eine traurige Bitte, meine Beste, meine Einzige von Ihrem ganzen Geschlechte, die ich nicht Freundin nennen mag; denn das ist ein nicht bedeutender Titul gegen das, was ich fühle. Ich mag Ihre Hand nicht mehr sehen, so wenig, als ich Ihre Stimme hören möchte; es ist mir leid genug,

daß meine Träume so geschäftig sind." — Endlich am 23. Jan. 1770 ergießt er sich noch in dieser Weise: „Wenn ich mich recht erinnere, so war mein letzter Brief einigermaßen in einer traurigen Gestalt; dieser geht schon wieder aus einem munterern Tone, weil Sie mir bis auf Ostern Aufschub gegeben haben" — mit ihrer Verheirathung nämlich. — „Ich wollte Sie wären copulirt und Gott weiß, was noch mehr. Aber im Grunde schiert mich's doch, das können Sie sich vorstellen..... In Straßburg werde ich bleiben und da wird sich meine Adresse verändern, wie die Ihrige: es wird auf beide etwas vom Doctor kommen..... Und am Ende wäre doch Frau Doctor C. und Frau Doctor G. ein herzlich kleiner Unterschied..... Nun, Käthchen, es sieht doch aus, als wenn Sie mich nicht möchten: freien Sie mir Eine von Ihren Freundinnen, die Ihnen am ähnlichsten ist. Denn was soll das Herumfahren! In zwei Jahren bin ich wieder da. Und hernach? Ich habe ein Haus, ich habe Geld. Herz, was begehrst du? eine Frau!"

Noch lange konnte Goethe den Schmerz um Käthchen's Verlust nicht verwinden. Selbst als er das zarte und herzliche Verhältniß mit Friederike Brion kaum erst gelöst hatte, klagte er — Ende 1772 —

vertraulich der Braut Herder's, Karoline Flachsland zu Darmstadt, das Verhalten Käthchen's, weil sie ihn in dem Wahne gelassen, sie noch heimführen zu dürfen, bis sie ihn durch Horn von ihrer Verlobung benachrichtigte. Noch so heftig fand die Flachsland seine Liebe und seinen Schmerz, daß sie ihn damals einer andern Liebe nicht für fähig hielt. Ja, eine gewisse Bitterkeit über Käthchen sprach noch nach mehr als vierzig Jahren aus Goethe, als er in „Wahrheit und Dichtung" — wo er jene immer „Annette" nennt — über seine Trennung von Friederike Brion schrieb: „Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig."

Kanne, um dies noch hinzuzufügen, erhielt Anfang 1772 die Stelle eines Secretärs bei der Stift-Meißnischen Regierung und dem Consistorium zu Wurzen, rückte Ende 1779 als Beisitzer der Juristenfacultät zu Leipzig ein, wurde im Februar 1783 zum Oberhofgerichtsassessor ernannt und 1789 zum Mitglied des leipziger Raths gewählt, als welches er 1802 Baumeister und dann auch Vorsteher der Thomasschule ward, 1804 zum Proconsul aufstieg und mit Hinterlassung nur einer Tochter, später verehelichten Dr. Sickel, am 2. Febr. 1806 starb.

Goethe grollte ihm nicht, daß er ihm sein Glück zerstörte; er läßt ihn durch Käthchen grüßen und bittet diese, ihm Kanne's Freundschaft zu erhalten.

Die Einstgeliebte suchte Goethe im März 1776 auf, als er von Weimar aus nach Leipzig gekommen. Er fand alles, wie es vormals war, nur sich anders. Frau Doctor Kanne starb am 20. Mai 1810.

IX.

Letzte Erlebnisse in Leipzig.

Das letzte Halbjahr in Leipzig brachte Goethe noch in einen Zustand, der sein Leben schwer gefährdete. Schon von Hause hatte er einen milzsüchtigen Zug mitgebracht, der sich in dem neuen sitzenden und schleichenden Leben eher verstärkte als verschwächte. Der Schmerz auf der Brust, den er seit dem auerstädter Unfall von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturz vom Pferde merklich gewachsen war, machte ihn mismuthig. Durch eine unglückliche Diät verdarb er sich die Kräfte der Verdauung: das schwere merseburger Bier verdüsterte sein Gehirn; der Kaffee, der ihm eine ganz eigene trübe Stimmung gab, besonders mit Milch nach Tische genossen, lähmte die Verdauung und schien die Thätigkeit der Eingeweide völlig aufzuheben, sodaß er deshalb große Beängstigungen empfand. Ferner war damals das

Kaltbaden aufgekommen, welches unbedingt empfohlen ward; man sollte ferner — um nach Rousseau's Grundsätzen zur Rettung aus der Sittenverderbniß der Natur näher geführt zu werden — auf hartem Lager nur leicht zugedeckt schlafen, wodurch aber die Ausdünstung verhindert wurde. Dazu kamen weiter die Folgen der Unvorsichtigkeit beim Aetzen von Kupferplatten, und endlich wollte der Geheime Kirchenrath Paulus auch noch wissen, daß Goethe bei einem Zweikampf nicht unbeträchtlich verletzt worden sei und damals daran gesiecht habe. Zu alledem hatten aber die Aufregungen, welche die Auftritte mit Käthchen ihm bereiteten, und das infolge derselben seiner Natur muthwillig angethane Leid den Ausbruch herbeigeführt.

Einmal nachts wachte er mit einem heftigen Blutsturz auf; kaum hatte er noch so viel Kraft und Besinnung, seinen Stubennachbar Limprecht zu wecken. Doctor Reichel wurde gerufen, der Goethen aufs freundlichste hülfreich ward, und so schwankte er mehrere Tage zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude an einer erfolgenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei dem Blutsturz zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die man jetzt erst, nach vorübergegangener Gefahr, zu bemerken Zeit fand. Genesung ist jedoch immer

angenehm und erfreulich, wenn sie auch langsam und kümmerlich von statten geht, und da bei Goethe die Natur sich geholfen, so schien er auch nunmehr ein anderer Mensch geworden zu sein; denn er hatte eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, als er sie lange nicht gekannt; er war froh, sein Inneres frei zu fühlen, wenn ihn gleich äußerlich ein langwieriges Leiden bedrohte.

Was Goethen aber in dieser Zeit besonders aufrichtete, war, daß so viele vorzügliche Männer ihm ihre Neigung zuwendeten und zwar, wie er sich sagen mußte, zum Theil unverdient, da keiner darunter war, dem er nicht durch Launen beschwerlich gewesen wäre, keiner, den er nicht durch krankhaften Widersinn mehr als einmal verletzt, ja den er nicht, im Gefühl seines eigenen Unrechts, eine Zeit lang störrisch gemieden hätte. Dies alles war vergessen; sie behandelten ihn aufs liebreichste und suchten ihn theils auf seinem Zimmer, theils, sobald er es verlassen konnte, anderwärts zu unterhalten und zu zerstreuen, indem sie mit ihm ausfuhren und ihn auf ihren Landhäusern bewirtheten. Anscheinend machte er auch jetzt erst die Bekanntschaft mit Oeser's Familie, die dann freilich schnell zur innigsten wurde.

Namentlich leistete ihm aber Hermann bei seinen

Leiden den treulichsten Beistand, schenkte ihm jede freie Stunde und wußte durch Erinnerung an frühere Heiterkeiten manchen trüben Augenblick zu erhellen. Sodann nahm sich Gröning besonders Goethe's an. Letzterer hatte erst kurz vorher die Bekanntschaft des nur eben Angekommenen gemacht und ward erst bei seinem Unfalle dessen Wohlwollen gewahr; er fühlte den Werth dieser Gunst um so lebhafter, als niemand leicht eine nähere Verbindung mit Leidenden sucht. Gröning sparte nichts, um Goethen zu ergötzen, ihn aus dem Nachsinnen über seinen Zustand herauszuziehen und ihm Genesung und gesunde Thätigkeit in der nächsten Zeit vorzuzeigen und zu versprechen.

Auch Horn ließ seine Liebe und Aufmerksamkeit ununterbrochen wirken; Langer fand sich häufig ein, leitete auf religiöse Betrachtungen hin und gewann in Goethe einen durch die Krankheit zur Empfänglichkeit vorbereiteten, aber treuen Bekehrten so lieb, daß er manche, seinem geliebten Mädchen zugedachte Stunde ihm aufzuopfern nicht anstand, ja sogar Gefahr lief, verrathen und von seinem Dienstherrn wegen des Umgangs mit Goethe übel angesehen zu werden. Dieser erwiderte Langer's Neigung aufs dankbarste, und wenn dasjenige, was er für Goethe that, zu jeder Zeit schätzenswerth gewesen wäre, so mußte es

demselben in seiner damaligen Lage höchst verehrlich sein.

Endlich behandelte ihn das ganze Breitkopf'sche Haus, die Stock'sche Familie und manche andere wie einen nahen Verwandten, sodaß durch das Wohlwollen so vieler freundlicher Menschen das Gefühl seines Zustandes aufs zarteste gelindert ward.

So gewann er denn bald die Freiheit in sich, seinem Zustand eine launige Seite abzugewinnen, wie das Lied bezeugt, mit welchem er seine von Gottlob Breitkopf componirten Lieder einführte, und welches nicht füglich vor dem Juli 1768 gedichtet sein kann, dafern er es nicht etwa erst in Frankfurt und solchenfalls nach seiner Krankheit im December 1768 geschrieben hat.

Zueignung.

Da sind sie nun! Da habt ihr sie,
Die Lieder, ohne Kunst und Müh
Am Rand des Bach's entsprungen!
Verliebt und jung und voll Gefühl
Trieb ich der Jugend altes Spiel,
Und hab' sie so gesungen.

Sie singe, wer sie singen mag!
An einem hübschen Frühlingstag
Kann sie der Jüngling brauchen.

Der Dichter blinzt von ferne zu;
Jetzt drückt ihn diätät'sche Ruh
Den Daumen auf die Augen.

Halb scheel, halb weise, sieht sein Blick
Ein Bischen naß auf euer Glück,
Und jammert in Sentenzen.
Hört seine letzten Lehren an;
Er hat's so gut, wie ihr, gethan,
Und kennt des Glückes Gränzen.

Ihr seufzt und singt und schmelzt und küßt
Und jauchzet, ohne daß ihr's wißt,
Dem Abgrund in der Nähe:
Flieht Wiese, Bach und Sonnenschein,
Schleicht, sollt's auch wohl im Winter sein,
Bald zu dem Heerd der Ehe!

Ihr lacht mich aus und ruft: Der Thor!
Der Fuchs, der seinen Schwanz verlor,
Verschnitt jetzt gern uns alle.
Doch hier paßt nicht die Fabel ganz:
Das treue Füchslein ohne Schwanz
Das warnt auch vor der Falle.

Goethe sollte aber Leipzig nicht verlassen, ohne vorher noch ein für diesen Ort seltsames Ereigniß erlebt zu haben, einen Aufstand nämlich, den die Studirenden in den letzten Tagen des Monats Juli erregten und der noch in den folgenden Monat hinüberdauerte, und zwar aus folgendem Anlasse. Einige Studenten hatten bei Verweigerung des sogenannten Thorgroschens, d. h. der nach Thorschluß für die Oeff-

nung des Thors zum Durchlaß zu entrichtenden Abgabe, sich mit Stadtsoldaten veruneinigt und es war nicht ohne Thätlichkeiten abgelaufen. Mehrere verbanden sich nun, die zugefügten Beleidigungen zu rächen; die Soldaten widerstanden hartnäckig und der Vortheil war nicht auf der Seite der angreifenden akademischen Bürger; einige derselben wurden verhaftet, aber mit Gewalt befreit, und den schriftlichen und mündlichen Ermahnungen des akademischen Senats und einzelner Professoren wurde keine Beachtung geschenkt. Namentlich brachte es die jungen Leute auf, daß, wie es hieß, angesehene Personen wegen tapfern Widerstandes die Obsiegenden gelobt und belohnt hätten. Man erzählte sich öffentlich, daß den nächsten Abend Fenster eingeworfen werden sollten, und Goethe ließ sich von einigen Freunden, welche ihm die Nachricht brachten, daß es wirklich geschehe, hinführen. Er sah ein sonderbares Schauspiel. Die übrigens freie Straße war an der einen Seite von Menschen besetzt, welche ganz ruhig, ohne Lärm und Bewegung abwarteten, was geschehen solle. Auf der leeren Bahn gingen etwa ein Dutzend junger Leute hin und wieder, in anscheinend größter Gelassenheit; sobald sie aber gegen das bezeichnete Haus kamen, warfen sie im Vorbeigehen Steine nach den Fenstern und dies zu

wiederholten malen hin- und wiederkehrend, solange die Scheiben noch klirren wollten. Ebenso ruhig, wie dieses vorging, verlief sich auch endlich alles und die Sache hatte keine weitern Folgen; Maßregeln seiten der Regierung wurden erst ergriffen, als alles vorüber war, und bestanden eigentlich nur in Androhungen gegen künftige Unruhstifter.

Sobald Goethe so weit hergestellt war, um die Heimreise unternehmen zu können, trat er sie an, und zwar an seinem Geburtstage — den 28. Aug. 1768.

Die überstandene Krankheit war ihm noch sehr anzusehen; mit einem sächsischen Hauptmann, den er beim Abendessen in Naumburg traf, entspann sich aus diesem Anlaß folgendes Gespräch:

Offizier. Sie sind so lustig und haben heute Leipzig verlassen?

Goethe. Unser Herz weiß oft nichts von der Munterkeit unsers Bluts.

Offizier. Sie scheinen unpäßlich.

Goethe. Ich bin's wirklich, und sehr: ich habe Blut gespien.

Offizier. Blut gespien! Ja, da ist mir alles deutlich; da haben Sie schon einen großen Schritt aus der Welt gethan, und Leipzig mußte Ihnen gleichgültig werden, weil Sie es nicht mehr genießen konnten.

Goethe. Getroffen! Die Furcht vor dem Verlust des Lebens hat allen andern Schmerz erstickt.

Offizier. Ganz natürlich; denn das Leben bleibt immer das erste; ohne Leben ist kein Genuß. — Aber hat man Ihnen nicht auch den Abgang leicht gemacht?

Goethe. Gemacht? Wie so?

Offizier. Das ist ja deutlich: von Seiten der Frauenzimmer. Sie haben die Miene, nicht unbekannt unter dem schönen Geschlecht zu sein.

Goethe verbeugte sich dankend für die Schmeichelei.

Offizier. Ich rede, wie ich's meine. Sie scheinen mir ein Mann von Verdiensten, aber Sie sind krank, und da wette ich zehn gegen nichts, kein Mädchen hat Sie beim Aermel gehalten.

Goethe schwieg, der Offizier lachte und reichte jenem die Hand hin.

Offizier. Nun, ich habe zehn Thaler an Sie verloren, wenn Sie auf Ihr Gewissen sagen: Es hat mich Eine gehalten.

Goethe (einschlagend). Topp, Herr Capitän! Sie behalten Ihre zehn Thaler. Sie sind ein Kenner und werfen Ihr Geld nicht weg.

Offizier. Bravo! Dann sehe ich, daß Sie auch Kenner sind. Gott bewahre Sie darin, und wenn

Sie wieder gesund werden, so werden Sie Nutzen von dieser Erfahrung haben.

Hierauf erzählte der Hauptmann seine eigene Geschichte, welche Goethen traurig stimmte wegen der daraus hervorgehenden Wandelbarkeit weiblicher Neigung.

Goethe unterließ nicht, dieses Begegniß Käthchen in einem Briefe vorzuhalten.

So schied Goethe von Leipzig — in seiner Fachwissenschaft, dem Rechte, gut gegründet, in die andern Facultätswissenschaften eingeweiht, in der Dichtkunst geklärt und gefördert, mit den bildenden Künsten vertraut gemacht, für das Leben geschult und befestigt, überhaupt auf eine höhere Stufe der Betrachtung und Einsicht gehoben, aber in der Liebe um einen glücklichen Wahn ärmer und daher, wie er es am Leibe war, auch an der Seele leidend.

Berichtigung.

Seite 47, Zeile 3 v. o., statt: Bernhard Christoph Breitkopf, lies: Johann Gottlob Immanuel Breitkopf

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Goethe und Leipzig.

Zweiter Theil.

Goethe und Leipzig.

Zur
hundertjährigen Wiederkehr des Tags von Goethe's
Aufnahme auf Leipzigs Hochschule.

Von

Woldemar Freiherrn von Biedermann.

Zweiter Theil.

Goethe's spätere Beziehungen zu Leipzig.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1865.

Inhalt des zweiten Theils.

I.

Fortsetzung leipziger Verhältnisse.

Hatte Goethe in Leipzig auch manchmal dieser Stadt Uebles nachgesagt und den Aufenthalt darin verwünscht, wenn ihm von Käthchen die Laune verdorben oder ein lieber Freund entzogen worden war, so fühlte er sich doch ganz unglücklich, als er wieder in Frankfurt weilte und nun erkannte, daß seine Vaterstadt zu sehr der Gegensatz von Leipzig sei, um sich darin gefallen zu können. Einen Umgang, wie ihn die mannichfachen Bestandtheile der Universitäts-, Literatur- und Handelsstadt in gesellig freier Mischung boten, gewährte die in schon absterbenden Formen schwerfällig sich bewegende Reichsstadt nicht; namentlich erschienen ihm hier die Mädchen eckig und langweilig gegen die gesellschaftlich gewandten und mehrseitig gebildeten Leipzigerinnen, obwol er auch unter jenen einige liebenswürdige Persönlichkeiten fand, die ihm das

Leben recht angenehm machten. Seine Schwester Cornelie fühlte sich verletzt durch seine häufigen Klagen, und als im October 1768 die beiden Herren von Olderogge, welche eine größere Reise angetreten hatten, nach Frankfurt kamen und am 27. dieses Monats Goethen, der sie auf die Nachricht von ihrer Anwesenheit schon tags zuvor aufgesucht hatte, ihrerseits besuchten, wobei Cornelie zugegen war, fiel das Gespräch ebenfalls auf diesen Gegenstand. Goethe gedachte der schönen Zeit, die er in Leipzig verlebt, klagte, daß in Frankfurt so wenig Geschmack und Verständniß für geistige Regungen herrsche, daß seine Landsleute albern und insbesondere die Mädchen ganz unerträglich seien, und rief endlich aus: „Welcher Unterschied zwischen den sächsischen Mädchen und den hiesigen!" Cornelie wandte sich verletzt an den jüngern Olderogge, sagte ihm, daß sie alle Tage solche Anschuldigungen hören müsse, und frug, ob die sächsischen Frauenzimmer wirklich alle andern so sehr überträfen? Jener erwiderte: er könne ihr versichern, daß er in der kurzen Zeit seines Aufenthalts in Frankfurt weit mehr vollkommene Schönheiten als in Sachsen gesehen habe, doch müsse er sagen, daß das, was ihren Bruder so sehr für die sächsischen Mädchen einnehme, eine gewisse Anmuth, ein gewisses bezaubern-

des Wesen sei, das ihnen beiwohne. „Das ist es eben", warf Goethe ein; „diese Anmuth, dieses Wesen gebricht den hiesigen. Ich gebe zu, daß sie schöner sind, aber was hilft mir die Schönheit, wenn sie nicht von jener unendlichen Zartheit begleitet ist, welche mehr hinreißt als selbst die Schönheit?"

Die jungen Livländer verließen Frankfurt schon am 28. Oct. wieder, sodaß die Jungfrauen dieser Stadt keine Gelegenheit hatten, ihnen eine günstigere Meinung über sich beizubringen, als Goethe ihnen eingeimpft hatte; nähere Erfahrungen über die Frauen dortiger Gegend machte dagegen ihr Landsmann von Reutern, welcher bald darauf ebenfalls von Leipzig aus eine Reise dahin antrat und sich namentlich in Homburg einige Zeit aufhielt. Hier lernte er die Hofdame Luise von Ziegler, gewöhnlich Lila genannt, kennen, deren Liebenswürdigkeit später auch Goethen gefangen nahm und ihn zu der Ode „Pilgers Morgenlied" begeisterte. Reutern bewarb sich um ihr Herz, gewann es, verließ aber später das Fräulein, welches dann, so viel bekannt, unvermählt blieb.

Endlich scheint der Livländer von Lieven zwar nicht selbst wieder mit Goethe zusammengetroffen zu sein, aber sein Sohn, der 1797 der russischen Gesandtschaft in Stuttgart beigegeben war, stellte sich

dort im September dieses Jahres Goethen, den er an der Wirthstafel traf, als Sohn jenes Universitätsfreundes vor.

Im Frühjahr 1769 erhielt Goethe noch einen Besuch eines leipziger Genossen, nämlich von Gervinus, der ihm Nachrichten von Leipzig brachte und unter anderm von der günstigen Aufnahme berichtete, welche der unter dem Namen „Ringulph der Barde“ schreibende Dichter Karl Friedrich Kretschmann dort, insbesondere auch bei Friederike Oeser zu Goethe's Verwunderung fand.

Goethe's im Herbst 1768 und beziehentlich Frühjahr 1769 nach Frankfurt zurückkehrende Landsleute Griesbach und Horn gaben ihm dann öftere Gelegenheit, sich der leipziger Freunde und Freuden gemeinsam zu erinnern; mit Horn setzte er unverdrossen die alten Scherze und Possen im persönlichen und brieflichen Verkehr fort, während sich mit Griesbach jetzt ein engeres Verhältniß noch weniger bilden konnte. Jener blieb in Frankfurt und gehört demnach dem dortigen Lebenskreise Goethe's an, während Griesbach in dem weimar-jenaischen über sechsunddreißig Jahre mit ihm in Verbindung stand, wobei Goethe nicht nur häuslich-gesellig mit Griesbach verkehrte, sondern auch in ihm einen treuen Beistand

bei seinen wissenschaftlichen Bestrebungen fand. Es ist wahrscheinlich, daß ein Briefwechsel der beiden noch vorhanden ist, aus welchem dann über ihr gegenseitiges Verhältniß noch einmal Näheres zu entnehmen sein wird.

Zu den ersten Leipzigern, mit denen sich Goethe von Frankfurt aus brieflich in Verbindung setzte, gehörten, wie sich denken läßt, die Glieder der Familie Schönkopf, oder eigentlich nur Käthchen Schönkopf; denn nur im Beginn des Briefwechsels schrieb er an deren Vater, richtete aber auch da seine Worte wiederholt unmittelbar an Käthchen und fügte zugleich einen Brief an sie selbst bei, mit der Unterschrift „Michel", damit auf die Rolle anspielend, die er in Krüger's „Herzog Michel" bei den Schönkopf'schen Liebhaberaufführungen gegeben hatte. In den acht, bis zum 23. Jan. 1770 an Käthchen gerichteten Briefen ergeht er sich über die Vorzüge Leipzigs vor Frankfurt, malt sein nunmehriges Leben mit Wehmuth aus, klagt sodann über Käthchen's muthwilliges Wesen, tadelt aber auch unumwunden sein eigenes früheres Verhalten gegen sie, fragt ferner nach den gemeinschaftlichen Freunden und Freundinnen, und läßt sie, namentlich Obermann nebst Frau und Tochter, Reich, Junius, Obereinnehmer Richter und

die Weidmann grüßen, sowie er selbst später von dem zurückgekehrten Horn zu erzählen hat; er gedenkt weiter kleiner Geschenke, die er schickt oder schicken will, und berichtet endlich der theilnehmenden Freundin von seinen eigenen Verhältnissen, seinen mislichen Gesundheitszuständen und zuletzt von seinem Vorhaben, zu Fortsetzung seiner Studien nach Strasburg und zu Gewinnung weltmännischer Bildung nach Paris zu gehen. Die auf Goethe's Liebe zu Käthchen bezüglichen wichtigsten Stellen seiner Briefe sind schon im ersten Theile angeführt worden. Im übrigen wies er in Käthchen's Briefen gern Fehler gegen die Rechtschreibung nach, ohne daß jedoch seine Verbesserungen immer wirklich Berichtigungen waren. Leider haben sich diese corrigirten Briefe Käthchen's verloren.

Ueber brieflichen Verkehr mit Langer liegen Andeutungen vor; denn von Frankfurt aus zeichnete er sich in dessen Stammbuch durch Anführung einer Stelle aus dem zweiten Buche von „Musarion" ein. Das Blatt lautet:

> Ja Götterlust kann einen Durst nicht schwächen,
> Den nur die Quelle stillt.

So stotterte Wieland
und so fühlt im ganzen Ernste
Ihr Freund
Goethe.

Frankfurt am Mayn
den 17ten Sept. 1769.

Ein facsimilirter Brief Goethe's vom 6. Mai 1774 ist mitunter für einen an Langer gerichteten gehalten worden; doch lassen sich erhebliche Zweifel dagegen aufbringen. Im übrigen muß man nach dem schroffen Verhalten, welches Langer beim Ausgehen der „Xenien" gegen Goethe und Schiller einnahm, zu der Ansicht kommen, daß sein Verkehr mit Goethe nicht lange fortgesetzt worden ist. Langer war mittelbar, und zwar von Schiller, als Mitarbeiter an der „Neuen allgemeinen deutschen Bibliothek" wegen der Seichtigkeit der von derselben gebrachten Aufsätze in den „Xenien" angegriffen worden, und deshalb, sowie aus widerlicher Liebedienerei gegen den allerdings mehr als irgendein anderer Schriftsteller darin verarbeiteten Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin fühlte er sich berufen, in jener Zeitschrift nicht blos die „Xenien" selbst aufs plumpste zu schmähen, sondern auch die übrigen herrlichen Dichtungen Goethe's und Schiller's in des letztern „Musenalmanach für das Jahr 1797" ganz sinnlos herunterzumachen, und endlich noch einmal in demselben Blatte bei Lobpreisung von Nicolai's „Anhang zu Friedrich Schiller's Musenalmanach für das Jahr 1797" auf seine unverständige Beurtheilung der beiden verbundenen Dichter zurückzukommen. Kurz, von Langer kann man in

einem Lebensbilde Goethe's nicht mit freundlicher Erinnerung scheiden. Goethe aber gedachte seiner in „Wahrheit und Dichtung" mit Liebe.

Auch mit Gröning, den Goethe anfänglich wiederholt durch Oeser grüßen ließ, sollen eine Zeit lang Briefe gewechselt worden sein; später wurde wenigstens bei sich bietenden Anlässen gegenseitig der frühern Freundschaft mit Antheil gedacht und Goethe nahm Gröning's Enkel bei gelegentlichem Besuch in Weimar freundlich auf.

Ein Brief Goethe's an seinen „Bruder" Gottlob Breitkopf, anscheinend von Ende 1769, ist noch vorhanden; er stellt auch hier den für Frankfurt ungünstig ausfallenden Vergleich mit Leipzig an, spricht seine Neigung für den Freund aus und warnt diesen mit der Wärme eines Erfahrenen vor Liederlichkeit. Auch an Bernhard Breitkopf scheint er geschrieben zu haben; er hatte im Januar 1770 oder kurz vorher Briefe von den Brüdern bekommen, doch war es ihm damals nicht ums Herz wie antworten, und damit scheint dieser Briefwechsel aufgehört zu haben. Mit dem Vater dieser Brüder stand Goethe später in buchhändlerischem Verkehr; auch empfahl er demselben 1789 seinen nachmaligen Schwager

Vulpius, den er zu jener Zeit bei Göschen unterzubringen suchte.

Auch mit dem Buchhändler Reich setzte er das freundschaftliche Verhältniß fort; dieser sandte ihm namentlich Wieland's „Dialogen des Diogenes" zum Geschenk, und in dem Briefe, in welchem Goethe dafür aufs wärmste dankt, rühmt er Reich's Güte im allgemeinen höchlich und läßt sich über Wieland begeistert aus. Die spätern Briefe an Reich, die bis ins Jahr 1785 dauern, beziehen sich dann auf buchhändlerische Geschäfte; doch noch in den achtziger Jahren hat Goethe Veranlassung, für geschenkte Bücher — z. B. Lavater's „Poesien" (1781) und Zimmermann's „Ueber die Einsamkeit" (1784) — zu danken. Reich besuchte später Goethen in Weimar, und so hat auch zweifellos Goethe jenen bei seinen Reisen nach Leipzig besucht.

Mit dem Kreissteuerrath Weiße trat Goethe nicht unmittelbar in briefliche Verbindung, doch unterließ er in den Briefen der ersten Jahre nach seinem Abgang von Leipzig nicht, ihn durch Oeser grüßen zu lassen, wie es dann wieder im Anfang dieses Jahrhunderts durch Rochlitz geschah; bei seinen spätern Aufenthalten in Leipzig erneuerte er auch die persönliche Bekanntschaft bei gelegentlicher Begegnung und

pflegte sie weiter durch Besuche. Indessen waren beide zu verschieden geartet, als daß sie bei aller gegenseitigen Freundschaft und Hochachtung sich dessen nicht hätten bewußt werden sollen; die Begeisterungstrunkenheit und ungebundene Ausdrucksweise Goethe's mußte Weißen, und des letztern Nüchternheit und schluderiges Arbeiten dagegen jenem Anstoß erregen. Einen von Goethe bald nach seiner Abreise von Leipzig angebotenen Aufsatz über den verstorbenen Maler Seekatz für die „Bibliothek der schönen Wissenschaften" scheint Weiße angenommen zu haben, und Goethe läßt sich später noch bei demselben mit Rücksicht auf die ihn betroffene schwere Krankheit wegen Unterlassung eines zugesagten Beitrags entschuldigen. Als aber in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen", zu deren Begründern und Mitarbeitern Goethe gehörte, ein mehr durchdachter und strengerer Maßstab als bis dahin bei Beurtheilung schöngeistiger Schriften angewandt und das Schlechte mitunter rücksichtslos preisgegeben wurde, da fühlte sich der ehrliche Weiße nicht sicher in seiner Haut und traute insbesondere dem ihm als übermüthig bekannten Goethe — oder „Gede", wie er ihn nach meißnischer Aussprache schrieb — auch gegen sich nichts Gutes zu. Er wartete überdies nicht ab, bis er angegriffen wurde, sondern schalt alsbald die Regellosigkeit des „Götz von

Berlichingen", wodurch das deutsche Schauspiel wieder auf den Stand der Haupt- und Staatsactionen gebracht werde, wenn auch nicht öffentlich, so doch gegen Freunde in Gesprächen und Briefen; später nahm er wieder Aergerniß an Goethe's freier Lebensweise in Weimar. Goethe dagegen hatte zwar nicht Veranlassung, das herabsetzende Urtheil über Weiße's Bühnenstücke, welches ihm in Leipzig beigebracht worden war, später wesentlich zu ändern, er witzelte z. B. über die gesuchten Bilder in dessen „Romeo und Julie", rechnete jene Stücke zu der die deutsche Bühne überschwemmenden Wasserflut und kam schwerlich in die Versuchung, eins der schnell veralteten Trauer-, Lust- oder Singspiele Weiße's unter seiner Leitung zur Aufführung zu bringen; allein er widmete doch fortwährend den Bühnenwerken desselben, so namentlich dem 1768 erschienenen Lustspiel „Großmuth für Großmuth" sowie dem Trauerspiel „Romeo und Julie" und der „Haushälterin" durch Widerspruch gegen eine ungünstige Recension in Frankfurt seine Theilnahme, und insofern Weiße später als Schriftsteller über Erziehungswesen in hohem Ansehen stand, hatte Goethe einen andern Grund, ihm seine Aufmerksamkeit wieder zuzuwenden. Goethe war nicht blos ein müßiger Kinderfreund, der sich in Wetzlar mit den indern des Amtmanns Buff auf dem Boden herum-

fielte und als Großvater seine Enkel an sich herum-kriechen ließ, sondern er ging auch selbstthätig auf Erziehung aus und brachte seine Grundsätze darüber zuerst bei dem Sohne des Oberstallmeisters von Stein zu Ende der siebziger und Anfang der acht-ziger Jahre zur Ausübung. Gerade damals erschien Weiße's „Kinderfreund", den er deshalb auch las, so-wenig ihm die leichte Speise schmecken mochte. In-dessen fand er auch hierin Körnlein, an denen er seine Goldmacherkunst bewährte. So stieß er in den zuerst im Beginn des Jahres 1778 und neu aufge-legt 1781 erscheinenden 133. bis 136. Stück des „Kinderfreundes" auf die Erzählung, daß am Hohen Neujahrstage im Erzgebirge Handwerksbursche oder dergleichen Leute als die Heiligen drei Könige possen-haft verkleidet und mit einem großen Stern umher-gezogen seien und unter Absingung eines Liedes im Grunde nur eine Bettelei geübt hätten. Der Anfang des Liedes habe denn auch gelautet:

Die heiligen drei Könige mit ihrem Stern,
Essen, trinken, bezahlen nicht gern.

Diese Nachricht benutzte Goethe gleich am Feste der Erscheinung 1781, an welchem Tage er einen Dreikönigsaufzug veranstaltete, der vor den Herrschaf-

ten erschien, und wobei die erste Strophe des vorgetragenen Liedes „Epiphanias“ lautete:

Die heiligen drei König' mit ihrem Stern,
Sie essen, sie trinken, und bezahlen nicht gern;
Sie essen gern, sie trinken gern,
Sie essen, trinken, und bezahlen nicht gern.

In „Wahrheit und Dichtung“ gedachte Goethe Weiße's mit Anerkennung und Freundlichkeit, wogegen dieser in seiner „Selbstbiographie“, obwol er darin manche unbedeutende Personen nennt, mit denen er in Berührung gekommen, Goethen nicht erwähnt.

Auch seines Stubennachbars, des Theologen Limprecht, vergaß Goethe nicht; er schrieb ihm, wenn nicht früher schon, von Strasburg aus, und zwar kurz nach seiner am 2. April 1770 erfolgten Ankunft. Der erste Brief wird am 13. April, an welchem in jenem Jahre Charfreitag fiel, geschrieben sein. Hier folgt er als

Erster Brief an Limprecht.

Straßburg, am Charfreitage 1770
d. 12. April.

Lieber Limprecht

Ich zweifle nicht einen Augenblick, daß Er jetzo Geld

brauchen wird; denn es ist mir heute sehr quer eingefallen, Ihm die Louisd'or zu schicken. Es ist doch mehr als nichts, denk ich, wenn's gleich nicht viel ist; nehm' Er's wenigstens als ein Zeichen an, daß das Vergangene nicht vergessen ist.

Ich bin wieder Studiosus und habe nun, Gott sei Dank, so viel Gesundheit, als ich brauche, und Munterkeit im Ueberfluß. Wie ich war, so bin ich noch, nur daß ich mit unserm Herrn Gott etwas besser stehe, und mit seinem lieben Sohn Jesu Christo. Draus folgt denn, daß ich auch etwas klüger bin und erfahren habe, was das heißt: die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Freilich singen wir erst das Hosianna dem, der da kommt; schon gut! auch das ist Freude und Glück: der König muß erst einziehn, ehe er den Thron besteigt.

Uebrigens wünsche ich zu hören, daß sich Ihre Umstände gebessert haben. Sie haben immer viel Last in der Welt gehabt, und noch zuletzt mit Ihren Augen und mir.

Nicht meine Krankheit mein' ich; das war ein Liebesdienst und Liebesdienste werden niemals sauer; aber wenn ich mich erinnere, was für ein unerträglicher Mensch ich den letzten ganzen Sommer war,

so nimmt mich's Wunder, wie mich jemand hat ertragen können. Doch ich verdiente Mitleiden; ich hatte auch meine liebe Last.

Leben Sie wohl und nehmen Sie den Brief auf, wie ich ihn schreibe und schicke, das heißt: ohne Umstände und mit ganzem Herzen.

Grüßen Sie alle Freunde und seien Sie der meinige.

Goethe.

Hier haben wir wol das älteste bekannte Beispiel jenes Wohlthätigkeitssinnes, welcher, aus der Tiefe des Herzens stammend, zwar Goethen sogar eine Abneigung empfinden ließ, Geld dem Elenden zu schenken, dessen Unglück durch Geld nicht zu lindern und wo die Gabe nur eine unsittliche Abfindung mit dem Mitleiden war, welcher ihn aber antrieb, gründlich und nachhaltig da nicht nur zu geben, sondern auch mit Rath und That kräftig einzugreifen, wo es galt, einen Sinkenden zu heben. Die fromme Stimmung des Briefs ist eine Wirkung seines Umgangs mit Fräulein von Klettenberg, wodurch er auch noch am 26. Aug. desselben Jahres wieder zum Abendmahl geführt ward; daß er von Jugend an geglaubt habe,

mit seinem Gott gut zu stehen, sagt er im achten Buch von „Wahrheit und Dichtung", Limprecht mochte diesen Stand aber doch nicht so gut gefunden haben, sodaß es Goethen drängte, diesen von der Besserung in Kenntniß zu setzen. Ueber sein Verhältniß zur Kirche läßt er sich im nächsten Briefe aus.

Zweiter Brief an Limprecht.

Straßburg d. 19. April 1770.

Gestern empfing ich Ihren lieben Brief vom 28. März und also einige Tage nach dem seltsamen Einfall, den ich Ihnen, wie er in der Charfreitagsnacht mir eingekommen und ausgeführt worden ist, hier überschicke.

Es ist mir lieb zu hören, daß Sie leben und predigen, und wenn Sie sich darauf legen, so müssen Sie sich auch ohne Augen durch die Welt bringen können. Man sagt, Demokrit habe sich geblendet, um durch diesen gefährlichen Sinn nicht zerstreut zu werden, und wahrhaftig, wenn er's thun konnte, so that er nicht Unrecht; ich gäbe manchmal was drum, blind zu sein. Und doch, wenn es ist, wie es war, daß Sie Dämmerung sehen, wo andre Tag haben, so verlieren Sie nicht viel. Es ist ja doch alles Däm-

merung in dieser Welt; ein Bischen mehr oder weniger, dafür läßt sich Trost finden.

Ich bin anders, viel anders, dafür danke ich meinem Heilande; daß ich nicht bin, was ich sein sollte, dafür danke ich auch. Luther sagt: „Ich fürchte mich mehr für meinen guten Werken, als für meinen Sünden.“ Und wenn man jung ist, ist man nichts ganz.

Funfzehn Tage bin ich nun hier, und finde Straßburg nicht ein Haar besser, noch schlimmer, als alles, was ich auf der Welt kenne, das heißt: sehr mittelmäßig, und das doch gewisse Seiten hat, die einen zum Guten und Bösen in Bewegung setzen und aus seiner gewöhnlichen Lage bringen können. — —

— — — — — — — — — — —

Adieu. — — — — — — — — —

Goethe.

Diese beiden Briefe, welche Goethe's Religionsanschauung, wie sie im wesentlichen alle Zeit blieb, treu bezeichnen, sind nur erhalten in einer Abschrift, welche Assessor Hermann genommen; daß dieser das that, ist ein Beweis des Eindrucks, welchen die Erscheinung Goethe's hinterlassen. Von Briefen an Hermann selbst können hier zwei, und zwar mit Beibehaltung der Schreibweise Goethe's, gegeben werden. Ihre Adresse lautet:

Monsieur.

Monsieur le Docteur Hermann
Assesseur et Senateur
à
Leipzig.

Erster Brief an Assessor Hermann.

Lieber Herr Assessor

Ich danke Ihnen für das Denkzettelgen. Ich sehe, daß Sie mich noch lieben und das freut mich sehr, da ich Sie noch immer sehr liebe und offt an Sie denke. Daß ich nicht geschrieben habe, wird Ihnen verständlich seyn. Neues Leben, neue Bekandtschafften, und hernach können Sie sich vorstellen, wie viel einer zu thun hat, seine Wissenschaften in Ordnung zu bringen, der drey Jahre zu Leipzig die guten Studien zu studiren sich angelegen seyn ließ.

Gegen Ende März will ich meinen Flug weiter nehmen. Zuerst nach Strasburg, wo ich gerne mögte meine iuristischen Verdienste gekrönt haben. Von da marschire ich (salvis accidentibus) nach Paris. Und von da — das weiß Gott. — Und Sie behalten mich in bleibendem Andenken, bis ich einmal wiederkomme.

Wenn unter meinen Liedern Ihnen etwas gefallen hat, so freut michs. Daß ich mit der Zeit was bessers machen werde, hoffe ich; mit uns Quasi modo genitis muß man Geduld haben. Mahlerey und Musik und was Kunst heißt, ist noch immer meinem Herzen so nah als ehmals. Was macht Oeser? Ich habe lange nichts von ihm gehört; sagen Sie ihm das freundschaftlichste Kompliment. Ich werde noch einmal an ihn schreiben, ehe ich von hier gehe.

Hr. Reich hat mir die „Dialogen des Diogenes“ auf der Post geschickt, und ich habe sie auf der Post gelesen, es war das liebste Geschenk, das er mir hätte machen können. Die Kupfer sind exzellent, und das Buch ist von Wielanden. Man muß seinen Namen nennen, denn den Charakter, die Laune dieses Mannes zu schildern oder zu beurtheilen, ist nichts für uns. Ueber große Leute sollte Niemand reden, als wer so groß ist wie sie, um sie übersehen zu können. Ein kleiner, wenn er zu nah steht, sieht einzelne Theile gut, aber nichts vom Ganzen, und wenn er das Ganze übersehen will, so muß er sich zu weit entfernen, und da reichen seine Augen nicht an die Theile. Verzeihen Sie mir diese Allegorie. Grüßen Sie den Hr. Obereinnehmer Richter, dem ich ehestens schreiben werde, und lieben Sie mich. Ich bin wie

im Gartenhaus, wie in der grünen Stube, wie immer

Ihr

Frfurt, am 6. Febr.
1770. Goethe.

Ob Obereinnehmer Richter den zugesagten Brief erhalten hat, ist nicht bekannt.

Der folgende Brief bezieht sich auf einen Preßproceß, zu welchem eine Schrift des vielgenannten verketzerungssüchtigen Hauptpastor Göze in Hamburg Anlaß gab. Sie war dem Magistrat von Frankfurt zur Anerkennung für seine strenge Aufrechterhaltung der Beschränkungen der Reformirten, welche in Hamburg zu Göze's Aerger den Lutheranern in ihren Rechten gleichgestellt worden waren, gewidmet. Ueber diese Schrift brachten die von Deinet herausgegebenen „Frankfurter gelehrten Anzeigen" (Nr. 58 vom 31. Juli 1772) eine Beurtheilung, welche nicht nur nach ihrem Geiste und nach der Fassung, sondern auch nach der Wärme, mit welcher sich Goethe in dem nächsten Briefe der daraus entstandenen Rechtssache annimmt, wahrscheinlich von diesem selbst herrührt. Sie mag daher hier Platz finden:

Leipzig.

Götzens erbauliche Betrachtungen über das Leben Jesu auf Erden; auf alle Tage des Jahrs. 1ster u. 2ter Theil. 1772. 8. 1144 S.

Die um die Kirche und die gelehrte Welt so hochverdiente Breitkopfische Buchhandlung hat, wie der Herr Verf. sagt, aus dero vorzüglich schönen Druckerey, dieses Werk herausgehen lassen, das Hr. G. schon lange versprochen und auf Verlangen vieler Freunde in seinen unpolemischen Nebenstunden geschrieben hat. Die zween vorliegenden Theile enthalten die Monate Jänner bis auf den Heumonat, und können soweit, auch sogar in einem Schaltjahr, täglich ein ganz frommes Geles verschaffen. Wir haben eben noch die letzten Tage des Heumonats erwischt, denn zu den übrigen war heuer die Jahrszeit vorbey. In dem also, was wir gelesen haben, finden wir fleißige Ausspinnung der biblischen Gleichniße, Anreden an die liebe Seele, hier und da einen polemischen Ausfall — kurz, alles was man erwartet, wenn Herr Götz sich hinsetzt, und sagt: ich will betrachten! — Von den Betrachtungen, die bloß aus den sanften und wahren, ungezwungenen Selbstgesprächen fließen, welche empfindsame Seelen

halten, wenn eine aufgewallte Empfindung sich nach und nach wieder setzt, und in ihre ruhige Behaglichkeit oder süße Schwermuth schmilzt; von denen haben wir keine gefunden; diese sind in rundum mit Polemik umringten Stunden nicht möglich. Diese Götzische Betrachtungen — weil es doch welche sein sollen — sind übrigens dem hiesigen Magistrat, zur Dankbarkeit für das Vergnügen gewidmet, das der Hr. Verf. bey der Lesung der Frankfurter Religionshandlungen empfunden hat. Der Werth, den er auf diese seine Arbeiten legt, muß sehr groß seyn, wenn sie ein solches Vergnügen belohnen sollen, das nach Hrn. G. bekannten Denkungsart, nicht gering gewesen sein kann. — Gott bewahre uns, daß der gute Mann nicht noch mehr Vergnügen an uns haben möge; seine Zuschriften ersetzen den Aufwand des Schauspiels gewiß nicht.

Wegen des Schlusses dieses Aufsatzes, den der Magistrat als eine Beleidigung betrachtete, belangte derselbe die Eichenberg'schen Erben, als Verleger der Zeitschrift. Den weitern Verlauf erzählt Goethe's

Zweiter Brief an Assessor Hermann.

Dieser Brief mag Sie überzeugen, lieber Assessor, daß Ihr Andenken noch in eben der Empfindung bey

mir ist, als zur Zeit, da ich nach ein Paar Tage Raschwitzer Abwesenheit wieder in Ihr Zimmer trat und Ihnen einen guten Tag bot.

So biet ich Ihnen nun einen guten Tag, und trage die Angelegenheit vor, die mir am Herzen liegt.

Der Verleger der hiesigen Zeitung, gelehrten, versteht sich, kriegt über eine Götzische Recension nicht sowohl mit Götzen, als mit dem hiesigen Rath Händel, er ward in 20 Thaler Strafe verdammt, und verlangte transmiss. in vim rev. Vielleicht kennen Sie die Sache schon aus den gedruckten Acten, die in Leipzig bekannt sein müssen. Nun erfährt er, daß die Sache an die Leipziger Facultät gelangt ist, und daß sie willens sey, die Strafe zu vergrößern. Er bat mich flehentlich, ob ich niemanden kennte, der Einfluß hätte; ich kenne niemanden als Sie. Und nun ist die Frage, ob Sie in einer solchen Connexion mit den Facultisten stehn, daß Sie können, und ob Sie ferner so viel allgemeine Menschenliebe haben, daß Sie mögen. Sie sehen, die Entscheidung liegt in mero arbitrio, und also in der Art, wie sie sich der Richter vorstellt. Es ist hier die Frage von keinem Recht. Wie Sie gar leicht sehen könnten, wenn Sie die Acten ohnschwer lesen wollten. Also mein lieber, ein gut Wort, einem armen Teufel hundert

Thaler zu schonen. Oder wenn Sie Sich nicht verwenden können, wissen Sie vielleicht einen Weg, und seyn sie so gut uns den zu zeigen.

In wenig Wochen kriegen Sie ein Stück Arbeit von mir, das wo Gott will sie erfreuen soll. Dem lieben Oeser tausend Empfehlungen. Ich hoffe ein Freund von mir Merck aus Darmstadt hat ihn gesprochen; fragen Sie ihn doch darum. Und lieben Sie mich und schreiben Sie mir bald. Geschr. Frfurt am 15 May 1773.

Goethe.

Daß mit dem „Stück Arbeit" der „Götz von Berlichingen" gemeint ist und daß Merck's Reise nach Petersburg die Gelegenheit war, bei welcher er Oesern sprechen konnte, bedarf kaum der Erwähnung. Aber bei wem war Goethe in Raschwitz? Etwa mit Behrisch und dem Grafen Lindenau beim Großvater des letztern, Amtshauptmann von Kühlewein, Besitzer des dortigen Ritterguts?

Goethe nahm fortwährend Antheil an Hermann, verfolgte seinen Lebensgang und blieb mit ihm in einigem brieflichen und persönlichen Verkehr. Erinnerlich ist namentlich noch ein herzlicher Brief Goethe's an Hermann, mit welchem er diesem den 1812 erschienenen zweiten Theil von „Aus meinem Leben.

Wahrheit und Dichtung", worin er Hermann's so liebevoll gedachte, zusandte. Leider sind mehrere Briefe Goethe's durch die Erben einer Tochter Hermann's unüberlegt der Vernichtung preisgegeben worden.

Mit Behrisch scheint Goethe den Briefwechsel, den er 1767 und 1768 von Leipzig aus unterhalten, nicht fortgesetzt zu haben, aber in einem Briefe vom 6. Mai 1774 an einen noch nicht ermittelten Adressaten findet sich ein Gruß an Behrisch mit der Aeußerung, „es werde der dürre Teufel sich gefreut haben, so unerwartet etwas von seinem ehemaligen Jonathan zu sehen", was sich jedenfalls auf Goethe's bis dahin erschienene Dichtungen, also namentlich den „Götz von Berlichingen" bezieht. Als Goethe indessen nach Weimar gekommen war, fand sich Gelegenheit, wieder in persönliche Verbindung mit Behrisch zu treten; denn der Herzog Karl August war dem trefflichen Fürsten von Anhalt-Dessau, Franz Leopold, freundschaftlich zugethan, und als er am 13. Mai 1778 nach Wörlitz reiste, um diesem einen Besuch abzustatten, nahm er Goethe mit, wie er ihn in den ersten Jahren gern auf jeder Reise bei sich hatte, um den Freund nicht zu entbehren und um ihn stolz überall als den Seinigen aufzuführen. Behrisch em-

pfing Goethen ganz in der alten Weise. „Hab' ich es dir nicht gesagt?“ sprach er; „war es nicht gescheit, daß du damals die Verse nicht drucken ließest, und daß du gewartet hast, bis du etwas ganz Gutes machtest? Freilich, schlecht waren damals deine Sachen auch nicht; denn sonst hätte ich sie nicht abgeschrieben. Aber wären wir zusammengeblieben, so hättest du auch die andern nicht sollen drucken lassen; ich hätte sie dir auch geschrieben und es wäre ebenso gut gewesen.“

Als am 14. Mai der Herzog von Weimar seine Reise nach Berlin mit Goethe fortsetzte, begleitete sie Behrisch und erging sich wieder in gescheiten Bemerkungen, dumm ausgedrückt, und umgekehrt.

Behrisch besuchte seinerseits Goethen in Weimar 1780, wo er z. B. am 24. Juli bei diesem zu Mittag speiste; Ende September 1781 war Goethe wieder in Dessau, sowie später im August 1794 und Anfang Januar 1797. Dort sah er Behrischen zuletzt angeblich 1801, wo dieser trotz seiner dreiundsechzig Jahre noch immer in der besten Laune und bei Hofe sehr wohl gelitten, auch häufig an der fürstlichen Tafel war. Er bewohnte einige schöne Zimmer im Schloß, deren eins er ganz mit Geranien angefüllt hatte, womit man damals eine besondere Liebhaberei

trieb. Nun hatten aber die Pflanzenkundigen unter den Geranien einige Abtheilungen und Unterscheidungen gemacht und einer gewissen Sorte den Namen Pelargonien beigelegt. Darüber konnte sich nun Behrisch nicht zufrieden geben und schimpfte auf die Botaniker: „Die dummen Kerle! Ich denke, ich habe das ganze Zimmer voll Geranien, und nun kommen sie und sagen, es seien Pelargonien. Was thu' ich aber damit, wenn es keine Geranien sind, und was soll ich mit Pelargonien?“ In dieser spaßigen Weise ging es unverwüstlich eine halbe Stunde lang fort.

Von Weimar aus hat Goethe auch wieder an Behrisch geschrieben, und sind Briefe aus den Jahren 1788 und 1794 noch vorhanden, aber leider zur Zeit unzugänglich.

Mit dem frühern Zögling von Behrisch, dem Grafen Lindenau, ist Goethe beim Feldzug in Frankreich, dem jener als preußischer Offizier beiwohnte, wieder zusammengetroffen.

Die am wenigsten unterbrochene Verbindung unterhielt aber Goethe wol mit Oeser und den Seinigen. Eher noch als an Käthchen schrieb er aus Frankfurt vom 13. Sept. 1768 an Oeser, veranlaßt jedoch allerdings durch eine Sendung des Aufwärters

und Modelltischlers der Kunstakademie zu Leipzig, Johann Christian Jung, welcher über Frankfurt ging und dort durch Goethe's Vermittelung Empfehlungsbriefe nach dem Orte seiner Bestimmung empfing, über welche Angelegenheit Goethe Oesern Bericht erstattet. Ein zweiter Brief vom 9. Nov. desselben Jahres spricht, ebenso wie ein dritter vom 24. des gleichen Monats, mit Begeisterung und Dankbarkeit von Oeser, und enthält namentlich der letztere Klagen über den Mangel schönwissenschaftlicher Bildung bei Goethe's Landsleuten. Daß ein vierter Brief fehlt, worin Goethe über den achtundzwanzigsten und dreißigsten von Lessing's „Briefen antiquarischen Inhalts" und die darin erklärten Stellen der „Historia naturalis" des ältern Plinius (lib. XXXVII, sect. 15 oder cap. 4, und lib. XXXVI, sect. 10 oder cap. 7) sich ausgesprochen hat, ergibt sich aus folgendem Briefe Oeser's an Goethe:

Schätzbarster Freund

Wir haben Ihre Briefe mit vielem Vergnügen gelesen und unsre Wünsche sind allgemein: Sie, liebster Freund, nur fein bald vollkommen gesund zu wissen.

Wie freudig fühlte ich mich, da ich von Ihnen

weiß, daß Sie sich noch mit der Kunst beschäftigen, und Ihr gutes fühlbares Herz wird in dieser Beschäftigung gewiß niemals ermüden. Lassen Sie uns diese Wohllust immer erweitern, und wir wollen über die großen Gelehrten recht von Herzen lachen, die da glauben, es sei schon genug, wenn man nur viel Sprachen weiß, um durch Nachschlagen und angeführte Stellen ohne praktische Kenntniße entscheidende Urtheile fällen zu können. Sollte unser gegründetes Lachen auch wohl den großen Lessing treffen? Sehen Sie, liebster Freund, wie er sich mit des Plinius Worten herumschmeißt, und mit allem angewandten Witze erklärt er sie (weil er das Praktische nicht weiß) ganz falsch. Gehen Sie zu dem nächsten Wappensteinschneider und sehen Sie ihn eine Stunde arbeiten, so werden Ihnen die plinischen Worte „includuntur" — „cum feliciter rumpere contigit" ganz anders erscheinen, und ich wette, Sie gerathen über Christen, Klotzen und Lessing in ein so lautes Lachen, daß Sie vollkommen gesund werden. Daß Ihnen aber diese Medicin gewiß gedeihe, so will ich Ihnen vorhero meine Gedanken aufrichtig sagen. Jeder wahre Kenner, der das Praktische der Steinschneidekunst weiß, wird Ihnen den Unterschied der geschnittenen Steine, welche mit Schmergel oder mit Diamant

gearbeitet sind, mit dem Finger zeigen, und wird finden, daß unter den alten Steinen die meisten mit Schmergel geschnitten worden. (Das wahre Kennzeichen ist die Politur; weil der Schmergel weniger schneidet und daher zugleich polirt; daher kommt es, daß die alten Steine da, wo die neuern matt sind, etwas mehr Glanz haben.) Und ferner schließe ich aus dem „feliciter rumpere", und vorhero „includuntur": das eingeschlossene glückliche Sprengen ist zu Plinius Zeiten noch ein Geheimniß bei denen meisten Steinschneidern gewesen. Nun ist noch das Wort Naxium: kann nichts anders, als cyprischer Schmergel sein, und crustas nehmen Sie für die äußere Rinde des Diamants, welche bei dem Schneiden die beste Wirkung thut. Wenn Sie also eine Zeit den Steinschneider arbeiten gesehen, so begehren Sie von ihm, daß er Ihnen das Diamantportmachen weisen soll, und wenn Sie dieses gesehen, so erfolgt gewiß das zur Gesundheit erwünschte Lachen. Hätte der sonst große Christ sich mehr um das Praktische bekümmert, so würde er denen plinischen Stellen keine falsche Auslegung gegeben haben, und er hätte vielen und auch einem Lessing keine falschen Begriffe beigebracht. Nichts lächerlicher ist als das mit der Spitze zu schneiden, welches in der alten und neuern

Zeit gewiß keinem Künstler eingefallen, weil er weiter nichts, als etwan ein Gekritze, wie man noch heute zu Tage an denen Fenstern ein Verschen findet, herausgebracht haben würde. (Schluß fehlt.)

Hierauf antwortet Goethe in einem Briefe, den Jahn in „Goethe's Briefen an leipziger Freunde" abdrucken zu lassen übersehen hat, und der hier getreu nach der Urschrift folgt:

Frankfurt am 14. Februar 1769.

Theuerster Herr Professor.

Endlich ein Brief! Er ist lang ausgeblieben und hätte noch länger außenbleiben müssen, um Ihnen die Nachricht meiner völligen Wiederherstellung zu überbringen. Ich bin würcklich noch ein Gefangener der Krankheit, obgleich mit der nächsten Hoffnung, bald erlöst zu seyn. Dieses neue Jahr hat mir die erste Aussicht in's Leben, seit dem traurigen August, geöffnet, und es scheint, als wenn der Winter meiner Natur mit diesem Winter einerley Epoque haben sollte. Also soll ich gegen Ostern gesund seyn, und doch nicht zu Ihnen kommen? Ich komme nicht, Herr Professor. Auf Ostern nicht, auf Michael nicht, vielleicht in einem Jahre nicht, so lieb Sie mich auch

haben. Sie wollten mich jetzt gleich haben, auf Ein Jahr, auf zwey. Was wäre das, daß ich noch einmal so Abschied nehmen müßte! Nein, wenn ich komme, will ich kommen, bei Ihnen zu bleiben eine hübsche Zeit, da das Ende mit dem Anfang nicht so nah verwandt ist, wie Zwey mit Eins. Und was könnte ich Ihnen auch jetzt nützen? Verzeihen Sie mir die Eitelkeit, die Danckbarkeit (wie Sie's nennen wollen) daß Ihr Schüler gerne was zu Ihrer Freude beytragen möchte. Frankreich und Spanien schicken Astronomen nach Californien, den Spaziergang der Venus zu betrachten. Wenn Sie an mich dencken, so dencken Sie wie Frankreich an die Astronomen. Wenn Sie von mir reden, so reden Sie so von mir. Sie haben viele Schüler, die Sie nie wiedersehen, in die Welt gestreut, und Sich so viele Freunde gesät; sie werden alle Frucht bringen. Erlauben Sie mir einen Vorzug vor vielen! Nennen Sie mich keinen Weggegangenen, nennen Sie mich einen Verschickten. Wenn Sie iemand fragt: Wie steht um ihn? So sagen Sie: Gut! Ich hab' ihn mit allem versehen, was er braucht an Kenntnissen und Instrumenten, um die Welt zu nützen, und hab'en auf Reisen geschickt, daß er allerley Erfahrungen macht, allerley Seltenheiten auftreibt und sie endlich mit der Zeit in mein Cabinet

bringt. „Wo ist er denn jetzt?" Seit dem August in seiner Stube, bey welcher Gelegenheit er biss an die große Meerenge, wo alles durch muß, eine schöne Reise gethan hat. Er wird uns Wunderdinge davon erzählen können.

Ja Herr Professor, wenn's nach meinem Herzen gehen will, was in der Welt geschehen soll mit uns, so komme ich wieder. Nur werden Sie nicht ungedultig, wenn ich lang ausbleibe, und bleiben Sie immer hübsch auf Ihrem Schlosse. Und wenn Sie an einem hübschen Sommerabend am Fenster stehen, und ein Mensch in seltsamem Aufzug über die Brücke getrabt kömmt, da binn ich's, der irrende Ritter, der von den Abentteuern Rechnung zu geben kömmt, die er bestanden hat.

Ich scherze und allegorisire, und habe schon meine Freude daran. Was wird's erst werden, wenn wir wieder in Leipzig um's Tohr gehn! Vor der Hand hat mir's nun freylich mein Medicus als etwas, wodurch ich in ein Recitiv fallen könnte, verboten. Nächstens vielleicht etwas deutlicher von diesen Dingen.

Ich danke ergebenst für die Nachricht vom Steinschneiden; sie hat mir die Sache klaar gemacht. Lessing! Lessing! wenn er nicht Lessing wäre, ich möchte was sagen. Schreiben mag ich nicht wider ihn, er

ist ein Eroberer und wird in Herrn Herders Wäldgen garstig Holz machen, wenn er drüber kömmt. Er ist ein Phänomen von Geist, und im Grunde sind diese Erscheinungen in Teutschland selten. Wer ihm nicht alles glauben will, der ist nicht gezwungen, nur widerlegt ihn nicht. Voltaire hat dem Shakespeare keinen Tort thun können, kein kleinerer Geist wird einen größern überwinden. Emile bleibt Emile und wenn der Pastor zu Berlin närrisch würde, und kein Abbé wird den Origines verkleinern. Ende Jetzt oder ich fange noch ein Blat an, und es ist spät. Empfelen Sie mich denen Herren Kreuchauf, Weisse, Clodius, Huber, Hardenberg, Gervinus, besonders Ihrer Frau Gemahlinn. Meine Eltern sind ganz Ihre Freunde. Bei Herr Weissen entschuldigt mich meine Krankheit. Das Verlangte wird erscheinen. Ich bin mit der unerschöpflichsten Schwatzhafftigkeit dennoch

Ihr

treuster und ergebenster Schüler

Goethe.

Ohne Nachricht über Briefe Goethe's aus Strasburg an Oeser, haben wir jedoch Kunde von einem, den er

gleich nach dem Abgang von dieser zweiten Universität schrieb, die er, wie Leipzig, an seinem Geburtstage, und zwar 1771 verlassen hatte. Bei der Rückreise ging er über Manheim und sah hier in der Antikensammlung die Gruppe des Laokoon, die ihn mit Gewalt fesselte und bei deren eindringender Betrachtung er sich die hauptsächlich auf Lessing's Anregung viel behandelte Frage, warum Laokoon nicht schreie, dahin beantwortete, daß derselbe, weil er nach dem schmerzhaften Biß der Schlange den Unterleib eingezogen, nicht schreien könne. Seine Gedanken hierüber theilte er Oesern brieflich mit, der aber nicht sonderlich auf Goethe's Auslegung achtete, sondern nur dessen guten Willen mit einer allgemeinen Aufmunterung erwiderte. — Erst nach der italienischen Reise, im Juli 1797 verfocht Goethe dieselbe Ansicht in einem Aufsatz, den er aber wieder erst zur Beurtheilung an Schiller, Meyer und Böttiger gab, ehe er ihn — in den „Propyläen“ — veröffentlichte.

Ein warmes Wort sprach Goethe auch in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ vom 2. Juni 1772 über Oeser; denn daß die folgende, in die Werke nicht aufgenommene Recension von Goethe herrühre, möchte kaum zu bezweifeln sein, da der Verfasser mit

Oeser offenbar genauer bekannt, und dies unter den Mitarbeitern des Blattes wol nur Goethe war:

Erfurt. Epistel an Herrn Oeser, 1771. 4$^{to.}$ 12 S.

Das Ding mag Oesern wohl eine muntere Viertelstunde gemacht haben; als Gesellenscherz hätte es uns auch gefallen; es ist nicht ganz ohne launischen, obgleich meist erzwungenen Muthwillen. Nun aber gedruckt! Uns verdreußt schon lange solch einen Mann von Großen und Kleinen nur immer als Künstler und so becomplimentirt zu sehen. Zwar wissen wir, er verzeiht's dem Publicum; denn nie hat er auf den Beifall des gaffenden Haufens Anspruch gemacht, der unfähig ist anders zu kennen und zu nennen.

Daß Goethe Ende 1772 seine Blätter über den strasburger Münster: „Von Deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach", an Oeser schickte, ist mit völliger Bestimmtheit anzunehmen.

Als dann 1774 Kreuchauff's Schrift „Gellert's Monument von Oeser" erschienen war, wird Goethe letzterm jedenfalls auch das Gedicht übermittelt haben, in welchem er beide verehrte Lehrer feierte:

Gellerts Monument von Oeser.

Als Gellert, der geliebte, schied,
Manch gutes Herz im Stillen weinte,
Auch manches matte, schiefe Lied
Sich mit dem reinen Schmerz vereinte,
Und jeder Stümper bei dem Grab
Ein Blümchen an die Ehrenkrone,
Ein Scherflein zu des Edlen Lohne
Mit vielzufriedner Miene gab:
Stand Oeser seitwärts von den Leuten
Und fühlte den Geschiednen, sann
Ein bleibend Bild, ein lieblich Deuten
Auf den verschwundnen werthen Mann,
Und sammelte mit Geistesflug
Im Marmor alles Lobes Stammeln,
Wie wir in einem engen Krug
Die Asche des Geliebten sammeln.

Im Februar 1775 schrieb Goethe wieder an Oeser. Er stand während dieser Jahre aber auch mit Friederike in Briefwechsel. Jener poetischen Epistel, die im ersten Theile, insoweit sie sich auf leipziger Verhältnisse bezieht, wiederholt worden ist, folgten bis April 1769 noch zwei, in denen zwar Aehnliches abgehandelt wird, wie in den Briefen an Käthchen, an Breitkopf und an den alten Oeser, aber mit mehr Hingebung im Gefühl des vollsten Verständnisses von ihrer Seite. Friederike verspottete ihn in ihren Briefen wegen seiner Klagen über das frankfurter Leben

und schrieb überhaupt voller Muthwillen, er aber zeigte sich wenig geneigt auf Scherze einzugehen; die Folgen einer längern Krankheit drückten sein Gemüth noch nieder, und er nahm daher alles ernst und antwortete mit eingehenden Rechtfertigungen. Seine Briefe sind reich an Bildern, Anspielungen auf Märchen, Anführungen von Stellen aus Schriftstellern und Betrachtungen, aber sie haben eine schwermüthige Haltung. Dabei verkennt er nicht den wohlthätigen Einfluß, den Friederikens heiteres Wesen auf ihn gehabt, aber er tadelt sie doch auch, daß sie dasselbe zu weit geltend zu machen suche. Er hört gern auf ihr gesundes Urtheil über Dichtungen, aber er zieht sie auf wegen ihres Geschmacks an den altdeutsch sein sollenden Schriften Karl Friedrich Kretschmann's (geboren 1733 in Zittau und 1809 dort verstorben), der damals Leipzig besucht hatte und glänzend aufgenommen worden war, während Goethen die Unnatur seiner Gedichte widerstand. — Wer Regis, der „angenehme Mann" aus Leipzig, war, dessen unerwünschte Aufnahme in Frankfurt Goethe gegen Friederike beklagt, wird sich schwer feststellen lassen.

Aus den nächstfolgenden Jahren 1770 — 71 sind zwei Entwürfe von Briefen Goethe's bekannt geworden, die auch für an Friederike gerichtete gehalten

worden sind, aber gewiß irrigerweise; daß er derselben aber das von ihm selbst auf einen Correcturbogen des „Götz von Berlichingen“ entworfene Bildniß seiner Schwester damals, also 1772, geschickt, ist wahrscheinlich.

Inniger wurde Goethe's Verhältniß zu Oesern wiederum, als er nach Weimar gekommen war, indem von da ab Besuche des erstern in Leipzig, Besuche Oeser's in Weimar, ingleichen Briefe von Goethe an Oeser und Friederike sowie umgekehrt wenigstens bis zur italienischen Reise eine fortwährende Verbindung unterhielten. Zuerst sahen Goethe und Oeser sich in Weimar wieder, wohin letzterer zu Anfang 1776 mit seinem ältern Sohne Hans, dem Maler, gekommen war. Schon seit 1758 war er dort bekannt, indem er in diesem Jahre Malereien daselbst für die Herzogin Amalie auszuführen hatte. Als Oeser jetzt hier mit Goethe zusammentraf, behagte sich dieser noch in voller jugendlicher Ausgelassenheit und wälzte sich wol zuweilen im Uebermaß der Lust auf dem Boden, worüber sich Oeser sehr aufhielt und meinte: wie er höre, übe sich Goethe täglich eine Stunde in Convulsionen; alle guten Menschen sollten aber gesund sein.

Bei diesem Besuch mag Oeser die „Anekdote zu

den Freuden des jungen Werther" — das Stück, welches Goethe zu Verspottung der „Freuden des jungen Werther" von Nicolai schrieb — an sich genommen haben, da die erste Handschrift in seinem Nachlaß sich befand.

Im März desselben Jahres besuchte dann Goethe Oesern in Leipzig, wobei des letztern Schwiegersohn, Geyser, die Zeichnung zu dem Brustbilde Goethe's gefertigt haben mag, welches er noch 1776 radirte.

In einem gleich nach seiner Rückkehr von Leipzig, am 6. April 1776, an Oeser geschriebenen Briefe bestellte Goethe bei Oeser Kupferstiche für den Herzog und spricht dabei aus, daß er Leipzig ungern verlassen habe.

Im December kam Goethe auf einer Reise, welche er mit dem Herzog nach Dessau und zurück machte, noch zweimal nach Leipzig, und ihnen folgte Oeser nach Weimar, um dort die Weihnachtsferien zu verbringen. Kaum war dieser wieder abgereist, so sandte ihm Goethe unterm 7. Jan. 1777 ein Briefchen, worin er ihn bat, den Hintergrund zu einem Park, welcher eine herrliche Gegend mit Hainen, Teichen, Bauwerken u. s. w. vorstellen sollte, anzugeben; man bedurfte dessen zu dem Singspiel „Lila oder die gute Frau", welches Goethe zum Geburtstage der re-

gierenden Herzogin (30. Jan.) vorzuführen beabsichtigte. Oeser scheint dann den Vorhang selbst gemalt zu haben.

Im Mai 1778 kam Goethe abermals mit dem Herzog auf einer Reise nach Dessau durch Leipzig, und es war die Absicht, auf der Rückreise Oesern mitzunehmen, was aber, da ein anderer Weg eingeschlagen wurde, nicht zur Ausführung kam. Ein deshalb von Goethe aus Weimar geschriebener Brief enthält noch Bitten um versprochene Basreliefs sowie um Zeichnungen zu Gartenbänken und zu einem Tisch, bei welchem letztern aber Goethe zeigte, daß er schon nicht mehr der treue Anhänger seines Lehrers in Geschmacksachen war: er hatte durch den Anblick des strasburger Münsters und durch die eingehende Beschäftigung mit dessen Baustil Gefallen am Gothischen gefunden, das Oeser's Geschmack ganz zuwider war; indem er nun auch den Tisch in diesem Stile wünschte, bereitete er sich auf die Händel vor, die Oeser ihm deshalb voraussichtlich machen werde. Schließlich, aber erst nach zwei Jahren, scheint sich Goethe doch noch der Ansicht Oeser's gefügt und einen Tisch nach antiker Form, mit Termen als Fuß, angenommen zu haben.

Am gleichen Tage, den 15. Juni 1778, schrieb Goethe auch einige Zeilen an Friederike Oeser:

Beiliegenden Brief an Ihren Herrn Vater schließ' ich an Sie ein, um die drin enthaltnen Bitten Ihrer Vorsorge zu empfehlen. Da Ihnen die Feder so geläufig ist, wie das Mäulchen, so sind Sie wohl so gut und antworten mir bald. Die Herzogin-Mutter ist Sonnabends von Ilmenau weg um eine kleine Tour ins Bad zu machen. Leben Sie wohl. Grüßen die Mama und den kleinen Sausewind.

G.

Zu Ende des Jahres 1779 und Anfang des folgenden fanden Verhandlungen zwischen Weimar und Oeser statt über das Denkmal, welches die Herzogin Luise ihrer Mutter, der Landgräfin Karoline von Hessen-Darmstadt, geborenen Pfalzgräfin zu Zweibrücken, setzen wollte. Auch hier konnte sich Oeser mit verschiedenen geschehenen Vorschlägen, deren einer von Herder ausging, nicht einverstehen, wie er ausführlich darlegte; namentlich wies er darauf hin, daß ein Gedanke, der ausgesprochen ganz gut sei, bei bildnerischer Darstellung sehr unglücklich ausfallen könne, wenn man nicht die wirkliche Erscheinung im voraus vollständig vor Augen habe. Beispielsweise wies

er auf eine ebenfalls gegen seine Ansicht ausgeführte Idee Goethe's hin; dieser hatte einen Würfel mit daraufliegender Kugel darstellen lassen, und Oeser meinte, jedermann sehe diese für die Kugel eines alten Thorwegs an.

In den zwischenfallenden Weihnachtsferien war Oeser auch selbst wieder in Weimar; ein Brief Goethe's vom 10. März 1780 bittet um Erläuterung über den Entwurf einer Gefängnißdecoration, welche der Hofmaler Johann Ehrenfried Schumann, der die Bühnenmalereien zu besorgen hatte, ausführen sollte, sowie um einen Theaterleuchter für das neue Theater. Indessen schon im April ist Goethe selbst mit dem Herzog zur Messe in Leipzig, und am 12. Juni brachte die Herzogin Luise bei ihrer Rückreise von Dessau Oesern mit nach Weimar. Er führte Kunstsachen bei sich, deren Besorgung für die Herrschaften er übernommen hatte und deren Betrachtung jetzt Unterhaltung gewährte; er gab der Herzogin Amalie Zeichenunterricht, wobei diese nach der Camera-obscura sich übte; für die Liebhaberbühne in Ettersburg malte er Decorationen, und der Wunsch, ein neues Stück mit neuartigen Decorationen aufzuführen, gab Goethen Anlaß „Die Vögel" nach Aristophanes zu bearbeiten, während Oeser die Scenerie

dazu erfand, welche demnach „Die Vögel" mit in Bewegung gesetzt und hervorgerufen hat. Bei solchen Gelegenheiten wußte Oeser immer gleich, wie etwas zu machen sei, während Goethe oft glücklicher zu sein glaubte, zu finden, was zu machen sei. Währenddessen bossirte der Hofbildhauer Martin Klauer den Kopf Oeser's mit Glück, war aber damit noch nicht zu Ende gekommen, als Oeser am 28. Juni Weimar verließ. Goethe sandte ihm das Werk mit Brief vom 3. Aug. 1780 zu, wobei er über Oeser's Wunsch, Klauern für einige Zeit in Leipzig zu haben, Näheres verhandelte.

Im Herbst desselben Jahres wünschte die Herzogin-Mutter ihren „lieben Alten" wiederzuhaben, um ihm Ilmenau zu zeigen, er scheint aber ausgeblieben zu sein; im September 1781 war Goethe mit Fritz von Stein, dem achtjährigen Sohne seiner Freundin, in Leipzig, wo Oeser beiden viele Liebe und Freundschaft erwies, wofür Goethe unmittelbar nach der Rückkehr in einem Briefe vom 1. Oct. dankt und dabei noch einige Kunstgeschäftssachen erledigt.

Ende März und Anfang April 1782 begegnet uns Oeser ferner in Weimar, und am 23. Oct. langte er wieder daselbst an, um die Herzogin-Mutter an ihrem tags darauf fallenden Geburtsfeste zu begrüßen und

zu beschenken. Er verweilte acht Tage und war diesmal ganz besonders heiter; Goethe aber lernte ihn immer mehr als einen Mann voll Geschmack und Geist und stiller Künstler- und Weltmannsklugheit kennen.

Diese Begeisterung für Oeser steigerte sich noch, als Goethe am Jahresschluß und bis ins neue Jahr hinein sich länger in Leipzig aufhielt. Er schätzte sich glücklich, mit dem richtigen, klugen, verständigen Mann umzugehen, der wußte, wie es auf der Welt aussieht und was er selbst wollte, und der, um dieses Leben anmuthig zu genießen, keinen überirdischen Aufschwung nöthig hatte, sondern in dem reinen Kreise sittlicher und sinnlicher Reize lebte; aber als den glücklichsten Mann pries er jenen selbst, der, ein Künstler, hervorbringen, nachahmen und die Werke anderer doppelt und dreifach genießen konnte. Letzteres ward Goethe gewahr, indem er mit Oeser leipziger Kunstsammlungen, wie ehemals, besah, so z. B. Kupferstiche Winkler's, und in seiner Gesellschaft mit den alten Kunstfreunden, wie mit Kreuchauff, wieder Umgang pflog. Auch lernte er junge Kunstverwandte durch Oeser kennen; so spricht er damals (1783) von „meinem Burscher", den er als einen neuen Hogarth bezeichnet. (Sollte dies Karl Erdmann Burscher sein, der

am 12. April 1748 in Kamenz geboren, 1774 in Leipzig Magister und 1786 Pfarrsubstitut sowie 1787 Pfarrer in Hohenheide ward, und dort am 28. Aug. 1819 starb?)

Indessen wurde Oeser's Beistand wieder in einer andern Richtung in Anspruch genommen, worüber Goethe sich mündlich mit ihm besprach: es galt der weitern Ausbildung des seit 1778 im Entstehen begriffenen Parks zu Weimar. Oeser sollte den Entwurf zu einem Brunnen und Bildhauerarbeiten für denselben liefern, und da sich unter seinen nachgelassenen Papieren die Bleistiftskizze eines Amor, der mit seinem Pfeile eine Nachtigall füttert, mit der dazugehörigen Inschrift von Goethe's Hand vorgefunden hat, so mag diese Gruppe von ihm wo nicht ausgeführt, so doch mit entworfen worden sein.

Dieses Epigramm stehe hier, weil sich darin die seltsame Form eines Wortes erhalten hat, die in den vorhandenen Drucken desselben beseitigt ist.

Philomele.

Dich hat Amor gewiß, o Sängerin, fütternd erzogen,
Kindisch reichte der Gott dir mit dem Pfeile die Kost:
Schlurpfend saugtest du Gift in die unschuldige Kehle;
Denn mit der Liebe Gewalt trifft Philomele das Herz.

Goethe unterhielt sich aber mit Oeser nicht blos über Kunst und ihre Erzeugnisse, auch für anderes,

womit er selbst sich beschäftigte, suchte er dessen Theilnahme zu gewinnen, wie er es überhaupt liebte, seine Freunde zur Mitwirkung bei seinem Forschen anzuregen. Dieses war denn gerade damals auf die Stein- und Gesteinkunde gerichtet, und Oeser war so weit darin von Goethe eingeweiht worden, daß dieser die Freude des erstern an neu angekommenen Stufen, über die er ihm Mittheilung machte, voraussetzen durfte. Dagegen hatte Goethe sich von Oeser über die Herstellung einer Art feiner Pappe unterrichten lassen, um in Weimar Anleitung zu deren Bereitung geben zu können.

So fehlte es auch diesem Aufenthalte in Leipzig von 1782 zu 1783 nicht an Mannichfaltigkeit, und die Freundlichkeit, Gefälligkeit und geistige Lebendigkeit der Oeser'schen Familie machte ihn noch angenehmer.

Verschiedene der Gegenstände, welche bei diesem Zusammensein berührt worden waren, besprach ein am 30. Jan. 1783 von Goethe an Oeser geschriebener Brief, mit dem Zweck der Fortführung des Angeknüpften; insbesondere forderte er Oesern auf, der Parkahlagen sich anzunehmen, was wiederholt nachstehender Brief vom 7. April 1783 that:

Der Herzog wünscht sehr, mein bester Herr Professor, Sie hier zu sehen, und das je eher je lieber,

und trägt mir auf Ihnen dieses zu schreiben. Ihr Quartier finden Sie bei mir bereit, und die Gesinnungen, die Ihnen bekannt sind, vielleicht auch einiges Neues, das Ihrer Aufmerksamkeit nicht unwerth ist.

Das Werk, was Sie dem Herzog helfen sollen ausführen, ist Ihnen bekannt, und er kann es ohne Sie nicht zu Stande bringen. Wenn es gleich nicht so ganz wichtig ist, so sehen Sie es vielmehr als eine Gelegenheit an, Freunde zu besuchen, die Sie auf's Beste lieben und schätzen. Leben Sie wohl und geben ein Wort Antwort.

Goethe.

Oeser scheint indessen nicht früher als am 17. Juli gekommen zu sein, von wo an er einen längern Aufenthalt nahm, indem er da die Zimmer der Herzogin-Mutter ausmalte. Goethe war entzückt von dieser seiner Arbeit und äußerte: es sei, als ob Oeser niemals sterben sollte, so sehr wären seine Talente noch immer im Wachsen; die Ideen zu den Deckengemälden seien köstlich und sie seien ausgeführt mit einem Geschmack, den Alter und Uebung allein in so hohem Grade gereinigt haben könnten, während sie zugleich von einer Lebendigkeit seien, deren nur die Jugend theilhaftig zu sein scheine.

Am 20. Sept. hatte die Herzogin Amalie in Tiefurt eine Nachfeier von Goethe's Geburtstag veranstaltet, welche Oeser leitete. Es gab eine Illumination, und ein von letzterm gemaltes Transparent zeigte einen Altar, über welchem sich das Genie und die Tugend die Hände reichten und mit einer Fackel das Feuer des Altars entzündeten; oben waren in Olivenkränzen Goethe's und Herder's Bildnisse. Major von Knebel hatte folgende Unterschrift dazu geliefert:

Reine Glut entflammet vom Himmel; Ihr bracht't sie hernieder:
Nehmt von unserm Altar Freundschaft und Liebe zurück.

Ferner hatte Oeser zu diesem Fest einige Gestalten mit dem Ansehen von Bildsäulen gemalt und durch ein auf dem gegenüberliegenden Hügel angezündetes Reisholzfeuer dieselben in eine prächtige Beleuchtung gesetzt.

Auch im Sommer 1785 brachte Oeser fünf Wochen bei der Herzogin Amalie in Tiefurt zu, während Goethe in Karlsbad weilte. Im folgenden Jahre ging dieser nach Italien, wo er strengere Ansichten über Kunst sich aneignete, sodaß er von da an wol kaum noch ein begeistertes Wort über Oeser gesprochen hat. Bei seinen Besuchen Leipzigs im August 1794

und am Jahreswechsel von 1796 zu 1797 hat er ihm zwar keinesfalls seine Freundschaftsbezeigungen vorenthalten, auch hat er ohne Zweifel die Besichtigung eines Kunstcabinets am Neujahrstage 1797 in Oeser's Gesellschaft vorgenommen; allein es waren die Augen eines gereiftern Kunstverständigen, mit welchen er ihn nun betrachtete. Als Goethe 1799 mit Schiller und Meyer das Schema über die Liebhaberei in den Künsten entwarf, kam ihm plötzlich das Wort, welches Oeser's Kunstleistungen bezeichnete: er nannte ihn einen Nebulisten oder Undulisten, womit er das Unbestimmte, nur auf die allgemeine Wirkung Berechnete seiner Werke rügen wollte. Gleich nach dem im nächsten Jahre eingetretenen Tode Oeser's schrieb Goethe gemeinschaftlich mit Heinrich Meyer den Aufsatz: „Oeser", welcher im dritten Bande der „Propyläen" erschien und worin Oeser's Vorzüge und Mängel mit Schärfe dargelegt wurden. In dem 1804 und 1805 geschriebenen Werkchen: „Winckelmann und sein Jahrhundert", gedenkt Goethe des wohlthätigen Einflusses, den Oeser auf jenen übte, gar nicht, sondern nennt ihn im Gegentheil blos unter den mit Kunst sich beschäftigenden Personen, welche durch die Beschränktheit ihrer Zwecke sowie durch die Einseitigkeit und Wunderlichkeit ihrer Ansichten Winckelmann irre-

geleitet hätten. In „Wahrheit und Dichtung" kehrte Goethe aber zu einer mildern Beurtheilung zurück, die nicht nur dem liebenswürdigen und guten Menschen, sondern auch dem Künstler gerecht ward.

Dauernder als Oeser wurde Corona Schröter an Weimar gefesselt. Gleich auf seiner ersten Reise nach Leipzig suchte Goethe sie auf und zwar sofort am Tage seiner Ankunft, den 25. März 1776; dann wieder am nächstfolgenden und so wahrscheinlich alle Tage, bestimmt noch am 30. desselben Monats. Er war — wie er seiner Herzensfreundin, Frau von Stein, rückhaltlos mittheilte — ganz hingerissen sowol von ihrer äußern Erscheinung wie von ihren edeln Eigenschaften; er konnte sich gar nicht von ihr trennen und wünschte, daß Gott ihm solch einen Engel zum Weibe bescheren möchte; nur ein halb Jahr Umgang mit Frau von Stein erklärte er — wenigstens dieser gegenüber — für nöthig, um sie ganz vollendet erscheinen zu lassen. Man wird fast versucht zu glauben, Corona habe ihm, ebenso wie manchem andern schon, ihre Hand verweigert; denn sonst wäre der Wunsch, solch ein Weib beschert zu erhalten, von Goethe's Seite wol zu erfüllen gewesen.

Nachdem sie als Kammersängerin nach Weimar übergesiedelt war, setzte Goethe sein leidenschaftliches

Verhältniß zu ihr fort. Er war häufig mit ihr zusammen, und als er z. B. am 1. Juni 1778 von einer dreiwöchentlichen Reise zurückkehrte, brachte er schon denselben Abend in ihrer Gesellschaft zu. Das Bedenkliche verloren diese zärtlichen Annäherungen dadurch, daß die Schröter stets von ihrer aus Leipzig mitgebrachten Gesellschafterin Probst, einem unverheiratheten dicken Frauenzimmer, begleitet war. Indessen hielt es doch Goethe für angemessen, seinen Gefühlen Zwang anzuthun, und in der Mitte des Jahres 1779 gab er sich das Zeugniß, daß er einen bessern Stand gegen Corona einnehme. Dessenungeachtet mied er keineswegs ihren Umgang, und noch in den Jahren 1781 und 1782 speiste Corona sehr oft mit ihrer Gesellschafterin bei ihm, zuweilen auch noch der letztern Bruder, wenn er aus Leipzig zu Besuch gekommen war. Die Geschwister Probst waren Kinder des am botanischen Garten der Universität Leipzig angestellten Hofgärtners Johann Ernst Probst.

Bei Weimars fürstlicher Liebhaberbühne war Corona Schröter — gewöhnlich „die Krone" genannt — nicht nur ein sehr thätiges, sondern auch das gefeiertste Mitglied, und da Goethe meist neben ihr die erste männliche Rolle spielte, so begünstigten diese Aufführungen freilich die Vertraulichkeit der beiden.

Die Schröter trat aber nicht nur mit Goethe und dem Prinzen Konstantin, sondern gelegentlich sogar mit dem Herzog zusammen auf. Namentlich spielte sie auch in Goethe's Stücken dort, so in: „Die Mitschuldigen" als Sophie, zuerst am 30. Dec. 1777; in „Die geflickte Braut" als Mandandane, zuerst am 30. Jan. 1778; in „Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern" als Tirolerin, am 20. Oct. 1778, und am selben Tage als Proserpina; in „Iphigenie auf Tauris" als Iphigenie, zuerst am 6. April 1779 (nach deren Darstellung sie sich eine Zeit lang griechisch kleidete); in „Die Launen des Verliebten", am 20. Mai 1779; in „Die Zigeuner" (von Goethe und Hildebrand von Einsiedel) als Hilaria, im Sommer 1780; wol auch um dieselbe Zeit in „Jeri und Bäteli"; in „Die Vögel", bei deren erster Aufführung am 18. Aug 1780 sie den Epilog sprach; endlich in „Die Fischerin" als Dortchen, zuerst am 22. Juli 1782. Die Gesänge dieses Singspiels hatte sie übrigens selbst in Musik gesetzt, sowie sie früher schon Goethe's Uebersetzung des römischen Liedchens „Quelle piume, bianche e nere" componirt hatte und später noch dessen „Als ich noch ein Knabe war" mit einer Weise versah.

Auch in Masken- und dergleichen Aufzügen wirkte

sie mit; sie sang z. B. den weißen König in Goethe's Lied zum „Epiphaniasfest", 1781, und stellte in dem Maskenzug „Die weiblichen Tugenden" die Bescheidenheit vor, welche der Herzogin Luise das Festgedicht überreichte. Sie besaß übrigens selbst viel Geschick in Erfindung scherzhafter Maskenzüge.

Endlich trat sie auch als Minerva in dem Schattenspiel „Minervens Geburt" von Siegmund von Seckendorff auf, welches zu Ehren Goethe's an dessen Geburtstag 1781 in Tiefurt aufgeführt wurde, und wußte auch als Schatten Bewunderung zu erregen.

Was Corona an sich, was sie dem weimarer Kreise war, sprach Goethe schön aus in dem Gedicht, durch welches er den verstorbenen Theatertischler Mieding, den vielgewandten Hersteller der Decorationen und kleinen Maschinerien der Liebhaberbühne, ehrte:

Ihr Freunde, Platz! Weicht einen kleinen Schritt!
Seht, wer da kommt und festlich näher tritt!
Sie ist es selbst; die Gute fehlt uns nie:
Wir sind erhört, die Musen senden sie.
Ihr kennt sie wohl: sie ist's, die stets gefällt;
Als eine Blume zeigt sie sich der Welt.
Zum Muster wuchs das schöne Bild empor,
Vollendet nun, sie ist's und stellt es vor.
Es gönnten ihr die Musen jede Gunst,
Und die Natur erschuf in ihr die Kunst.

So häuft sie willig jeden Reiz auf sich,
Und selbst Dein Name ziert, Corona, Dich.
Sie tritt herbei. Seht sie gefällig stehn!
Nur absichtslos, doch wie mit Absicht schön,
Und hoch erstaunt seht ihr in ihr vereint
Ein Ideal, das Künstlern nur erscheint.

Als 1783 Bellomo mit seiner Gesellschaft Weimars Bühne einnahm und damit das Liebhaberspiel seine Endschaft erreichte, fiel eine Hauptveranlassung der Berührungen Goethe's mit der Schröter weg, und als ihn die Reise nach Italien überhaupt aus seinen bisherigen Verhältnissen herausgeschält hatte und er nach der Rückkehr unter den frühern Freunden, die seinen Errungenschaften nicht zu folgen vermochten, sich fremder fühlte, da löste sich auch die Vertraulichkeit mit jener, und wir wissen nur noch, daß sie in größern Gesellschaften, wie eben die andern auch, bei Goethe zu sehen war, so bei einem der Frühstücke, die er 1797 zu Ehren Iffland's gab, und 1801 in einer der sonntägigen Abendgesellschaften, in denen freilich jetzt sie nicht mehr glänzte, sondern Karoline Jagemann ihre Stelle mit gleichem Erfolg einnahm: eine Wahrnehmung, die auf das Gemüth der gealterten und kränklichen Schröter nicht ohne verbitternden Einfluß blieb.

Als sie 1802 starb, war es denn auch nach die-

sen Veränderungen erklärlich, daß Goethe nicht gestimmt war, ihr noch ein Ehrengedächtniß zu stiften, weshalb er Beruhigung darin fand, daß es schon bei Mieding's Tod geschehen war.

Mit der Nebenbuhlerin der Corona Schröter in Leipzig, Gertrud Elisabeth Schmehling, nachher verehelichten Mara, traten nur ein paar flüchtige Berührungen später ein, durch Jahrzehnte voneinander getrennt. Die Sängerin gab auf ihrer im Jahre 1803 unternommenen Reise durch Deutschland im Sommer auch in Weimar ein Concert, bei welchem Goethe nicht gefehlt haben wird; als sie aber 1816 in Leipzig sang, scheint sie nicht auch nach dem nahen Weimar gekommen zu sein, und es gab deren dortiges Auftreten Goethen nur Anlaß, sich sehr darüber zu ereifern, daß man sie nicht mit voller Hingebung an den gegenwärtigen Genuß, sondern mit Ausübung der Kritik aufgenommen habe.

Im Jahre 1831 erhielt aber Goethe Veranlassung, ihr eine Aufmerksamkeit zu erweisen. Ihr Geburtstag sollte damals in Reval feierlich begangen werden, und der Kapellmeister Hummel wandte sich in den ersten Tagen des Februar an den Kanzler von Müller, um von Goethe ein Gedicht zu erlangen, as er für diesen Tag componiren wollte. Müller

trug das Gesuch Goethen vor, und wenige Stunden darauf sandte ihm dieser nachstehendes Doppelgedicht:

Der Demoiselle Schmehling
nach Aufführung der Hassischen
Santa Elena al Calvario.
Leipzig 1771.

Klarster Stimme, froh an Sinn —
Reinste Jugendgabe —
Zogst Du mit der Kaiserin
Nach dem heil'gen Grabe.

Dort, wo alles wohlgelang,
Unter die Beglückten
Riß Dein herrschender Gesang
Mich, den Hochentzückten.

An Madame Mara
zum frohen Jahresfeste.
Weimar Februar 1831.

Sangreich war Dein Ehrenweg,
Jede Brust erweiternd;
Sang auch ich auf Pfad und Steg,
Müh' und Schritt erheiternd.

Nah dem Ziele denk' ich heut
Jener Zeit, der süßen;
Fühle mit, wie mich's erfreut
Segnend Dich zu grüßen!

Wenn Goethe hier 1771 als das Jahr bezeichnet,

in welchem er die Schmehling in Leipzig hörte, so befand er sich in einem Irrthum, in welchen er bezüglich der Zeit seines hiesigen Aufenthalts öfters verfiel; auch 1769 nennt er einigemal als das letzte in Leipzig verlebte Jahr.

Hummel's Musik zu jener Dichtung befriedigte Goethen nicht; er hatte sinnig angenommen, daß dieselbe in den ersten beiden Strophen an Hasse's Oratorium anklingen müsse, allein der Componist war diesem Gedanken nicht begegnet. Die Mara dankte Goethe in einem Briefe, worin das vieljährige sich unsichtbar fortspinnende Verhältniß gar hübsch und deutlich eingesehen und klar ausgesprochen war.

Um die der Bühne angehörigen Personen aneinanderzureihen, ist noch anzuführen, daß Karoline Kummerfeld, geborene Schulze nicht blos als Mitglied von Bellomo's Gesellschaft, sondern auch nach ihrem Abtreten von der Bühne in einige, wenn auch fernere Beziehung zu Goethe trat. Er gestattete ihr gern den Besuch seines Gartenhauses, in welchem sie zur passenden Jahreszeit fast täglich eine Weile zubrachte.

Ganz ähnlich, wie Goethe die Mara erst spät durch ein Gedicht zu ehren bewogen ward, erging es ihm mit dem inzwischen zum Fürsten erhobenen

Harbenberg. In den ersten Briefen an Oeser fehlt nicht ein Gruß an denselben, und im September 1772 erhielt Goethe einen Besuch von ihm in Frankfurt; nachher scheinen sie aber erst 1813, als Hardenberg nach der leipziger Schlacht durch Weimar kam, persönlich wieder zusammengetroffen zu sein. Damals erinnerte sich der Staatskanzler mit Vergnügen der gemeinsamen Zeichenstunden bei Oeser. Ueber Goethe's politisches Verhalten sprach jener sich sehr befriedigt aus.

Im Jahre 1820 nun richteten die Gebrüder Henschel, Zeichner und Kupferstecher in Berlin, an Goethe das Ansuchen, einige Zeilen als Unterschrift unter Hardenberg's Bildniß zu schreiben, und er sandte die folgenden:

Dem Fürsten Hardenberg.

Zum siebzigsten Geburtstag.

Wer die Körner wollte zählen,
Die dem Stundenglas entrinnen,
Würde Zeit und Ziel verfehlen,
Solchem Strome nachzusinnen.

Auch vergehn uns die Gedanken,
Wenn wir in Dein Leben schauen:
Freien Geist in Erdenschranken,
Festes Handeln und Vertrauen.

So entrinnen jeder Stunde
Fügsam glückliche Geschäfte.
Segen Dir von Mund zu Munde
Neuen Muth und frische Kräfte!

Noch eine solche dichterische Begrüßung eines alten leipziger Freundes nach langem Geschiedensein richtete Goethe an Johann Daniel Wagener. Durch seinen Sohn, den Schauspieler Friedrich Wagener, übersandte dieser Goethen die 1827 erschienene dritte Ausgabe seiner „Spanischen Sprachlehre", worauf letzterer jenem die Jubelausgabe der „Iphigenie" von 1825 mit folgenden Versen zukommen ließ:

Span'sches hast Du mir gesandt,
Deutsches folgt daneben;
Beides ist gar wohl gekannt,
Soll auch beides leben! —

Ziehn wir nun die achtzig Jahr
Durch des Lebens Mühen,
Müssen auch im Silberhaar
Unsre Pflüge ziehen.

Führt doch durch des Lebens Thor
Traun! so manche Gleise;
Ziehn wir einst im Engelchor,
Geht's nach Einer Weise.

Auch nur vorübergehend, aber nicht so verspätet waren die Wiederbegegnungen mit Garve, der Goethen

1781 im Frühjahr in Weimar besuchte, bei welcher Gelegenheit er diesem etwas prophezeite, wie Goethe in einem Briefe an Frau von Stein andeutet, ohne daß sich errathen ließe, was es gewesen. An den Buchhändler Reich schrieb Goethe damals, daß Garve sich seiner leipziger Freunde mit vielem Antheil erinnere. Goethe machte 1790 Garven in Breslau den Gegenbesuch. Während er später von Garven rühmte, daß dieser und Mendelssohn die ersten deutschen Philosophen gewesen, die deutlich und faßlich geschrieben, hatte er dagegen dessen Nüchternheit zu rügen. Garve war entrüstet über Goethe's und Schiller's „Xenien", obwol er selbst darin gelobt wurde, und gab seinem Gefühl in Briefen Ausdruck. Diese wurden Goethen von Schiller mitgetheilt. Goethe schreibt darauf zwar zurück: er wünsche, der alte Mann schelte noch viel ärger, wenn derselbe dadurch nur auf seine übrige Lebenszeit gesund und froh werden könnte, und er freue sich, daß Schiller ihn wieder zu besänftigen unternommen habe; allein er läßt sich dann doch sehr scharf aus über dessen jammervolle Betrachtungen, die Abwesenheit jeder Spur ästhetischen Lebens bei ihm, über das grob Materielle seiner Urtheile und seine Rücksichtnahme auf schlechte Dichter.

Es erübrigt noch, der beiden ärztlichen Universi-

tätsgenossen Lavater und Kapp zu gedenken. Mit jenem blieb Goethe mehrere Jahre durch dessen Bruder Kaspar in Verbindung, und ließ ihn durch diesen z. B. 1780 um Beiträge zu seiner Mineraliensammlung ersuchen, welche Goethe damals erst anlegte, während Diethelm Lavater eine gut ausgestattete schon besaß, wie sich derselbe überhaupt mit den Naturwissenschaften, sonderlich mit Chemie, viel beschäftigte. — Nachdem Goethe dem ältern Bruder wegen frömmelnd-heuchlerischen, herrschsüchtigen Treibens die Freundschaft aufgesagt hatte, wich er auch dem 1796 in Thüringen reisenden Diethelm aus, da er, wie er gegen Schiller scherzend bemerkte, nach dem erhabenen Beispiel des Judengottes seinen Zorn bis in die vierte Generation behalte; 1797 auf seiner dritten Schweizerreise jedoch besuchte er am 25. Oct. Diethelm Lavater in Zürich, und hob dadurch seine Gesinnung gegen Kaspar, den er auch damals gänzlich unbeachtet ließ, um so schroffer hervor.

Mit Kapp traf Goethe öfter in Karlsbad zusammen, auch 1813 in Teplitz. Kapp's Anwesenheit in den böhmischen Bädern machte Goethen immer glücklich, weil dessen Unterhaltung überaus lehrreich, und seine Sorgfalt für den, der sich ihm anvertraute, höchst gewissenhaft war. Dies erfuhr Goe-

the namentlich 1807, wo er nach Karlsbad schon im übelsten Befinden kam, das sich durch einen zwar gewöhnlichen, aber für seine Zustände nicht passenden schlendrianischen Gebrauch des Wassers anfänglich so vermehrte, daß er in einen höchst peinlichen Zustand gerieth. Durch eine Aenderung der Lebensweise und den Gebrauch einiger Mittel nach Verordnung des Dr. Kapp wendete sich's aber sehr bald ins Bessere. Auch 1808 behandelte derselbe Goethen in Karlsbad und verwehrte ihm die Reise nach Pyrmont, wohin ihn der Herzog zu seiner Gesellschaft wünschte. Um sich für den empfangenen ärztlichen Beistand erkenntlich zu erweisen, übersandte ihm Goethe im Januar 1809 ein Velinexemplar der damals erschienenen zwölfbändigen Ausgabe seiner Werke, nachdem er dieselben in Leipzig durch Vermittelung des Hofraths Rochlitz mit einem geschmackvollen Einbande hatte versehen lassen.

Endlich sind die Töchter des Kupferstechers Stock zu erwähnen, deren älteste, Anna Marie Jakobine, den ebenfalls in Leipzig, und zwar am 2. Juli 1756 geborenen, hier herangebildeten und bis 1783 an hiesiger Universität lehrenden, auch als Consistorialadvocat hier prakticirenden Christian Gottfried Körner 1785 heirathete, als dieser in Dresden als Oberconsistorialrath angestellt war, während die jüngere, Do-

rothea, mit im Hause Körner's lebte. Goethe wurde dieser Familie sehr befreundet, namentlich durch Schiller; allein dieses Verhältniß gehört mehr in den dresdener Kreis von Goethe's auswärtigen Beziehungen, und so genüge hier eben nur die Erwähnung.

Noch mag an dieser Stelle als Ergänzung zum ersten Theile dieser Schrift gedacht werden, daß die dort blos vermuthete Bekanntschaft Goethe's mit Johann Jakob Engel in Leipzig wirklich stattgefunden hat, und daß beide gemeinschaftlich und mit Corona Schröter bei Liebhaberaufführungen sich betheiligten, wobei Engel den Tellheim in „Minna von Barnhelm" und den Comthur in Diderot's „Hausvater" vorstellte.

II.

Reisen nach Leipzig.

Wenige Wochen in Weimar, wollte Goethe schon gegen Ende 1775 Leipzig besuchen; es kam indessen erst im Frühjahre 1776 dazu; der Herzog, welcher ihn hatte begleiten wollen, blieb zurück. Sonntag, den 24. März reiste Goethe ab und die Nacht hindurch, sodaß er am 25. März nachmittags in Leipzig eintraf. Unterwegs beschäftigte ihn zunächst zwar seine junge Neigung für Frau von Stein, an die er vier Briefchen mit Bleistift schrieb, und dann das auf einem Pappdeckel angefangene Gedicht: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung.“ Als er aber mit Tagesanbruch durch Naumburg kam, ward die Erinnerung an seine erste Reise nach Leipzig in ihm wach. Nur fühlte er sich jetzt wohler, freier, besser, als vor zehn Jahren, wo er als kleiner, eingewickelter,

seltsamer Knabe in das dortige Posthaus trat. Großes Misbehagen erregte es ihm sodann, als er, in Leipzig angelangt und, sogleich um die Thore gehend, wegen des Marienfestes in Menge den ihm bekannten leipziger Gestalten, als: gezierten Magistern, dünkelhaften Studenten, gefallsüchtigen Mädchen und leichtfertigen Jungemägden begegnete. Dann suchte er aber noch selbigen Tags seine Freunde auf, vor allen Oesers und Corona Schröter, auch Steinauern, von welchem er dem Herzog einen Gruß und das Bedauern über dessen Ausbleiben schrieb.

Christian Wilhelm Steinauer

war der Sohn des leipziger Kaufmanns Johann Christian Steinauer und selbst Kaufmann, hatte sich aber aus Liebhaberei mit Chemie, Mathematik und Zeichnen beschäftigt, und erlangte dadurch 1780, auf Empfehlung des Grafen Marcolini, die Anstellung als Obercontroleur bei der Porzellanmanufactur zu Meißen. Im folgenden Jahre erhielt er den Auftrag, ein Tafelservice nach Petersburg zu bringen, welches als Geschenk für Nikolaus Wasiliewitsch Fürsten von Repnin, zur Erkenntlichkeit für seine Mitwirkung bei dem Frieden von Teschen, durch welchen der Bairische Erbfolgekrieg auch mit Gewinn für Kursachsen beendigt worden, bestimmt war. Seinem Diensteifer verdankte Steinauer 1795

die Ernennung zum Commissar der Porzellanmanufactur und zum Arcanisten. Unter dem fremden Gouvernement wurde er wegen Alter und Kränklichkeit in Ruhestand versetzt.

Es hat fast den Anschein, als sei Goethe schon als Student mit Steinauer befreundet gewesen; denn folgendes Briefchen ohne Ort, Tag und Unterschrift, welches aber nicht nur dem Tone, sondern auch der im Abdruck beibehaltenen, falschen Schreibart des Namens „Tiefurt" nach, aus der frühesten weimarischen Zeit herrührt, allenfalls kurz nach der ersten leipziger Reise geschrieben sein kann, setzt innige Vertraulichkeit voraus.

Erster Brief an Steinauer.

Dank, lieber Steinauer — So seys dann — laßt die Schnupftücher! und kauft das Kleid allein. Habt mich lieb. Die Wagen rasseln schon, die Pferde klappen, es geht nach Diefurt.

Schicken Sie aber auch der S. Briefe grad an mich. — Sonst machts auch Aufenthalt.

Aber wer ist die S.? Etwa die Schröter? Sind es Briefe, welche die Verhandlung wegen ihrer Anstellung in Weimar betreffen? War auch das Kleid ein Ge-

schenk für sie? Das sind Fragen, deren Beantwortung den Forschern anheimgestellt bleibt.

Vielleicht von demselben Jahre oder doch vom nächsten ist der folgende, um Zusendung von Büchern, deren erstes 1775, das zweite 1776 erschienen war, ersuchende.

Zweite Brief an Steinauer.

Lieber Steinauer. Kaufen Sie mir doch
Schwedenborgs himlische Philosophie verglichen u. s. w.
Das Buch ist in octav Teutsch von Prälat Ottingern ausgegeben
und
Reicharts Garten Schaz.

Wie gehts Ihnen. Sagen Sie mir doch wieder ein Wort. Und was vom Grasaffen und denkt an mich.

Die Leser älterer Briefe Goethe's wissen, daß „Grasaffen" die im lustigen Kreise des jungen Weimar übliche Bezeichnung für Kinder ist.

Endlich lautet, nach Aufschrift und Inhalt ebenfalls getreu wiedergegeben, der

Dritte Brief an Steinauer.

An Herrn Steinauer

Kommissar der Meißner Porzelan-Manufactur, beauftragt, ein Porzelan-Service von Dresden nach Petersburg zu überbringen

nach

Leipzig.

Ihr gütiges Andenken hat mich sehr gefreut. Nehmen Sie meine besten Wünsche mit auf die Reise! Mögten Sie doch nebst dem zerbrechlichen Schaz, den Sie zu überbringen haben, glücklich in Petersburg anlangen. Wollten Sie etwa dort dem Herrn Grafen Görz meine beste Empfelung machen und etwa einige Bestellung von ihm gütig übernehmen. Erhalten Sie mir Ihre Freundschaft und lassen Sie mich Ihre glückliche Rückkunft auf das baldigste wissen. Weimar d. 12. Mai 1781.

Goethe.

Graf Görz war der Erzieher Karl August's gewesen und dann noch eine Zeit lang Obersthofmeister der Herzogin Luise, seit 1779 aber königlich preußischer Gesandter in Petersburg.

Auch Käthchen sah Goethe 1776 in Leipzig als Frau Doctor Kanne wieder; da sie damals in Wurzen

wohnte, mag sie herübergekommen sein, den berühmt gewordenen einstigen Anbeter zu begrüßen.

Die Wiederbetrachtung abgethaner Verhältnisse, die aber bis dahin in seiner Erinnerung frisch fortgelebt hatten, jetzt, mit andern Augen, ließ Goethen mit Klarheit erkennen, welche Wandlung seit der leipziger Universitätszeit mit ihm vorgegangen war; er sah gleichsam Vergangenheit und Gegenwart mit Einem Blick, und es dünkte ihn, als wenn er auf dieser Reise mit seinem zurückliegenden Leben abschlösse.

Eine neue Bekanntschaft, die er bei diesem Aufenthalt in Leipzig und zwar durch Oeser machte, war die des M. Wilhelm Gottlieb Becker. Dieser war am 3. Nov. 1753 in Callenberg in der schönburgischen Herrschaft Waldenburg geboren, er hatte trotz seiner Armuth die ihm gebotene Gelegenheit zu Erlernung der Kaufmannschaft abgelehnt, um sich der Rechtswissenschaft zu widmen, weshalb er 1773 nach Leipzig kam. Um sich seinen Unterhalt zu erwerben, unterzog er sich schriftstellerischen Arbeiten; nachdem er im Umgang mit Oeser, Weiße, von Blankenburg und andern seinen Sinn für Kunst und Dichtung gebildet, gab er allmählich seinen anfänglichen Lebensplan auf. Er wirkte hierauf eine Zeit lang am Philanthropin zu Dessau, machte dann eine Reise durch

Deutschland, die Schweiz, Frankreich und Oberitalien, kehrte von da nach Leipzig zurück und erhielt 1782 eine Anstellung als Lehrer an der Ritterakademie zu Dresden. Einen bald darauf an ihn ergehenden Ruf als Erzieher des nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. von Preußen lehnte er aus Liebe für sein Geburtsland ab. Auf einer Reise durch ganz Italien, 1784, erweiterte er seine Kunstansichten und legte werthvolle Sammlungen an, wegen welcher Bestrebungen er für befähigt erfunden wurde, die Stelle eines Inspectors des Antiken- und Münzcabinets in Dresden einzunehmen, wozu ihm später noch die Aufsicht über das Grüne Gewölbe übertragen, auch der Hofrathstitel verliehen wurde. Ueber die dresdener Antiken, über die Gartenkunst und über einige durch landschaftliche Schönheit ausgezeichnete Gegenden lieferte er Beschreibungen mit Kupfern, am bekanntesten aber machte er sich durch Herausgabe des „Taschenbuch zum geselligen Vergnügen", welches 24 Jahre hindurch unter seinem Namen erschien. Er starb zu Dresden am 3. Juni 1813.

Goethe ließ ihn von Weimar aus sofort durch Oeser grüßen und auffordern, ihm manchmal zu schreiben. Später erwähnte er aber nur einmal in einem Brief an Schiller, als ihm bekannt, Becker's

Schilderung des Thals von Seifersdorf, welche durch Kupfer erläutert ebenfalls im „Taschenbuch“ erschienen war. Es scheint also kein lange fortgesetztes Verhältniß stattgefunden zu haben, sonst würde wol auch Becker zu den Taschenbüchern, die er herausgab, sich einmal Beiträge von Goethe erbeten haben. (Goethe's Lieder in „Die Muse“, eine Wochenschrift von Becker, sind ältere, jedenfalls von Friederike Oeser hergegebene.)

Goethe verließ Leipzig am 3. April, ungern, wie er versicherte, und schon im December desselben Jahres 1776 kehrte er, diesmal als Begleiter des Herzogs, hierher zurück. Sie trafen am 2. des Monats ein, gingen aber sogleich weiter nach Dessau und kamen erst den 20. Dec. wieder nach Leipzig, übernachteten im Hôtel de Bavière und legten am 21. Dec. den Weg nach Weimar im Eilritt von früh 6½ bis nachmittags 3 Uhr zurück. Im Drange des Fortkommens hatte Goethe seine goldene Repetiruhr bei einem leipziger Uhrmacher zurückgelassen, die er sich sodann durch Vermittelung des Buchhändlers Reich nachkommen ließ.

Am 10. Mai 1778 sah Leipzig abermals Goethen in seinen Mauern; am 12. Mai kam der Herzog nach, und am nächsten Tage reisten beide nach Dessau in Angelegenheiten, welche sich an den drohenden

Ausbruch des Bairischen Erbfolgekriegs zwischen Oesterreich und Preußen knüpften. Die Rückreise geschah nicht über Leipzig, wie beabsichtigt gewesen war, und Goethe entbehrte daher die dahin bestellten Briefe von Frau von Stein, sowie nun auch Oeser, der zur Mitreise nach Leipzig aufgefordert worden war, zurückblieb.

Auch nicht viel mehr als der Besuch Oeser's findet sich erwähnt bei einem Aufenthalt, den Goethe 1780 hier machte, indem er den Herzog zur Messe, wo derselbe Pferde zu kaufen pflegte, begleitete; sie verließen Weimar am 22. April und trafen am 26. nachts 11½ Uhr dort wieder ein. Goethe kaufte damals in Leipzig für den Herzog einige Kupferstiche von Albrecht Dürer, sowie Copien von solchen.

Zur nächstjährigen Ostermesse mit dem Herzoge zu reisen, lehnte Goethe, der damals nicht ganz zufrieden mit ihm war, ab, jedoch Ende September 1781 ging er dahin und nahm Fritz, den noch nicht achtjährigen Sohn der Frau von Stein, mit sich, an dessen Urtheilen er sich erfreute, dessen Bildung er auch hier unter Benutzung der Verhältnisse mit Sorgfalt leitete und dessen Pflege ihm wohlthat. Frau von Stein hatte Goethen gebeten, ihr kein Geschenk mitzubringen, und er ging deshalb betrübt unter manchen schönen Sachen, welche er auf der Messe

feilgeboten sah; als ihn aber das Glück bei einem Juwelier einen geschnittenen Stein sehen ließ, der eine in gelben Achat geschnittene Psyche mit dem Schmetterling auf der Brust darstellte, so konnte er sich nicht enthalten, ihn für die geliebte Freundin zu kaufen. Den Gatten der letztern traf er auch auf der Messe, wahrscheinlich war dieser Pferdehandels wegen da.

Im Theater sah Goethe Gotter's Lustspiel „Das offenbare Geheimniß“ nach Gozzi. Am letzten September gegen Mitternacht fuhr er wieder in Weimar ein.

Am 20. Dec. 1782 reiste der Herzog abermals mit Goethe nach Dessau, und bei der Rückreise blieben sie vom 24. Dec. ab wiederum in Leipzig, doch trat der Herzog schon am 26. Dec., Goethe dagegen erst am 2. Jan. 1783 die Rückreise an.

Dieser betrachtete jetzt Leipzig aufmerksamer noch als bisher und mit dem einordnenden Sinne, welchen er sich neuerdings angeeignet hatte; denn er fühlte das dringendste Bedürfniß, wieder einmal neue Ideen aufzunehmen, durch deren Verarbeitung sein Geist auf einige Zeit wieder Nahrung und Ruhe erhalte. Er gefiel sich daher endlich auch mehr als bisher an diesem Orte, an welchem er sich bisher fast nur auf Pflege alter Bekanntschaften beschränkt hatte. Jetzt aber machte er sich genauer mit den

vielen und merkwürdigen Verhältnissen bekannt, die schon damals hier eingesperrt waren. Er brachte seine Zeit viel in Gesellschaften zu. Am zweiten Weihnachtsfeiertag aß er mittags mit dem Herzog bei dem Gouverneur von Leipzig, Johann Friedrich Graf Vitzthum von Eckstädt. Dieser, am 24. Jan. 1712 geboren, war ein Sohn des ersten Grafen Vitzthum von Eckstädt, Friedrich, welcher 1726 in Polen in einem Zweikampf blieb, den ihm der Neid über die hohe, aber verdiente Gunst, in welcher er bei August II. (dem Starken), König von Polen und Kurfürsten von Sachsen, stand, zugezogen hatte. Jener, sein Sohn, aber war 1752 schon Generallieutenant und am 1. Jan. 1778 Gouverneur von Leipzig geworden, als welcher er 1786 starb.

An demselben 26. Dec. war Goethe abends beim Kupferstecher Bause in einer Gesellschaft, in welcher musicirt wurde und namentlich eine Frau Neumann aus Dresden und Bause's älteste Tochter, Friederike Charlotte, schön Klavier spielten. Letztere war ein Mädchen von ausgezeichneter Schönheit und für Musik vorzüglich begabt; besonders trefflich spielte sie das Klavier und die Glasharmonica. Sie starb noch in jenem Jahrzehnt im einundzwanzigsten Jahre ihres Alters.

Am dritten Feiertage war Goethe zu einem Ball geladen, auf welchem sich etwa 180 Personen befanden, unter denen ihn manches schöne Gesicht erfreute; mit der Achtung, die man ihm hier wie überhaupt während dieses leipziger Aufenthalts erwies, hatte er alle Ursache zufrieden zu sein.

Er verlängerte seinen Aufenthalt noch bis zum Neujahrstag, um das an diesem Tage stattfindende Gewandhausconcert zu genießen, und reiste am 2. Jan. 1783 ab.

So sah er Leipzig von mehrern Seiten und bereicherte seine Menschenkenntniß, wozu die eigenthümlichen Verhältnisse der Stadt Gelegenheit genug boten. Er verglich sie einer kleinen moralischen Republik, weil hier kein Oberer einen allgemeinen Ton angab, jeder seine Persönlichkeit, sie mochte nun verständig, gelehrt, albern, abgeschmackt, thätig, gutherzig, trocken oder eigensinnig sein, ungezwungen zur Schau trug, während Reichthum, Wissenschaft, Talente, Besitzthümer aller Art dem Orte eine Fülle gaben, die ein Fremder, der an den Leidenschaften und Händeln, der Vorliebe und dem Abscheu der Einwohner keinen Antheil hatte, besser als jene selbst nützen und genießen konnte. Goethe wünschte ein Vierteljahr hier zubringen zu können, und bedauerte

insbesondere auch, daß ihm die Zeit fehlte, Vortheil von manchen Personen zu ziehen, die, gleichsam vom Schicksal in Pension gesetzt, hier im stillen lebten. Bei seinen Beobachtungen sammelte er, namentlich auf jenem Ball, recht schöne Thatsachen, die er für „Wilhelm Meister's Lehrjahre" zu benutzen und mit denen er verschiedene Lücken dieses Romans auszufüllen gedachte. Vielleicht haben die Schilderungen des alten Meister und des alten Werner (im elften Kapitel des ersten Buchs) ihren Ursprung daher.

Leipzigs Kunstsammlungen, darunter die des inzwischen verstorbenen Gottfried Winkler, gewährten ihm auch diesmal wieder hohen Genuß, und er verkehrte aufs neue mit Kreuchauff.

In den nächsten Jahren lenkten bergmännische Arbeiten und geologische Forschungen Goethe's Aufmerksamkeit von Leipzig ab; dann mögen die Reisen nach Italien, hierauf aber angenehme häusliche Verhältnisse eine lange Unterbrechung in den leipziger Reisezug gebracht haben. Im August 1794 weilte er auf einer Reise nach Dresden auch nur flüchtig hier, aber 1796 begab er sich wieder mit dem Herzog zum Jahresschluß hierher; es wurde die Reise am 28. Dec. zu Schlitten angetreten und in Rippach übernachtet. Ein Ball,

Mittags- und Abendmahlzeiten, denen sich Goethe nur zum kleinen Theil entziehen konnte, am Neujahrstage, außer zwei Mahlzeiten, früh die Besichtigung eines Kunstcabinets und abends der Besuch des großen Concerts nahmen seine Zeit ganz in Anspruch. Er sah alte Freunde und Bekannte wieder, lernte einige recht interessante Menschen kennen und fand seine Augen durch den Anblick einiger vorzüglicher Kunstwerke wieder ausgewaschen. Namentlich zog ihn ein dem Dominichino Zampieri zugeschriebenes Bild an, welches Hagar mit dem Kinde und dem Engel vorstellte, sehr schön empfunden, erfunden, gedacht, colorirt und gemacht war, Stellen hatte, welche an Dominichino, Francesco Barbieri und Guido Guidi erinnerten, und dem nur, besonders in der Composition, die letzte Reife fehlte, die man um so mehr vermißte, als der Künstler sich ganz nahe heranzuarbeiten gewußt hatte.

Goethe wurde diesmal indessen mit andern Blicken betrachtet als 14 Jahre vorher, und einige Freunde und Bekannte hatte er sich entfremdet; denn kurz vor dem Besuch Leipzigs war jener Musenalmanach von Schiller in die Welt gegangen, welcher zwar ohne Namen, aber doch, wie jedermann wußte, von Goethe und Schiller gemeinschaftlich die „Xenien" ent-

hielt und durch dieselben Schriftsteller aller Gattungen verletzt hatte. Darauf, daß zufällig fast alle gegen leipziger Schriftsteller und Zeitschriften gerichtete Xenien von Schiller verfaßt waren, konnte es bei der Gemeinsamkeit der Vertretung nicht ankommen; da jedoch das ursprünglich „Dyk und seine Gesellen“ überschriebene Xenion:

Die Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Jahre lang schöpfen wir schon das Sieb und brüten den Stein aus;
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll —

von Goethe herrührte (obwol Schiller es später in seine Werke aufnahm), so bezog Goethe es auch besonders auf sich, daß der Herausgeber genannter Zeitschrift, der Buchhändler Mag. Johann Gottfried Dyk und seine Mitarbeiter auf dem erwähnten Balle ihn voll Scheu wie das böse Princip betrachteten.

Dyk war 1750 geboren und folgte schon früh dem Strome, welcher damals die junge Welt zur Beschäftigung mit der Bühne trieb. Er warf sich als Kunstrichter in diesem Felde auf und lieferte unter anderm eine Zahl Schauspiele unter dem Titel: „Komisches Theater der Franzosen für die Deutschen, herausgegeben von Mag. J. G. Dyk“

von 1777—86, deren Plattheit ein paar Xenien Schiller's verspotteten. Er rächte sich durch Antixenien, welche in den, hauptsächlich jedoch von Manso in Breslau verfaßten „Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar, von einigen deutschen Gästen", 1797 ans Licht traten. So maßlos, grob und unflätig diese Gegengeschenke waren, sodaß Schiller sie vor Goethe zu verheimlichen suchte, so nahm dieser sie doch mit Gleichmuth auf; ja er fand eine Befriedigung darin, daß die Mitwelt das, was sie gegen ihn auf dem Herzen habe, bei seinen Lebzeiten von sich gebe, da es jederzeit möglich sei, den Eindruck feindseliger Angriffe durch Gegenwart, Leben und Wirken wieder zu vertilgen, während bei Angriffen nach dem Tode kein Vertheidiger ausreiche, die Folgen misgünstiger Anklagen aufzuheben.

Die „Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften" gab Dyk, nachdem sie Weiße anfangs allein gehabt hatte, seit 1765 mit diesem zusammen heraus; sie hörte 1806 auf. Dyk starb am 21. April 1813.

Goethe besuchte bei seiner diesmaligen Anwesenheit mit dem Herzog zusammen den Kreissteuereinnehmer Weiße, um mit ihm die, dann auch erfolgte Berufung des Professor Eichstädt nach Jena, wo derselbe sich an der Herausgabe der „Allgemeinen Literaturzeitung" betheiligen sollte, zu besprechen.

Goethe's in den neunziger Jahren vorzugsweise auf die Pflanzenkunde gerichtete Forschungen veranlaßten ihn ferner, bei seinem hier in Rede stehenden Aufenthalt in Leipzig auf Empfehlung Alexander von Humboldt's zwei Gelehrte dieses Fachs aufzusuchen: den Professor Christian Ferdinand Ludwig und den Docenten Mag. Gotthelf Fischer. Ersterer war der Sohn des Hofraths Ludwig, bei welchem Goethe als Student anfangs den Mittagstisch hatte. Er war 1751 in Leipzig geboren, wurde 1779 Doctor, 1787 außerordentlicher und 1797 ordentlicher Professor der Chirurgie und war ein fruchtbarer Schriftsteller in der Heil- wie in der Pflanzenkunde. Als Humboldt's „Pflanzenphysiologie" von Gotthelf Fischer ins Lateinische übersetzt worden war, schrieb er eine Vorrede dazu. Er starb als Senior und Dechant der medicinischen Facultät am 8. Juli 1823.

Fischer war am 5. Oct. 1771 in Waldheim geboren und hatte sich zuerst durch jene Uebersetzung bekannt gemacht. Er kam 1800 als Professor und Bibliothekar an die Centralschule zu Mainz und 1804 als Professor der Naturgeschichte, Director des Museums und Vicepräsident der Medicinisch-chirurgischen Akademie mit dem Titel eines Staatsraths

nach Moskau, wurde mit dem Namen Fischer von Waldheim geadelt und starb dort am 6. Oct. 1853. Bei dem Besuche in Leipzig gefiel Fischer Goethen sehr wohl, und sie blieben miteinander in gutem Verkehr. In einer 1800 erschienenen Schrift über den Intermaxillarknochen gedachte Fischer der Beobachtungen Goethe's über diesen Gegenstand zwar mit einem rühmenden Beisatz, jedoch ohne sie gründlich zu kennen, und Goethe sprach daher später nicht ohne Empfindlichkeit sein Bedauern aus, daß jener sich mit ihm darüber nicht in Vernehmen und dadurch in den Stand gesetzt habe, der von ihm, Goethen, entdeckten Wahrheit früher zum Siege zu verhelfen.

Der Herzog und Goethe verließen Leipzig am 2. Jan. 1797, um nach Dessau zu gehen, von wo sie am 11. Jan. nach Weimar zurückkamen.

Am 28. April 1800 reiste Goethe zur Messe nach Leipzig, weil es ihm noththat, wieder einmal recht viele fremde Gegenstände und Gestalten in sich aufzunehmen. Es machte ihm dann auch diese „Welt in einer Nuß", wo er das Gewerb der Menschen, das auf lauter mechanischen Fertigkeiten ruht, recht klar anschauen konnte, viel Vergnügen, so wenig er auch Geist im Ganzen dieses Treibens, vielmehr dasselbe einem thierischen Kunsttrieb ähnlich fand.

Gemälde und Kupferstiche genoß er jetzt, da Oeser todt war, durch Bause; er fand jedoch nichts Beachtenswerthes unter den neuern Sachen. An der Bühne nahm er schon von Amts wegen besondern Antheil, aber auch ohne Befriedigung. Diesmal machte er die Bekanntschaft des Professors Hermann, von welcher, als einer Jahre hindurch gepflegten, weiterhin gehandelt werden wird. Auch traf er hier mit dem Buchhändler Cotta aus Tübingen zusammen. Er kehrte erst den 16. Mai nach Weimar zurück, nachdem er wol noch seine nachherige Gattin, Christiane Vulpius, hatte nachkommen lassen, um ihr durch den Anblick der Messe Vergnügen zu bereiten.

Zur Ostermesse 1803 trat Goethe zwar eine Reise nach Leipzig an, wo er unter andern auch den Buchhändler Unger aus Berlin zu sprechen wünschte; doch kehrte er, durch eingetretene Umstände bewogen, in Halle um.

Aus 1813, von der am 17. April angetretenen Reise nach Teplitz, ist endlich noch eine Spur seines Aufenthalts in Leipzig bewahrt. Er hörte den als Declamator reisenden Theodor von Sydow (geb. am 13. März 1773 zu Berlin) in einer Vorstellung weinerlich und heulend eins der elendesten deutschen

Gedichte vortragen, welches dessenungeachtet hier Platz verdient, da Goethe durch dasselbe zu einem der frischesten seiner geselligen Lieder angeregt ward:

Ich habe gelacht, nun lach' ich nicht mehr!
Was ist's auch mit all' unsern Freuden?
Ein Augenblick ändert den Sinn,
Dann ist die Berauschung dahin.
Des größten Glückes ist würdig nur der,
Der dem Unglücke trotzt. —
Ich habe gelacht, nun lach' ich nicht mehr!

Ich habe geweint, nun wein' ich nicht mehr!
Was ist's auch mit all' unsern Leiden?
Sie heben die Seelen, wie Tropfen
Des Thaues die Pflanzen, empor.
Wenn wirklich Leiden dich drücken,
So klag' es nicht Menschen, nur Gott. —
Ich habe geweint, nun wein' ich nicht mehr!

Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr!
Vertrauend auf Worte und Schwüre
Und schuldlos ehrliche Augen,
Betrog mich bald Mädchen, bald Freund.
Du bauest auf Sand, wenn auf Liebe
Und Freundschaft dein Glück du bauest. —
Ich habe geliebt, nun lieb' ich nicht mehr!

Ich habe geschwärmt, nun schwärm' ich nicht mehr!
Ich wähnte, mein Freund sei ein Engel
Und meine Geliebte ein Seraph:
Ach, aber es war nur ein Traum.

Die Täuschung entfloh mit den Jahren,
Und Engel und Seraph verschwand. —
Ich habe geschwärmt, nun schwärm' ich nicht mehr!

Ich habe gehaßt, nun hass' ich nicht mehr!
Geschmeichelt zuvor, dann verrathen,
Verachtet, verkannt und betrogen
Hat Freund und Geliebte mich oft.
Nur Eigennutz fesselt die Menschen:
Er ist ja ihr Liebling, ihr Gott. —
Ich habe gehaßt, nun hass' ich nicht mehr.

Ich habe gehofft, nun hoff' ich nicht mehr!
Bald schlürf' ich die Neige des Lebens,
Wie bitter sie schmecke, hinunter
Und grabe mir ruhig ein Grab.
Hienieden wird's ewig nicht anders,
Wie's Jenseit ist, werde ich sehen. —
Ich habe gehofft, nun hoff' ich nicht mehr!

Schon am 3. Mai sendet Goethe seinem Freunde Zelter nach Berlin zur Composition für seine Liedertafel folgende, das Gejammer jener Dichtung köstlich verspottende Umbildung:

Gewohnt, gethan.

Ich habe geliebet; nun lieb' ich erst recht!
Erst war ich der Diener, nun bin ich der Knecht,
Erst war ich der Diener von allen:
Nun fesselt mich diese charmante Person,
Sie thut mir auch alles zur Liebe, zum Lohn,
Sie kann nur allein mir gefallen.

Ich habe geglaubet; nun glaub' ich erst recht!
Und geht es auch wunderlich, geht es auch schlecht,
Ich bleibe beim gläubigen Orden;
So düster es oft und so dunkel es war:
In drängenden Nöthen, in naher Gefahr,
Auf einmal ist's lichter geworden.

Ich habe gespeiset, nun speis' ich erst gut!
Bei heiterem Sinne, bei fröhlichem Blut
Ist alles an Tafel vergessen.
Die Jugend verschlingt nur, dann sauset sie fort;
Ich liebe zu tafeln am lustigen Ort,
Ich kost' und ich schmecke beim Essen.

Ich habe getrunken; nun trink' ich erst gern!
Der Wein, er erhöht uns, und macht uns zum Herrn,
Und löset die sklavischen Zungen.
Ja, schonet nur nicht das erquickende Naß;
Denn schwindet der älteste Wein aus dem Faß,
So altern dagegen die jungen.

Ich habe getanzt und dem Tanze gelobt,
Und wird auch kein Schleifer, kein Walzer getobt,
So drehn wir ein sittiges Tänzchen.
Und wer sich der Blumen recht viele verflicht,
Und hält auch die ein' und die andere nicht,
Ihm bleibet ein munteres Kränzchen.

Drum frisch nur aufs neue! Bedenke dich nicht;
Denn wer sich die Rosen, die blühenden, bricht,
Den kitzeln fürwahr nur die Dornen.
So heute, wie gestern, es flimmert der Stern;
Nur halte von hängenden Köpfen dich fern,
Und lebe dir immer von vornen!

III.

Buchhändlerischer Verkehr.

Ein deutscher Schriftsteller konnte im vorigen Jahrhundert kaum ohne Beziehung zu Leipzig bleiben, da es damals mit seinen Messen noch entschiedener als jetzt der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, und in dessen Folge der Sitz vieler bedeutender Buchhandlungen war. Bei der Unzulänglichkeit der Verkehrsmittel jener Zeit waren denn auch Bücher fast nur von diesem Mittelpunkte aus zu erlangen, und so darf es nicht befremden, wenn Goethe nicht allein später vom nahen Weimar den Buchhändler Göschen, sondern auch schon von Frankfurt aus den Buchhändler Reich oder leipziger Freunde um Zusendung von Büchern ersuchte. Musikalische Werke bezog er von Breitkopf, später Breitkopf und Härtel.

Gottfried Christoph Härtel, geboren am

27. Jan. 1763 in Schneeberg, gehörte seit 1780 der Universität Leipzig eigentlich in der Absicht an, sich dem Rechte zu widmen, trieb aber mehr Philologie und Aesthetik, war dann Hauslehrer, Privatsecretär, Schriftsteller und trat 1795 als Theilhaber in Breitkopf's Geschäft, das nun obige Firma annahm und 1800 ganz in seinen Besitz überging. Er pflegte den musikalischen Zweig der Handlung und schuf sich insbesondere auch großen Ruf durch die 1799 erfolgte Gründung der „Allgemeinen musikalischen Zeitung". Er starb am 23. Juli 1827 auf seinem Rittergut Cotta. Einer der an sein Geschäft gerichteten Briefe Goethe's ist dieser:

Indem ich Dieselben ersuche, mir den dritten Jahrgang der musikalischen Zeitung, gebunden wie die beiden vorigen, zuzuschicken, übersende ich zugleich drei Louisd'or, und trage dadurch, wenn ich nicht irre, meine Schuld für die sämmtlichen drei Bände ab.

Vielleicht finde ich bald Gelegenheit, öffentlich etwas zu Gunsten einer Anstalt zu sagen, welche den Beifall eines jeden Kunstfreundes verdient. Der ich recht wohl zu leben wünsche.

Weimar den 14. Februar 1802.

J. W. v. Goethe.

Die ersten Drucke von Dichtungen Goethe's gingen aus Leipzig hervor: erst jene Huldigungsgedichte an Corona Schröter und Karoline Schulze, und dann im Verlage von Bernhard Christoph Breitkopf und Sohn 1769 — jedoch mit der Jahreszahl 1770 — zwanzig Lieder Goethe's aus seiner letzten leipziger Zeit mit Bernhard Breitkopf's Weisen. Doch erschien im selben Jahr, 1769, eins davon, das „Neujahrslied“, mit Löchlein's Composition in Hamburg, sowie ferner ohne Angabe des Druckorts das Scherzgedicht an Händel in Horn's Umarbeitung in den „Vermischten Gedichten von J. E. Rost.“

Einen Theil der leipziger Lieder Goethe's nach der Handschrift, die er der Friederike Oeser geschenkt hatte, brachten der „Almanach der deutschen Musen“ von 1773 und 1776, sowie der „Leipziger Musenalmanach“ von 1777, welche beide Taschenbücher in Schwickert's Verlag herauskamen, ingleichen die in Karl Müller's Buch- und Kunsthandlung, ebenfalls in Leipzig herausgegebene Wochenschrift „Die Muse“ von 1776. In dem zuerst genannten Almanach von 1773 findet sich auch das Gedicht „An Zachariä“, und ferner erschien in der von Engelhard Benjamin Schwickert (starb am 10. Jan. 1825, 84 Jahre alt)

1770 begründeten Buchhandlung 1776 Mercier's „Neuer Versuch über die Schauspielkunst", aus dem Französischen von Heinrich Leopold Wagner in Frankfurt übersetzt, „mit einem Anhang aus Goethe's Brieftasche", der einige auf Kunst bezügliche Aufsätze und Dichtungen enthält, welche Goethe dem Freunde statt der versprochenen Anmerkungen zu der Schrift überließ. Ein unmittelbares Verhältniß Goethe's zu Schwickert setzen alle jene Veröffentlichungen nicht voraus.

Der Verlag der „Physiognomischen Fragmente" von Lavater, welchen Reich im Verein mit Steiner in Winterthur übernommen hatte, veranlaßte vom Beginn des Jahres 1775 bis gegen Ende 1777 einen lebhaftern brieflichen Verkehr zwischen Goethe und Reich, da das Werk in Leipzig gedruckt wurde, auch durch Huber ins Französische übersetzt werden sollte, was alles Goethe, der ja auch einige Beiträge zu dem Werke geliefert hatte, vermittelte.

Die erste bedeutende Verbindung aber, welche Goethe für sich selbst mit einem Verleger anknüpfte, war die mit Christian Friedrich Weygand, welcher die 1730 in Helmstedt begründete Weygand'sche Buchhandlung um 1770 nach Leipzig verlegte.

Goethe will am Hochzeitstage seiner Schwester, den 1. Nov. 1773, einen Brief von Weygand mit dem Ersuchen um ein Werk zum Verlag erhalten, und darauf die „Leiden des jungen Werther" abgeschickt haben; da aber diese erst später geschrieben sind, so könnte, wenn Goethe insoweit sich recht erinnert haben sollte, daß wirklich ein an jenem Tage eingegangener Brief Weygand's mit „Werther's Leiden" in Verbindung stand, dieser Brief etwa nur Goethen durch die Gewährung der Aussicht auf einen Verleger und durch die Beseitigung der Furcht vor einem Selbstverlag, der bei „Götz von Berlichingen" nicht unerhebliche Verluste zur Folge gehabt hatte, in dem Entschluß, die „Leiden des jungen Werther" zu schreiben, bestärkt haben. Diese Erklärung gewinnt dadurch an Wahrscheinlichkeit, daß bis zum gedachten Tage seit Jerusalem's Selbstmord ein Jahr verflossen war, ohne daß Goethe unternommen hatte, ihn oder sein noch älteres Verhältniß zu Charlotte Buff zum Gegenstand eines Romans zu machen. Verhehlt darf aber auch nicht werden, daß Wagner's „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten" Goethe's Sachdarstellung, mit Ausnahme des Datums, zu bestätigen scheint. Leider sind Goethe's Briefe an Weygand

von einem Handschriftenhändler nach Amerika verkauft worden und daher für die Goethe-Forschung wol verloren. Wie dem auch sei, zuerst erschien in der Weygand'schen Buchhandlung 1774 „Götter, Helden und Wieland", dann „Clavigo", ferner „Neueröffnetes moralisch-politisches Puppenspiel" und erst im October dieses Jahres „Werther". Auch als Verfasser der in demselben Jahre aus der Weygand'schen Buchhandlung ans Licht beförderten „Lustspiele nach dem Plautus fürs deutsche Theater" ist in deren Verlagskatalogen neben Lenz immer auch Goethe genannt, was auf eine gründlichere Betheiligung des letztern an jenen Bearbeitungen schließen läßt, als sonst bisher bekannt ist.

Von „Werther's Leiden" trat, obschon der Rath zu Leipzig das Buch als ein sittenverderbliches verboten hatte, schon 1775, gleichzeitig mit sechs Nachdrucken, die zweite echte Auflage in drei Drucken bei Weygand ans Licht, die Goethe, vielleicht um ihr vor den unrechtmäßigen Ausgaben etwas vorauszugeben, auf den Titelblättern beider Theile mit je vier Reimzeilen versah, und zwar auf dem des ersten mit diesen:

Jeder Jüngling sehnt sich so zu lieben,
Jedes Mädchen so geliebt zu sein;
Ach, der heiligste von unsern Trieben,
Warum quillt aus ihm die grimme Pein!

Das Titelblatt des zweiten Theils trug folgende Reime:

Du beweinst, du liebst ihn, liebe Seele,
Rettest sein Gedächtniß vor der Schmach;
Sieh, dir winkt sein Geist aus seiner Höhle:
Sei ein Mann, und folge mir nicht nach!

Die vielen Nachdrucke entzogen dem berechtigten Verleger die Veranlassung zu Veranstaltung weiterer Auflagen, und so wurde der Roman unter Goethe's Mitwirkung erst 1787 als erster Theil der ersten rechtmäßigen, bei Göschen erschienenen Ausgabe von „Goethe's Schriften" wieder aufgelegt, jedoch sehr umgearbeitet. Er wurde auch mit besonderm Titel ausgegeben, gleichzeitig druckte ihn aber auch Weygand in dieser neuen Gestalt und mit der Bezeichnung als echte Ausgabe; es dürfte nicht mehr zu ermitteln sein, ob rechtliche Auseinandersetzungen über diese Angelegenheit stattfanden.

Die beiden Ausgaben der Werke Goethe's bei Cotta von 1806 und 1816 und den folgenden Jah-

ren hatten „Werther's Leiden" wiederholt gebracht, als Johann Christoph Jasper, welcher die Weygand'sche Buchhandlung vom 16. Juni 1812 bis zum 1. Juli 1838 innehatte, beschloß, den Roman wieder einmal allein erscheinen zu lassen. Er wandte sich daher mit Brief vom 20. Febr. 1824 an Goethe, setzte ihn von seinem Entschluß in Kenntniß und sprach den Wunsch aus, daß sich derselbe geneigt finden lassen möchte, einige Zusätze und Veränderungen zu dem Werke zu liefern, oder doch wenigstens einige Worte als neue Vorrede hinzuzufügen. Hierauf antwortete Goethe der Buchhandlung:

Wenn Sie, meine geehrtesten Herren, eine nochmalige Ausgabe der Leiden des jungen Werthers, wie solche vor Jahren aus Ihrem Verlag hervorgegangen, gegenwärtig veranstalten wollen, so wüßte nichts zu erinnern. Gelingt mir zu rechter Zeit ein kurzes Vorwort, rhythmisch oder prosaisch, so übersende solches mit dem Wunsche eines guten Erfolgs.

Was in jedem Falle dem Autor an Honorar und Exemplaren zu Gute käme, sei Ihrem billigen Ermessen anheimgegeben.

Mich geneigtem Andenken bestens empfehlend
Weimar, den 23. März
1824. ergebenst
J. W. v. Goethe.

Kurz darauf meldete die Weygand'sche Buchhandlung, daß der Abdruck im Gange sei, bat um baldige Zusendung des Vorworts, und stellte ihrerseits das Honorar in Goethe's Ermessen. Goethe wandte sich nun unterm 30. April an Hofrath Rochlitz mit der Bitte um Uebernahme der Verhandlung, indem er nicht unmittelbar handeln und markten, aber auch das Honorar zu Erfüllung manches billigen Wunsches, dessen Befriedigung auf ein zufälliges Mittel warten müsse, sich nicht entgehen lassen wolle. Er schickte dabei dem Freunde das in die Werke unter „Trilogie der Leidenschaft" aufgenommene Gedicht „An Werther", und deutete an, daß er durch dessen Beigabe und Honorirung zugleich die Zweifel zu beseitigen gedenke, welche über die Berechtigung der Weygand'schen Buchhandlung zu Herstellung einer neuen Ausgabe ohne seine Zustimmung aufzuwerfen seien.

Nachdem Rochlitz das Ergebniß seiner Besprechun-

gen mitgetheilt, erklärte Goethe unterm 22. Mai sein Einverständniß, das Gedicht zur neuen Ausgabe für 50 vollwichtige österreichische Dukaten und gegen Empfang von 24, zum Theil gebundenen Exemplaren überlassen zu wollen, womit das Geschäft seinen Abschluß erhielt.

Die Firma Gebhard und Reisland in Leipzig, an welche 1838 die Weygand'sche Buchhandlung übergegangen war, nimmt noch heute das ausschließliche Recht in Anspruch, Einzelausgaben von „Werther's Leiden" zu veranstalten, wie denn auch solche aus Cotta's Verlag nicht hervorgehen.

Noch erschienen in der Weygand'schen Buchhandlung 1827: „Memoiren Robert Guillemard's, verabschiedeten Serganten. Aus dem Französischen. Eingeführt und eingeleitet von Goethe." Persönliche Verhandlungen des letztern mit der Buchhandlung über diesen Verlag haben schwerlich stattgefunden.

„Clavigo" ist nur noch einmal, 1777, von der Weygand'schen Buchhandlung herausgegeben worden, wovon Exemplare bis in die neueste Zeit auf Lager geblieben waren.

Die Monatsschrift „Deutsches Museum", welche 1776—88 bei Weygand herauskam, brachte übrigens

1777 im September das bis dahin ungedruckte Gedicht „Seefahrt“ von Goethe.

Auch Herdern mag Goethe mit Weygand in Verbindung gebracht haben; es erschienen im Verlag des letztern 1778 und 1779 die „Volkslieder“, deren erster Theil den „Klaggesang von der edlen Frauen des Asan Aga“ aus dem Morlackischen, und der zweite „Das Lied vom Fischer“, „Fillans Erscheinung und Fingals Schildklang“ sowie „Erinnerung des Gesanges der Vorzeit“, letztere beide Stücke nach dem angeblichen Ossian von Goethe in deutsche Verse übertragen, enthielt.

Ein umfängliches Werk veröffentlichte Goethe von 1775 — 87 nicht; größere Dichtungen dieses Zeitraums liefen höchstens in Abschriften unter Freunden um, so: „Iphigenie“. Theils das Bedürfniß der Abschließung eines Lebensabschnitts, theils der Wunsch, sich Mittel zu der beabsichtigten Reise nach Italien zu verschaffen, ließen ihn aber endlich daran denken, seine Werke zu sammeln, und sie, mit neuen vermehrt, herauszugeben. Nun war 1785 ein junger, unternehmender Buchhändler aus Leipzig in Weimar gewesen, um bei den dortigen bedeutenden Schriftstellern Gegenstände für seinen Verlag zu suchen: Georg (eigentlich Jürgen) Joachim Göschen.

Derselbe war 1752 in Bremen geboren und am 22. April getauft; sein Vater, ein Kaufmann, sah sich, als der Sohn noch Knabe war, genöthigt, flüchtig zu werden, und dieser wurde nun von Verwandten nach Arbergen zum Schulmeister zur Erziehung gegeben, wobei ihm der Pfarrer Heeren mit seinem Sohne, dem spätern Geschichtsforscher, zusammen Unterricht ertheilte. Mit 15 Jahren kam Göschen zu einem Buchhändler in Bremen in die Lehre, nach deren Beendigung er eine Anstellung im Geschäft des Buchhändlers Crusius in Leipzig erhielt und diese bis 1782 bekleidete, während welcher Zeit er mit dem Sohne des Superintendenten Körner, Gottfried, dem Vater Theodor's, Freundschaft schloß. Nachdem er hierauf noch drei Jahre Factor in der Buchhandlung der Gelehrten zu Dessau gewesen war, gründete er im Frühjahr 1785 mit Körner's Unterstützung oder Betheiligung eine eigene Buchhandlung in Leipzig. Er ging zu Anknüpfung geschäftlicher Verbindungen im April nach Weimar und machte, nach Leipzig zurückgekehrt, durch Körner die Bekanntschaft Schiller's, dessen Werke er dann in den nächsten Jahren verlegte. Seine Verhältnisse gestalteten sich durch mehrere, wenn auch unwichtige Verlagsgegenstände so günstig, daß er schon 1787 an Körner die von die-

sem vorgestreckten Mittel zurückerstatten konnte. Wieland hatte ihm den Verlag seiner Schriften nach dem Tode seines bisherigen Verlegers Reich zugesichert, und Göschen faßte, als dieser Zeitpunkt eingetreten war, den Entschluß, eine Prachtausgabe der Werke Wieland's zu veranstalten. Dieselbe wurde mit einem in Deutschland fast unbekannten Glanze ins Werk gesetzt, und Göschen scheute zu diesem Zwecke kein Opfer: nicht nur, daß er ein Honorar von 7000 Thalern zahlte, er legte auch eine eigene Druckerei an, um mit solchen Lettern, wie sie in Frankreich Didot hergestellt und in Deutschland bis dahin nur Unger in Berlin ausgeführt hatte, drucken zu können. Weil er aber wegen dieses Druckereigeschäfts mannichfache Zunftquengeleien auszustehen hatte, so verlegte er dasselbe 1796 nach Grimma. In dem angrenzenden Hochstädt hielt er sich auch selbst mit den Seinigen während des Sommers auf, seit 1812 siedelte er aber von Leipzig ganz nach Grimma über und nahm 1823 auch seine Buchhandlung dahin. Er war seit 1788 mit Johanna Henriette Heun, Tochter des Justizamtmanns zu Dobrilugk, verheirathet, mit welcher er acht Söhne und zwei Töchter hatte. Er starb am 5. April 1828, nachdem er vorher noch den Schmerz erleben mußte, seine Vermögensverhältnisse zerrüttet zu sehen.

Göschen war ein Mann von ehrenhafter Gesinnung, der, bei aller Anhänglichkeit an alte Sitte, das Gute des Neuen doch schnell erkannte und es gegen kurzsichtige Verstocktheit vertheidigte. Er war gesellig, heiter und liebenswürdig; er schriftstellerte selbst, namentlich schrieb er die „Reise von Johann", dann verschiedene Aufsätze über den Buchhandel, ferner Erzählungen fürs „Grimmaische Wochenblatt", übersetzte auch Lustspiele u. s. w.

Goethe war mit ihm über den Verlag seiner Werke Anfang Juli 1786 nach kurzer Verhandlung einig geworden: bekannt ist nur, daß er für die vier ersten Bände 1000 Thaler, und zwar im voraus, empfing; wahrscheinlich für die vier letzten Bände ebenso viel später. Göschen reiste damals nach Wien und wollte den Weg über Karlsbad nehmen, um dort noch mit Goethe, der von da nach Italien abging, zusammenzutreffen, was wol auch geschehen sein wird.

Ueber diese Ausgabe der Werke erklärte sich Goethe 1786 in folgendem, unzweifelhaft an den Verleger selbst gerichteten, also dem

Ersten Brief an Göschen.

Ihnen sind die Ursachen bekannt, welche mich

endlich nöthigen, eine Sammlung meiner sämmtlichen Schriften, sowol der schon gedruckten, als auch der ungedruckten, herauszugeben.

Von der einen Seite droht wieder eine neue Auflage, welche, wie die vorige, ohne mein Wissen und Willen veranstaltet zu werden scheint, und jener wol an Druckfehlern und andern Mängeln und Unschicklichkeiten ähnlich werden möchte; von der andern Seite fängt man an, meine ungedruckten Schriften, wovon ich Freunden manchmal eine Copie mittheilte, stückweise ins Publikum zu bringen.

Da ich nicht viel geben kann, habe ich immer gewünscht, das Wenige gut zu geben; meine schon bekannten Werke des Beifalls, den sie erhalten, würdiger zu machen; an diejenigen, welche geendigt im Manuscript daliegen, bei mehrerer Freiheit und Muße den letzten Fleiß zu wenden, und in glücklicher Stimmung die unvollendeten zu vollenden. Allein dieß scheinen in meiner Lage fromme Wünsche zu bleiben; ein Jahr nach dem andern ist hingegangen, und selbst jetzt hat mich nur eine unangenehme Nothwendigkeit zu dem Entschluß bestimmen können, den ich dem Publico bekannt gemacht wünschte.

Sie erhalten in dieser Absicht eine Vertheilung meiner sämmtlichen Arbeiten in acht Bänden.

Erster Band. Zueignung an das deutsche Publicum. Die Leiden des jungen Werthers. Zweiter Band. Götz von Berlichingen. Die Mitschuldigen. Dritter Band. Iphigenie. Clavigo. Die Geschwister. Vierter Band. Stella. Der Triumph der Empfindsamkeit. Die Vögel. Fünfter Band. Claudine. Erwin und Elmire. Lila. Jeri und Bätely. Die Fischerin. Sechster Band. Egmont, unvollendet. Elpenor, zwei Acte. Siebenter Band. Tasso, zwei Acte. Faust, ein Fragment. Moralisch-politisches Puppenspiel. Achter Band. Vermischte Schriften und Gedichte.

Von den vier ersten Bänden kann ich mit Gewißheit sagen, daß sie die angezeigten Stücke enthalten werden; wie sehr wünsche ich mir aber noch so viel Raum und Ruhe, um die angefangenen Arbeiten, die dem sechsten und siebenten Bande zugetheilt sind, wo nicht sämmtlich, doch zum Theil vollendet zu liefern', in welchem Falle die vier letzten Bände eine andere Gestalt gewinnen würden. Das übrige werden Sie nach Ihrer gefälligen Zusage gütig besorgen.

Schon von Karlsbad aus, woselbst Goethe vor der am 3. Sept. 1786 erfolgten Abreise nach Italien fünf Wochen zubrachte, sandte er ganz zuletzt

noch die vier ersten Bände an Göschen. Da Herder, der ihm bei der Durchsicht der darin aufgenommenen Dichtungen treulich beigestanden hatte, in ihn drang, die noch unbeendigten Stücke, welche in den vier letzten Bänden mit Platz finden sollten, vorher noch vollständig auszuarbeiten, auch andere in Karlsbad weilende Freunde diesen Wunsch an Goethe's Geburtstag durch ein eigenes Festspiel kundgaben, so veröffentlichte der Dichter zugleich mit dem ersten Bande 1787 die Erklärung, daß die vier letzten Bände nicht, wie angezeigt war, ungeendigte Stücke und Fragmente enthalten sollten. Diese Zusage wurde indessen später nur bezüglich des „Tasso" und des „Egmont", nicht aber bezüglich des „Faust" und des „Elpenor" erfüllt. Ueber den Fortgang der Herausgabe der Werke enthalten nachstehende Briefe Goethe's das Nähere.

Zweiter Brief an Göschen.

Rom, den 9. Februar 1788.

Ew. Hochedelgeboren

Brief vom 27. November vorigen Jahres erhalte ich erst heute, eben da ich in Begriff stehe an Sie zu schreiben.

Es ist mir angenehm, daß Sie mir wegen der verschiedenen Mängel unserer Ausgabe einige Aus-

kunft geben. Ich glaube gern, daß Ihnen manches selbst Mißvergnügen gemacht hat, und weiß recht gut, daß bei einem solchen Unternehmen sich manche Hindernisse in den Weg legen.

Ich halte mir ein Exemplar, in welches ich wie die Zeit erlaubt hineinschaue, um alle Druckfehler, Auslassungen, und was mir sonst vorkommt, zu corrigiren und zu notiren. Es ist dieses eine gute Vorarbeit zu einer künftigen Ausgabe.

Heute geht der letzte Act Claudinens an Herrn Herder ab. Leider kann ich nur, und das knapp genug, den fünften Band zur Ostermesse bringen. Als ich nach geendigtem Egmont die beiden Singspiele Erwin und Claudine durchsah, um mit kleinen Correcturen nachzuhelfen, sah ich gar bald, daß ohne völlige Umarbeitung aus beiden Stücken nichts werden könne. Ich entschloß mich dazu und werde erst in dem Augenblicke fertig. Das Publicum wird, hoffe ich, zufrieden sein, in diesem Bande nicht allein Egmont als ein Ganzes, sondern noch dabei zwei neue Singspiele zu finden. Von den Skizzen der ersten Ausgabe ist nur der Name und einige Liedchen übriggeblieben. Der folgende Band wird wahrscheinlich Tasso, Lila, Jery und Bätely und die Fischerin enthalten. Mit diesen Stücken geht es mir

nicht besser, als mit obgenannten Operetten. Ich muß sie ganz neu arbeiten, wenn sie in Gesellschaft der vorigen Bände sich nicht schämen sollen. So wird man aus einem ins andre geführt. Die schwerste Arbeit, die mir bevorsteht, ist Faust. Doch eins nach dem andern.

Die Vermischten Gedichte zum letzten Bande habe ich auch schon gesammelt und meist zusammengeschrieben; doch will auch dieser achte Band wohl ausgedacht und ausgeziert sein.

Die Kupfer zu den drei folgenden Bänden hoffe ich auch hier stechen zu lassen. Wenn's möglich ist, so laß' ich sie bald und alle nach einander machen; denn Herr Lips hat einen Ruf nach Florenz erhalten. Für die beiden Platten zum dritten und fünften Bande erhält Herr Lips 8 Carolin oder französische Louisd'or. Wollen Sie wegen der zwei Vignetten zur Iphigenie noch etwas zulegen, so wird es ihn freuen. Künftig will ich auch für die Titelvignetten hier sorgen lassen, damit alles mehr Einheit habe.

Wollen Sie das Geld für Herrn Lips zugleich mit dem Betrag des fünften Bandes an den Kammercalculator Seidel auszahlen, so kann ich Herrn Lips hier befriedigen.

Den Buchhändler Chiupponi und Signor Ricrazzi kenne ich nicht.

Die Literaturzeitung wird künftig regelmäßig literarische Beiträge aus Italien erhalten. Herr Legationsrath Bertuch kann Ihnen von den interessantesten Werken jedesmal, wenn Sie ihn darum ersuchen, Notiz geben.

Ich sehne mich recht nach der Vollendung unserer Ausgabe der acht Bände, um alsdann an neue Arbeiten zu gehen. Sie können denken, was für eine Menge Stoff ich dieses Jahr gesammelt habe, mehr als ich je zu verarbeiten hoffen kann.

Herr Legationsrath Bertuch schreibt mir, daß Sie eine liebenswürdige Braut gefunden haben; ich wünsche Ihnen das beste Glück zu dieser Verbindung.

Leben Sie recht wohl.

Goethe.

Allem Irrthum auszuweichen, notire ich nochmals:

Der fünfte Band,

wozu das Titelkupfer schon in Herrn Herders Händen ist, enthält:

Egmont.
Claudine von Villabella.
Erwin und Elmire.

Dritter Brief an Göschen.

Bei der Benennung der Personen zu Claudine ist ein Irrthum vorgefallen. Statt

Pedro von Castellvecchio unter dem Namen
Sebastian von Rovero,

soll es heißen:

Pedro von Castellvecchio unter dem Namen
Pedro von Rovero.

Wäre es zu spät, das Blatt umdrucken zu lassen, so wünschte ich, daß eine kleine Note am Ende des Bandes das Publicum davon unterrichtete, weil dieser Irrthum Einfluß auf das Stück hat.

Da ich übrigens nach Deutschland wieder zurückkehre, so wird sich wegen der übrigen Bände in der Nähe besser verhandeln lassen.

Rom, den 21. März 1788.

Ew. Hochedelgeboren
ergebener Diener
Goethe.

Vierter Brief an Göschen.

Es ist mir angenehm zu hören, daß sich mit dem Manuscripte alles so gut schickt, der Ueberrest soll auch in Zeiten nachkommen. Ueberschicken Sie mir nur, wie ich Sie schon ersucht habe, gleich die Aus-

hängebogen doppelt. Herrn Lips werde ich wegen der Kupfer schreiben und seine Antwort mittheilen.

Schicken Sie doch ein geheftetes Exemplar meiner Schriften, auf ordinair Schreibpapier, an Herrn Pastor Plessig nach Wernigerode mit dem Ersuchen, solches seinem Sohne, Herrn Professor P. in Duisburg am Rhein, mit Gelegenheit zu übersenden. Ein Verzeichniß, wie ich die Exemplare meiner Schriften nun abgeliefert wünsche, will ich auch überschicken, damit wir einmal in Ordnung kommen.

Das Geld ist wohl angekommen; nämlich 68 Thaler für Herrn Lips. Auch Adelungs Orthographie.

Senden Sie mir doch baldigst

von Adelungs Wörterbuch den letzten Band. Die vier ersten besitze ich.

Sodann:

Anfangsgründe der Muskellehre. Wien bei Geßler. Klein Folio mit Kupfern.

Weimar, den 6. November 1788.

v. Goethe.

Ich habe Ursachen, warum ich die zwei letzten Gedichte der ersten Sammlung — Genuß und der Besuch — nicht abdrucken lassen will; haben Sie also die Güte, solche aus dem Manuscripte zu schneiden und mir sie zurückzuschicken.

Fünfter Brief an Göschen.

Ich habe das Paquet Bücher sowol, als den Correcturbogen richtig erhalten, nebst den ausgeschnittenen Gedichten. Auf die letzte Seite der ersten Sammlung, statt der zwei ersten Verse des Gedichtes Genuß, setzen Sie nachfolgendes Epigramm:

Süße Sorgen.

Weichet, Sorgen, von mir! — Doch, ach, den sterblichen Menschen
Lässet die Sorge nicht los eh' ihn das Leben verläßt.
Soll es denn einmal sein, so kommt ihr, Sorgen der Liebe!
Treibt die Geschwister hinaus; nehmt und behauptet mein Herz!

Sechster Brief an Göschen.

Vergebens habe ich bisher auf den letzten Bogen des achten Bandes gewartet. Haben Sie die Güte, mir solchen sobald als möglich zu überschicken. Auch wünschte ich zu wissen, in welcher Zeit Sie die bei Herrn Lips bestellten Titelkupfer zu haben wünschten. Er fragt darnach, um sich mit andern Arbeiten einrichten zu können. Leben Sie wohl.

Weimar, den 26. Januar 1789.

v. Goethe.

Siebenter Brief an Göschen.

In einiger Zeit wird sich ein junger Mann bei Ihnen melden, der Vulpius heißt und dem ich den einliegenden Brief einzuhändigen bitte. Er ist von guter Art und nicht ohne Talente; können Sie ihm, da er sich in Leipzig aufzuhalten gedenkt, Arbeit verschaffen, ihm durch Empfehlung oder sonst nützlich sein, so werden Sie mich verbinden.

Da ich mich seit langer Zeit für ihn interessire, ihn aber in einigen Jahren nicht gesehen habe, so wünschte ich: Sie schrieben mir ein Wort, wie Sie ihn finden. Aus seinen Briefen muß ich vermuthen, daß sein Gemüth durch verdrießliche Schicksale gelitten hat.

Die Messe macht Ihnen gegenwärtig wol vollauf zu thun. Wenn sie vorbei ist, werden wir wol an den Druck des sechsten Bandes gehen können.

Leben Sie wohl mit Ihrer Gattin und gedenken mein.

Weimar, den 23. April 1789.

J. W. v. Goethe.

Der Vulpius, den Goethe in Leipzig unterzubringen suchte, war sein nachmaliger Schwager, wegen

dessen er sich auch beim Buchhändler Breitkopf verwendete. Er hatte denselben, der 1762 in Weimar geboren war, vor seiner Reise nach Italien unterstützt, da er sich und seine Schwestern nur kümmerlich erhalten konnte. Um auch nur dies zu ermöglichen, begann Vulpius sehr jung zu schriftstellern. Er fand dann eine Anstellung als Privatsecretär in Nürnberg, die er aber bald wieder verlor, worauf er sich dort in sehr bedrängter Lage befand. Herder, der ihn auf seiner Reise nach Italien so traf, unterrichtete Goethe hiervon, und dieser bemühte sich nun mehrseitig, dem jungen Mann ein Unterkommen zu verschaffen. Göschen scheint, wie der nächste Brief Goethe's an ihn annehmen läßt, auch keine Aussicht eröffnet zu haben. Später fühlte sich Goethe durch sein Verhältniß zu Vulpius' Schwester verpflichtet, sich des Bruders noch nachdrücklicher anzunehmen; derselbe verdiente sich übrigens nachher durch seine schriftstellerischen Arbeiten, namentlich seine Romane, ferner durch seine Bühnenstücke und Bühnenbearbeitungen, vorzugsweise von Singspielen, zuletzt aber durch seine Anstellung als Bibliothekssecretär und als Bibliothekar genügenden Lebensunterhalt.

Achter Brief an Göschen.

Hiermit sende ich die ersten Scenen eines Stücks, bei dessen Ausführung ich mich nur um Ein Jahr Arbeit verrechnet habe. Was es geworden ist, mag das Publicum entscheiden.

Nun empfehle ich die allerstrengste Fürsorge bei den Correcturen. Die vorigen Bände sind leidlich, doch nicht ohne Mängel; bei diesem Stück werde ich auch den geringsten Fehler durch einen Carten zu verbessern bitten. Bei der höchsten Sorgfalt, die ich auf dieses Stück gewendet, wünsche ich auch, daß es ganz rein in die Hände des Publicums komme. Wann Sie das Exemplar mit lateinischen Lettern anfangen wollen, ist mir ganz gleich.

Was Herrn Vulpius betrifft, wiederhole ich, daß mir eine Gefälligkeit geschieht, wenn Sie diesem jungen Mann Ihren Rath und Beistand gönnen wollen. Er hat manche gute Eigenschaften und es fehlt ihm nicht an Talent. Bei den weitläufigen Bedürfnissen der Buchhandlung sollte es mich wundern, wenn er nicht, gut geleitet, sich einen mäßigen Unterhalt sollte verdienen können. Ich bin auch nicht abgeneigt, ihm von Zeit zu Zeit einige Unterstützung zu gönnen, nur was seine Einrichtung betrifft, darin kann ich nicht reden; das ist ganz seine Sache.

Leben Sie wohl. Das Manuscript von Tasso folgt nun nach und nach. Senden Sie mir ja gleich drei Exemplare der abgedruckten Bogen.

Weimar, den 22. Juni 1789.

v. Goethe.

Neunter Brief an Göschen.

Hiermit übersende ich den Schluß des ersten Actes. Die ersten Scenen werden glücklich angelangt sein. Die Fortsetzung des Manuscripts schicke ich nicht eher, als bis Sie solche verlangen; denn ich mag es immer noch einige Tage länger in den Händen behalten; es findet sich immer noch etwas zu retouchiren. Ich wiederhole meinen Wunsch, daß aufs strengste und sorgfältigste corrigirt werde.

Schicken Sie mir den Brief an Herrn Vulpius zurück; er ist nun zu alt geworden; mit der nächsten Post erhalten Sie einen andern.

Leben Sie wohl.

Weimar, den 29. Juni 1789.

Goethe.

Zehnter Brief an Göschen.

Weimar, den 20. August 1789.

Nunmehr habe ich drei gedruckte Bogen des Tasso erhalten. Senden Sie mir von Zeit zu Zeit auch

das Manuscript zurück, damit ich nachsehen kann, ob kein Druckfehler geblieben ist. Es wird ja nun wol mit dem Abdruck schneller gehn; denn sonst möchte der Band zu Michael (nicht?) fertig werden.

Herr Streiber in Eisenach hat mir für Ihre Rechnung 54 Thlr. 15 Gr. in Louisd'ors zu 5 Thalern gezahlt. Sie haben einiges für mich ausgelegt; senden Sie mir die Rechnung, damit ich wisse, was ich noch von Ihnen zu erhalten habe. Mit der Zahlung kann es bis Michael Anstand haben, nur daß ich alsdann die Summe in vollwichtigen Louisd'ors erhalte.

Ich danke Ihnen, daß Sie Herrn Vulpius so viel als möglich wollen behilflich sein; ich wünsche sehr, daß er sich in die Arbeiten, welche dort einen Unterhalt geben; schicken möge.

Leben Sie wohl. v. Goethe.

Elfter Brief an Göschen.

Die Probebogen des sechsten Bandes sind angekommen; ich wünschte nun das Manuscript zurück und zugleich zu dem dritten Exemplare des Tasso die fehlenden Bogen. Die Bogen A, B, C habe ich dreimal, die übrigen nur zweimal erhalten.

Weimar, den 4. Januar 1790.

v. Goethe.

Kaum hatte Goethe den „Tasso“ und die durch die Herausgabe seiner Schriften ihm zugewachsenen Arbeiten erledigt, so machte er sich an die Ausarbeitung jener tiefsinnigen Gedanken, welche ihm in Italien über die Umgestaltung der Pflanzen aufgegangen waren, und schrieb in Jena im Januar 1790 „Die Metamorphose der Pflanze“ nieder. Nun hatte er Göschen versprochen, ihm seine künftigen Arbeiten vor andern anzubieten; er meldete demselben daher, daß eine kleine Schrift fertig liege, wissenschaftlichen Inhalts, deren sofortigen Abdruck er wünsche. Göschen lehnte indessen den Druck ab, und Goethe konnte den Grund nicht begreifen, da jener durch das geringe Opfer von sechs Bogen Makulatur einen fruchtbaren, frisch wieder auftretenden, zuverlässigen, genügsamen Schriftsteller sich erhalten hätte. Doch war schnell ein anderer Verleger in Ettinger zu Gotha gefunden, an welchen das Heft am 6. Febr. desselben Jahres schon abgegangen war, um zur Ostermesse erscheinen zu können.

Indessen verstimmte jene Ablehnung Goethen gegen Göschen, wozu noch das Misfallen an der ohne Verabredung mit ihm von diesem veranstalteten geringern Ausgabe seiner Schriften in vier Bänden (1787 und 1789) kam. Er gab daher nicht nur

seine „Neuen Schriften" bei Unger in Berlin von 1792—96 in sechs Bänden heraus (ein siebenter folgte 1800 nachträglich), sondern konnte sich auch nicht enthalten, bei Dichtung der „Xenien" Ende 1795, von dem damals ebenfalls gegen Göschen verstimmten Schiller dazu angeregt, eine bittere Anspielung auf Göschen's „Reise von Johann" in dem Distichon zu machen:

Göschen.

Einen Helden suchtest du dir, um deinen Charakter
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann.

Doch mag Schiller, der Göschen für reichliche Bezahlung seiner bei diesem erschienenen Schriften Dank und Rücksichten schuldete, den Druck dieses Epigramms — wenn es ja Goethe ernstlich zur Aufnahme in den Almanach bestimmt gehabt haben sollte — abgewendet haben; er brachte dafür selbst in dem „Musenalmanach" ein Xenion, worin über Göschen's glänzende Ausgabe der damals schon nicht mehr zu dem Besten zählenden Werke Wieland's gespöttelt wurde, und vielleicht geht auch folgendes, von Schiller herrührende Xenion auf Göschen und ist solchenfalls als Abmilderung jenes von Goethe gedichteten zu betrachten:

Sachen, so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Lettres gethan.

Nachdem sich jedoch Schiller, wol durch Körner's Vermittelung, Göschen wieder genähert hatte, ergab sich auch eine Veranlassung, diesen wieder mit Goethe in Verbindung zu bringen. Göschen befand sich nämlich im Besitz eines noch ungedruckten Werks von Diderot: „Le Neveu de Rameau", und schickte dasselbe an Schiller mit dem ausgesprochenen Wunsche, davon eine Uebersetzung zu erhalten, welche er noch vor der Urschrift drucken wollte. Schiller schlug gegen Ende 1804 Goethen vor, die Uebersetzung zu übernehmen, worauf dieser auch, da ihn das Werk interessirte, sogleich einging; schon Ende Februar 1805 übergab er die Arbeit an Schiller, der sie am 1. März nach Leipzig abschickte. Nachträglich lieferte Goethe noch Anmerkungen, mit denen das Werk 1805 erschien.

Dies war indessen das letzte Werk von Goethe, welches bei Göschen, und das letzte bedeutende, welches überhaupt in Leipzig von ihm herauskam, obwol zwei hiesige Buchhandlungen zu denen gehörten, welche sich bei Goethe zu Uebernahme der Ausgabe seiner Werke letzter Hand meldeten, als deren Vorbereitung durch das 1825 vom Deutschen Bunde erworbene Privile-

gium bekannt wurde. Es waren dies die Firmen F. A. Brockhaus und Friedrich Fleischer.

Friedrich Arnold Brockhaus, welcher das erstgenannte Haus 1805 in Amsterdam begründet, 1811 nach Altenburg und 1817 nach Leipzig verlegt hatte, war 1823 gestorben, und seine zwei ältesten Söhne, Friedrich und Heinrich, führten damals im Namen der Erben das Geschäft. Jener war am 23. Sept. 1800 zu Dortmund geboren; er leitete später wesentlich die Buchdruckerei des Hauses, die sowol durch ihre mechanische Ausrüstung wie durch den Besitz von Schriften fast aller Sprachen, ingleichen durch Verbindung mit verschiedenen Nebenzweigen Berühmtheit erlangte. Friedrich Brockhaus zog sich Ende 1849 aus dem Geschäft zurück und starb am 14. Aug. 1865 in Dresden. — Heinrich Brockhaus, geboren am 4. Febr. 1804 zu Amsterdam, übernahm 1829 mit seinem Bruder Friedrich das Geschäft. Die vom Vater begonnenen bedeutenden literarischen Unternehmungen wurden von beiden Brüdern fortgeführt und neue begründet, auch in Paris 1837 eine Buchhandlung für deutsche und ausländische Literatur eingerichtet. Seit 1850 leitet Heinrich Brockhaus, gegenwärtig von seinen beiden Söhnen, Eduard und Rudolf, unterstützt, die Firma, die sich nach allen Richtungen

hin ausgedehnt hat, und steht ihr mit Kraft wie wissenschaftlichem und künstlerischem Sinne vor. In den Jahren 1842—48 berief ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die Landesvertretung, an deren Thätigkeit er sich mit seinem lebendigen Geiste fleißig betheiligte, und 1858 ward er von der Universität Jena honoris causa zum Doctor der Philosophie creirt.

Am 4. Mai 1825 reisten die Brüder Friedrich und Heinrich Brockhaus nach Weimar, entflammt von dem Gedanken, den Verlag der Werke Goethe's an sich zu bringen. Die Firma hatte schon aus dem Verlag von Unger in Berlin den Vorrath von „Goethe's neuen Schriften“ an sich gekauft, und dadurch, nach der damals in Mangel gesetzlicher Bestimmungen maßgebenden Praxis, zugleich Unger's Verlagsrecht daran erworben, weshalb die Brüder um so festere Aussicht auf Erfolg von ihren Bemühungen bei Goethe zu haben glaubten, wie sie denn auch hoffen durften, die ersten zu sein, welche ihm Anträge wegen der Verlagsübernahme stellten.

Goethe empfing am 5. Mai die Brüder aufs freundlichste, verwies sie jedoch in der Hauptsache an seinen Sohn, dem er das Geschäft abzumachen überlassen. Er erkundigte sich im übrigen mit Theilnahme nach dem Vater Brockhaus, dessen Thätigkeit

sich ihm so vielfach bemerklich gemacht hatte; namentlich war ihm das von demselben unternommene „Literarische Conversationsblatt“ eine stets willkommene Lektüre, und das berühmte „Conversations-Lexikon“ benutzte er häufig. Er scherzte über dasselbe („Zahme Xenien“, V):

Conversations-Lexikon heißt's mit Recht,
Weil, wenn die Conversation ist schlecht,
Jedermann
Zur Conversation es nutzen kann.

Goethe hatte noch in den letzten Zeiten seines Lebens die sechste Auflage dieses Werks nebst der „Neuen Folge“ und dem „Supplementbande“ auf seinem Arbeitstische stehen, und selbst in den Fieberphantasien der Krankheit, der er erlag, spielte dasselbe eine Rolle. Der siebente Band war nämlich abhanden gekommen und in seinem Wahnreden beschuldigte Goethe seinen Diener Friedrich, denselben gestohlen zu haben. Dieser war verständig genug, nicht zu widersprechen und sagte: er müsse bekennen, den Band an sich genommen zu haben, worauf Goethe besorgt fragte: er habe ihn doch nicht etwa verkauft? Der Diener verneinte dies, hinzufügend, er habe ihn verschenkt. „Nun“, meinte Goethe, auch seiner unbewußt noch ganz Humanität, „so kann dir noch durchgeholfen werden.“

Mit erhöhter Hoffnung wiederholten die beiden Brüder in der Mitte desselben Monats den Besuch in Weimar und verhandelten am 14. Mai mit Goethe dem Vater, am nächsten Tage mit dem Sohne, und boten jetzt bestimmt 50000 Thaler für ein zwölfjähriges Verlagsrecht. Das Gebot machte sichtlichen Eindruck und es kam sogar bis zum Aufsetzen eines Vertragsentwurfs mit August von Goethe, sodaß sie die Rückreise in der Ueberzeugung antraten, ihren Zweck erreicht zu haben. Indessen verzögerte August von Goethe die letzte Erklärung und machte immer noch Schwierigkeiten, und da überdies von den Verhandlungen mit Cotta verlautete, da ferner die Gebrüder Brockhaus sich einmal für den Verlag der Werke Goethe's begeistert hatten und sie auch bei einem höhern Gebot noch immer ein gutes Geschäft zu machen glaubten, so trugen sie im Juni schriftlich ein Honorar von 70000 Thalern an. Cotta hatte inzwischen, um den Abschluß der seinerseits geführten Verhandlungen durchzusetzen, auf die ihm bereits zustehenden Verlagsrechte an Werken Goethe's hingedeutet, und letzterer scheint ihm endlich hauptsächlich aus Scheu vor einem Streit über diese Rechte die Zusage ertheilt zu haben. Die Brüder Brockhaus ließen dagegen ihre Ansprüche aus dem Unger'schen

Verlage auf sich beruhen, zufrieden damit, daß sie bei den Verhandlungen Goethe's Bekanntschaft gemacht und ihm durch ihr Gebot ein höheres Honorar von Cotta verschafft hatten.

Der Inhaber der zweiten um den Verlag der Goethe'schen Werke sich bewerbenden Buchhandlung war Georg Friedrich Fleischer, ein Enkel jenes Johann Georg Fleischer, mit welchem Goethe seine erste Reise nach Leipzig zurückgelegt hatte. Ein Sohn dieses letztern, Johann Benjamin Georg, hatte 1788 eine Buchhandlung in Leipzig gegründet, und hier war ihm sein Sohn Friedrich am 6. April 1792 geboren worden, der 1818 ebenfalls eine Buchhandlung eröffnete. Derselbe war nicht nur thätig für sein Geschäft und zu seinem Vortheil, sondern auch zum allgemeinen Besten, namentlich für den Buchhandel Leipzigs, ja Deutschlands. Er stiftete den Verein der Buchhändler in Leipzig, regte zum Bau der in Leipzig errichteten Deutschen Buchhändlerbörse an sowie zur Einrichtung der mit derselben verbundenen großartigen Bestellanstalt für den deutschen Buchhandel. Seines werkthätigen Gemeinsinns wegen wurde er zum Mitglied des Stadtraths und des Directoriums der Leipzig-Dresdener Eisenbahn-Compagnie gewählt. Er starb am 22. Sept. 1863.

Dieser Buchhändler Fleischer hatte sich also 1825 an Goethe gewendet und um den Verlag der Gesammtausgabe der Werke beworben. Verdrießlich, daß er keine Antwort empfing, gab er seiner Empfindlichkeit hierüber in einem Briefe an den gleich ausführlicher zu besprechenden Johann Christian Maempel Ausdruck, und dieser erwiderte ihm im durchschimmernden Auftrage Goethe's: er könne ihm zur Beruhigung sagen, daß Goethe's Schweigen keine Zurücksetzung oder Vernachlässigung sei, sondern daß demselben nur die Zeit mangele, die Masse von Briefen, die von Buchhändlern eingegangen seien, zu beantworten, weshalb er sich vorgenommen habe, allen den Herren, die ihn beehrt hätten, in einem der gelesensten Blätter öffentlich zu danken. Maempel bemerkt ferner: Cotta habe 60000 Thaler geboten, es stehe aber noch dahin, ob Goethe sich mit ihm einlassen werde, weil er ihm noch immer grolle. Cottan war nämlich Goethe selbst schon zwei Jahre früher mit Anträgen wegen Ueberlassung dieser Ausgabe entgegengekommen; derselbe hatte aber die Sache hingezogen, und eben von dieser Lauigkeit war Goethe verstimmt worden. Er zeigte sich daher auch bei den fernern Verhandlungen, trotz der langjährigen Verbindung mit Cotta, wenig nachgiebig, und

dieser mußte endlich jenes erste Gebot bedingungsweise verdoppeln, um den Verlag zugesagt zu erhalten. Fleischer gab schon nach obiger Mittheilung Maempel's den Kampf auf, da er damals nur erst geringe Mittel in sein Geschäft hatte wenden können; um aber doch bei der Herausgabe der Werke betheiligt zu sein, lieferte er Kupfer zur Taschenausgabe, was er sofort nach der Bekanntmachung des Erscheinens derselben anzeigte.

Die Verbindung mit Maempel gab indessen Anlaß, daß ein paar Kleinigkeiten von Goethe aus Fleischer's Verlag hervorgingen. Maempel, ein Thüringer, hatte als Feldjäger in französischen und englischen Diensten merkwürdige Schicksale gehabt, hielt sich dann in Weimar auf, beschrieb seine Fahrten und fand in Goethe einen Beschützer, der sich bereit erklärte, Maempel's Schrift mit einem Vorwort zu versehen. Diese befindet sich in dem 1825 — jedoch mit der Jahreszahl 1826 — bei Friedrich Fleischer erschienenen Buche: „Der junge Feldjäger in französischen und englischen Diensten während des spanisch-portugiesischen Kriegs von 1806—1816. Eingeführt durch J. W. von Goethe.“ Den Titel hat Goethe selbst angegeben, der dann das Buch auch in „Kunst und Alterthum“ (V, 1) besprach.

Ein Kriegsgenosse Maempel's — angeblich, wahrscheinlich er selber — schilderte hierauf ähnliche Abenteuer, und zwar mit noch mehr Geschick als jene ersten; Goethe fand, daß „das Dingelchen", wie er sich ausdrückte, recht gut zum „Feldjäger" passen würde, und gab hierzu ebenfalls ein Vorwort; mit diesem kam 1826, wieder bei Fleischer, heraus: „Des jungen Feldjägers Kriegskamerad, gefangen und strandend, immer getrost und thätig. Eingeführt von Goethe." Zwei ferner in Fleischer's Verlag 1827 herausgekommene Schriften: „Des jungen Feldjägers Landsmann unter ähnlichen Schicksalen", und „Des jungen Feldjägers Zeitgenosse in preußischen, französischen, englischen und sardinischen Diensten", tragen zwar ebenfalls auf dem Titel die Bemerkung: „Eingeführt von J. W. v. Goethe"; doch ist dies nur eine Wiederholung vom Titel der ersten Schrift „Der junge Feldjäger"; höchstens könnte dafür bei „Des jungen Feldjägers Landsmann" eine Rechtfertigung darin gefunden werden, daß Goethe seiner in der Vorrede zu den „Memoiren Robert Guillemard's" gedenkt.

Goethe kam in seinen letzten Jahren auch wieder in Berührung mit der Weidmann'schen Buchhandlung, früher Weidmann's Erben und Reich. Seit 1830 war dieselbe im Besitz von Salomon Hirzel und

Karl August Reimer. Jener, geboren am 13. Februar 1804 in Zürich, wol der erste, welcher Drucke, Handschriften, Zeichnungen, Bildnisse und dergleichen von Goethe, sowie damit Zusammenhängendes sammelte, besitzt nunmehr jedenfalls die bedeutendste solche Sammlung, die er durch seine, von einem trefflichen Gedächtniß unterstützte genaue Kenntniß alles Einschlägigen, durch ein sorgfältig ausgearbeitetes gedrucktes Verzeichniß seiner Goethe-Bibliothek, durch als Handschrift gedruckte Mittheilungen aus dieser und durch seine entgegenkommende Gefälligkeit der Literaturgeschichte und jedem Goethe-Freunde werthvoll gemacht hat. Er gründete am 1. Jan. 1853 in Leipzig eine neue Buchhandlung unter seinem Namen, die sich seitdem durch den Verlag größerer bedeutender Werke ausgezeichnet hat, während der Bruder seiner Gattin, obengenannter Reimer, der am 26. Oct. 1801 zu Berlin geboren ward, die Weidmann'sche Buchhandlung allein übernahm und nach seiner Vaterstadt übersiedelte, wo er am 29. Juli 1858 starb.

In jener Buchhandlung zu Leipzig erschien nun 1829 und 1830 der „Musenalmanach für das Jahr 1830 (beziehentlich 1831), herausgegeben von Amadeus Wendt". Die Handlung richtete an den Kanzler von Müller in Weimar das Ersuchen, Beiträge von

Goethe zu vermitteln, was auch von Erfolg war, indem dieser zum ersten Jahrgange „Die ersten Erzeugnisse der Stotternheimer Saline, begleitet von dichterischem Dialog zwischen dem Gnomen der Geognosie und der Technik, überreicht zum 30. Januar 1828 mit getrostem Glück auf! C. Glenck, Salinendirector, unterthänigst“, zum folgenden Jahrgange aber acht kleinere epigrammatische Gedichte einsandte. Da Goethe kein Honorar für diese Beiträge beansprucht hatte, so bezeigte die Buchhandlung ihre Dankbarkeit das eine mal durch Uebersendung zweier in Berlin schön gemalten Porzellantassen, deren Empfang Goethe in seinem Tagebuch unterm 29. December 1828 erwähnt, das andere mal durch einige Lichtbilder von Porzellan (Photophanien), die damals etwas Neues waren. Der Kanzler von Müller, durch welchen diese Gaben ebenfalls gegangen waren, theilte der Handlung die günstige Aufnahme ihrer Geschenke seiten Goethe's mit. Der vierte Jahrgang desselben Almanachs (auf 1833), welcher dann den Namen „Deutscher Musenalmanach“ führte und von Adalbert von Chamisso herausgegeben wurde, brachte aus Goethe's Nachlaß noch einige kleinere Gedichte, sowie später der neunte Jahrgang (für 1838) von Stöber mitgetheilte Gedichte Goethe's an Friederike Brion.

Noch ist zu erwähnen, daß Goethe, wie er Dyk und Göschen 1796 in antik-metrischen Zeilen zu Leibe ging, einige Jahre darauf in einem gereimten Angriff auf seine Gegner, „Der neue Alcinous" überschrieben, ebenfalls einen leipziger Buchhändler spöttisch nannte: Paul Gotthelf Kummer (geboren am 29. Dec. 1750 zu Mutzschen, als dreizehnter Buchhändler — trotz erhobener Bedenken wegen Ueberfüllung des Gewerbes — sich 1776 in Leipzig niederlassend, gestorben daselbst am 25. Febr. 1835), und zwar darum, weil er Kotzebue's Verleger war, der gegen Goethe namentlich in seiner Zeitschrift: „Der Freimüthige" sehr feindselig aufzutreten pflegte.

Leipzigs Bedeutung für den Buchhandel gab endlich noch Anlaß, daß hier eine auf die Ausgabe der Werke Goethe's letzter Hand bezügliche Angelegenheit ausgefochten ward; da jedoch diese Verhandlungen durch den weimarischen Generalconsul Heinrich Küstner, der auch sonst in mannichfachem Verkehr mit Goethe stand, geführt wurden, so eignet sich ihre Darstellung besser für den nächsten Abschnitt.

IV.

Geschäftsmännische Verbindungen.

Leipzigs Bedeutung als Handelsplatz war Veranlassung, daß das Großherzogthum Sachsen einen Generalconsul hier hatte, mit welchem Goethe sich in geschäftliche Beziehung setzen konnte, und auch seine Bankierhäuser boten Gelegenheit zum Verkehr. Es sind deshalb hier namentlich Heinrich Küstner, sowie Frege und Compagnie zu nennen.

Felix Ferdinand Heinrich Küstner war der Sprößling eines alt angesehenen leipziger Geschlechts; sein Urahn war aus Frankfurt a. M. hierher gezogen und hatte 1670 das Handlungshaus gestiftet, welches bei verschiedenen Aenderungen der Firma noch heute blüht. Jener Heinrich Küstner wurde am 27. Febr. 1778 hier geboren, empfing eine vorzügliche Erziehung, erlernte von 1793 an die Kaufmannschaft in Magdeburg, arbeitete seit 1796 im

väterlichen Geschäft, nahm 1801 zu seiner Ausbildung einen längern Aufenthalt in Paris, von wo aus er Frankreich und Italien bereiste, trat nach der Rückkehr, noch 1801, als Theilhaber in das Stammgeschäft ein, verheirathete sich 1807 mit Luise Emilie Rode aus Dessau, wurde 1819 alleiniger Inhaber des Handlungshauses Heinrich Küstner und Compagnie, übernahm 1823 das großherzoglich sachsen-weimarische Generalconsulat, erhielt 1825 das Ritterkreuz des Weißen Falkenordens, bekam in diesen Jahren auch städtische Vertrauensämter übertragen, unternahm 1827 und 1828 eine Reise nach Nordamerika — damals weniger leicht und schnell zurückzulegen als jetzt —, um seinen ältesten Sohn dahin zu bringen, und starb am 2. April 1832. Den mit der ersten Bildung eingeimpften Wissenstrieb pflegte er durch sein ganzes Leben; noch in seinen letzten Jahren besuchte er Vorlesungen an der Universität über Philosophie, Anthropologie, Physik und Chemie. Wie ein trefflicher Gatte und Vater, so war er auch ein heiterer, geistvoll belebender Gesellschafter.

Sein Amt als Generalconsul und die aus Anlaß desselben unternommenen öftern Reisen nach Weimar brachten ihn in Berührung mit Goethe, welcher ihn als einen für alles Schöne und Edle begei-

sterten Mann schätzen lernte, aber auch in ihm, seiner mannichfaltigen Kenntnisse und Verbindungen wegen, einen Vermittler für verschiedene Besorgungen fand, die er durch einen Kundigen ausgeführt wünschte. Auf eine solche bezieht sich ein Zettel oder Goethe's

Erster Brief an Küstner.

Die bronzene Medaille Carl X. von Frankreich behalte für das Großherzogliche Münzcabinet; desgleichen wünsche Ein Fünffrankstück, auch kleinere Silbermünzen mit dem Bildniß des jetzigen Königs.

Weimar, den 27. April 1825.

Goethe.

Eine rein persönliche Angelegenheit berührt der nächste Brief. Die Feier des 7. November 1825, als der Erinnerung an den Tag, an welchem Goethe vor funfzig Jahren Weimar betreten hatte und der nach dem Willen des Großherzogs zugleich als Tag seines Eintritts in den weimarischen Dienst gelten sollte, war auch in Leipzig begangen worden, und namentlich hatte Legationsrath Gerhard zu Ehren desselben am 19. Nov. in der Gesellschaft Lyra eine Festlichkeit veranstaltet; vielleicht waren es die dort zum Vorschein gekommenen Dichtungen, welche Küst-

ner Goethen geschickt hatte und worauf dieser ihm so antwortete:

Zweiter Brief an Küstner.

Hochwohlgeborner
Insonders hochzuehrender Herr!

Es ist noch dieselbige Stadt Leipzig, in die ich, gerade nunmehr sind es sechzig Jahre, mit der Welt völlig unbekannt, voll Zutrauen und Hoffnung eintrat; dieselbigen Straßen sind es noch, in denen ich auf- und abwandelte, dieselben Häuser, wo ich aus- und einging, und vielleicht dieselben Zimmer, die mich als junges wunderliches Wesen so freundlich aufnahmen; sie sind es noch, wo nunmehr nach einem solchen Zeitraum vor neu erworbenen Freunden eine ehrenhafte Feier meiner Ansiedelung in der Nachbarschaft, als bedeutend für die Gegend und für mein Vaterland folgenreich, in diesen letzten Tagen veranstaltet worden. Jemehr ich die Vergangenheit überschaue, wie sie sich zur Gegenwart herangebildet hat, desto mehr habe ich mich zu fassen und das Glück anzuerkennen, das meinem unablässigen Streben geworden ist.

Da der Trieb, das Gute und Wünschenswerthe zu verwirklichen, von jeher alle Welt in Thätigkeit

setzte, so darf ich mich wol erfreuen, daß gerade das meiner Natur gemäß war, was auf jene Zwecke hindeutete; denn gerade wenn ich meine zufälligen und vorsätzlichen Einwirkungen auf die Außenwelt im Laufe meines Lebens betrachtete, so hätte ich oft zweifeln können, ob im Einzelnen das, was ich zu leisten wünschte, auch zu billigen sei; wenn aber zuletzt der Rechnungsabschluß, die Vergleichung des Sollen und Haben, zu meinem Gunsten ausfällt, dergestalt, daß die Besten meiner Nation sich daran erfreuen und mit Eifer und Lebhaftigkeit auf die anmuthigste Weise es anerkennen, so habe ich weiter nichts zu wünschen, als nur die übrige Zeit, welche mir zu verweilen vergönnt ist, in einem solchen Gleichgewicht zu bleiben, daß ich weder an mir selbst, noch ein Anderer an mir jemals irre werden könne.

Nehmen Sie diese traulichen Aeußerungen als Wirkung derjenigen Empfindungen an, welche Ihr ehrenwerthes Schreiben und die anmuthigen Beilagen bei mir erregen mußten, und vertheilen Sie die anliegenden Blättchen unter die wohlwollenden Freunde, denen ich aufs besonderste empfohlen zu sein wünsche.

Weimar, den 24. December 1825.

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Die Beilagen des Briefs waren: erstens Goethe's bekanntes, nach jenem Jubiläum von ihm vertheiltes Bildniß, nach Rauch's Büste gestochen von Schwerdgeburth, mit der facsimilirten Unterschrift:

Meinen feyerlich Bewegten
Mache Danck und Freude kund:
Das Gefühl das sie erregten
Schliesst dem Dichter selbst den Mund.
1825. Goethe.

zweitens ein Abdruck des zu Goethe's Jubiläum von Perthes in Gotha der Bibliothek zu Weimar überlassenen Briefs der Aeltern Goethe's an den dänischen Consul Schönborn in Algier vom 24. Juli 1776, worin jene ihres Sohnes Uebersiedelung nach Weimar mittheilten.

Ein Vorspiel der oberwähnten buchhändlerischen Angelegenheit war folgendes. Unterm 11. Juli 1825 hatte das Oberconsistorium zu Dresden einen Schein ausgefertigt, worin auf Grund des bezüglichen Bundesbeschlusses die kostenfreie, sogar das vorschriftsmäßige Freiexemplar ausschließende Ertheilung eines Privilegs gegen den Nachdruck der beabsichtigten Ausgabe der Werke Goethe's zugleich mit der Bestimmung ausgesprochen war, daß dieser Schein den Buchhändlern durch den zu Leipzig bestellten Bücher-

inspector zu insinuiren sei, um in Kraft zu treten. Goethe wandte sich deshalb im

Dritten Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

haben so vielfach bewiesen, daß Sie mir irgend etwas Angenehmes zu erzeigen die Geneigtheit hegen, und ich nehme mir daher die Freiheit, Dieselben abermals zu ersuchen, in einem vorliegenden Geschäft eine gefällige Vermittelung zu übernehmen.

Ich habe auf Anordnung des königlich sächsischen Kirchenraths und Oberconsistoriums zu Dresden einen von demselben ausgestellten Schein in Betreff des mir allergnädigst zugestandenen Privilegiums an den Herrn Bücherinspector, gegenwärtig, wie ich höre, Johann Michael Jäger, einzusenden, damit jene allerhöchste Intention den Buchhändlern insinuirt und zur Nachachtung bekannt gemacht werde.

Da es nun höchst wünschenswerth ist zu erfahren, daß beiliegendes, in dieser Absicht ausgefertigte Schreiben gedachtem Bücherinspector sicher und gewiß zu Handen gekommen, so habe ich Ew. Hochwohlgeboren ersuchen wollen, selbiges besorgen zu lassen und, wie solches geschehen, mir geneigte Nachricht zu geben.

Der ich diese Gelegenheit ergreife, mich Denenselben angelegentlichst zu empfehlen und mich hochachtungsvoll zu unterzeichnen

Weimar, den 12. September 1826.

Ew. Hochwohlgeboren gehorsamster Diener J. W. v. Goethe.

Ins Jahr 1827 dürfte ein persönliches Zusammentreffen Küstner's mit Goethe fallen; denn damals schrieb letzterer sich in dessen Stammbuch ein, und zwar auf ein Blättchen mit einem der Bilder, mit welchem er 1825 beim Regierungsjubiläum des Großherzogs sein Haus geschmückt hatte, nämlich auf das, welches den über der Erde schwebenden Genius darstellt:

Wenn am Tag Zenith und Ferne
Blau in's Ungemess'ne fliesst,
Nachts die Uberwucht der Sterne
Himmlische Gewölbe schliesst;
So am Grünen so am Bunten
Kräftigt sich ein reiner Sinn,
Und das Oben wie das Unten
Bringt dem edlen Geist Gewinn.

Zu wohlwollendem Andenken Goethe.

Weimar d. 1. May 1827.

(Mit dem Datum des 28. August desselben Jahres schickte Goethe eben diesen Vers durch Regisseur Wagener an Hofrath Dr. Schütte in Bremen.)

Um eine Anschaffung, wahrscheinlich zum Zwecke der Untersuchungen des Professor Döbereiner über Platina, handelte es sich in Goethe's

Viertem Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

um eine kleine Gefälligkeit zu bitten, nehme ich mir hierdurch die Freiheit, deren Verzeihung ich hoffen darf.

Ich wünschte zu erfahren, ob gegenwärtig Platina in Leipzig verkäuflich zu finden sei und wie viel für das Loth allenfalls gefordert werde?

In Betracht Ihrer vielfachen Geschäfte füge nichts weiter hinzu, als die Bitte um ein fortdauerndes geneigtes Andenken und die Versicherung einer ausgezeichneten Hochachtung.

Weimar, den 21. October 1828.

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Die Zusendung der Radirung von Goethe's Gartenhaus mit der facsimilirten Unterschrift

Ubermüthig sieht's nicht aus
Dieses stille Gartenhaus
Allen die darin verkehrt
Ward ein guter Muth bescheert
Goethe 1828

fällt zwischen obigen und den

Fünften Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

gefällige Besorgung meiner wegen des Preises der Platina gethanen Anfrage erkenne mit verpflichtetem Dank; die Auslage deshalb nebst dem Betrage des Leipziger Taschenbuchs an 5 Thaler 4 Groschen erfolgen baar mit der Post; wie denn das in Dresden radirte Bild meines Gartenhauses schon an Dieselben abgegangen ist. Von einem lithographirten Blatte ist mir nichts bekannt geworden.

Daß eine in Allem so wohlgegründete Stadt wie Leipzig, wo so viel wichtige Männer und schöne Talente versammelt sind, auch wol einen Winter sich ohne Theater gesellig beschäftigen und unterhalten werde, daran hab' ich niemals gezweifelt, ja es ist als eine Wohlthat anzusehen, daß man einmal erinnert werde, wie viel Resourcen vorhanden seien, die nicht sowol als Surrogate, sondern als Ersatz für ein Vergnügen sich erweisen, bei welchem öfters mehr Gewohnheit und Vorurtheil, als wahrhafte Unterhaltung das Gefühl eines nothwendigen Bedürfnisses aufzudrängen pflegt. Indessen wollen wir Alles zu seiner Zeit ehren und genießen, wie es die Umstände geben, und nicht verfehlen uns auch diesen Winter

durch so sinnig, geistreich und geistig als möglich in guter Gesellschaft zu unterhalten.

In vollkommenster Hochachtung
mich nennend
Weimar Ew. Hochwohlgeboren
d. 15. Novbr. gehorsamsten Diener
1828. J. W. v. Goethe.

Unter dem „Leipziger Taschenbuch“ wird wol „W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen“, welches in Leipzig bei Göschen erschien, zu verstehen sein.

In einem geistvollen Briefe vom 18. Aug. 1830 schickte Küstner Goethen, dem, wie er sagt, doch „fast niemand mit gleicher Münze seinen Dank zu bezahlen“ vermochte, zum Geschenk eine der ersten eigenen Münzen, die seit 2000 Jahren wieder auf Griechenlands Boden nach dessen Wiedergeburt geschlagen worden, sowie eine der wenigen Münzen des Kaiserthums Mexico unter Iturbide. Hierauf berichtet er, daß sein Sohn Albert — der das Jahr darauf königlich sächsischer Consul in Mexico ward — dort unter sehr vortheilhaften Verhältnissen sich niedergelassen habe; er spricht dann mit einiger Begeisterung von der damaligen französischen Revolution, bittet

endlich Goethe im Namen einiger würdigen und liebenswürdigen Frauen, auf einige umränderte Blättchen, die er beifügt, seinen Namen zu schreiben, und schließt: „Ich möchte dabei im Namen meiner schönen Supplicantinnen Werther's Bitte an Lotten thun: «Streuen Sie keinen Sand auf die Zettelchen.»“ — Es erging hierauf von Goethe der

Sechste Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

angenehme Sendung schließt sich an das mannigfaltige Gute, was mir auch diesmal zu meinem Geburtstag geworden ist. Ich habe dafür um desto lebhafter Dank zu sagen, als ich mir wirklich eine griechische Münze besonders gewünscht und die mexicanische mich wirklich überraschte. Haben Sie die Güte in ähnlichen Fällen meiner zu gedenken. Sollten Sie mir durch Ihren Herrn Sohn, zu dessen guter Stellung in der fernen Welt ich Glück zu wünschen habe, eine Stufe gediegenen Silbers aus den ehemaligen Bergwerken von Potosi oder sonst, etwa an Werth einer halben kölnischen Mark, um billigen Preis verschaffen können, so würde ich dadurch mich verpflichtet fühlen. Es kann nicht fehlen, daß in Cabineten, vielleicht auch im Handel, noch

dergleichen von frühern Zeiten anzutreffen und einem thätigen Freunde zugänglich sein möchten. Man hat mich von Petersburg aus in diesen Tagen mit zwei bedeutenden gediegenen Stufen von Gold und Platina höchlich erfreut, eine dritte aus jenem Welttheil dazwischen liegen zu sehen, würde seiner Zeit mir ein angenehmer und belehrender Anblick sein.

Die übersendeten Blättchen kehren, nach Verlangen mit wenigen Worten und Ziffern bezeichnet, zurück, und ich darf hoffen, daß die übrigen Beilagen in demselbigen Sinne nicht unwillkommen sein werden.

Auch mir, in meinen hohen Jahren, erregen die neuesten Begebenheiten Antheil und Nachdenken; ich sehe so manche Jahre dem Gange der Gesinnungen und der Thaten zu, und ich muß mich freuen, das Wünschenswerthe immermehr durchdringen zu sehen.

Weimar den 31. August 1830.

Ew. Hochwohlgeboren
gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Auf eins der zurückgesendeten umränderten Blättchen hat Goethe geschrieben:

Lieben belebt.

W. d. 28. Aug. 1830.

J. W. Goethe.

Auf ein anderes:

Le Mal qui arrive dans les Gouvernement ne se voit pas tout d'un coup.

Die andern Beilagen waren: das gedruckte Gedicht „Die Feyer des siebenten Novembers 1825 dankbar zu erwiedern", mit der eigenhändigen Unterschrift:

erneut
d. 28. Aug. J. W. Goethe.
1830.

Ferner wahrscheinlich acht Octavblätter mit folgenden quer geschriebenen Facsimiles Goethe's:

Die Nachtigall sie war entfernt
Der Frühling lockt sie wieder;
Was neues hat sie nicht gelernt,
Singt alte liebe Lieder.
May 1830. J. W. Goethe.

Eines schickt sich nicht für alle,
Sehe jeder wo er bleibe,
Sehe jeder wie er's treibe,
Und wer steht dass er nicht falle.
Johanni 1830. J. W. Goethe.

Schwer, in Waldes Busch und Wuchse,
Füchsen auf die Spur gelangen;
Hält's der Jäger mit dem Fuchse,
Ist's unmöglich ihn zu fangen.
Johanni 1830. J. W. Goethe.

Lass dich nur in keiner Zeit
Zum Widerspruch verleiten!
Weise fallen in Unwissenheit
Wenn sie mit Unwissenden streiten.

Johanni 1830. J. W. Goethe.

Liegt dir Gestern klar und offen,
Wirckst du Heute kräftig treu;
Kannst auch auf ein Morgen hoffen,
Das nicht minder glücklich sey.

Johannis 1830. J. W. Goethe.

Know'st thou Yesterday, its aim and reason
Work'st thou well Today for worthy things,
Then calmly wait the Morrows hidden season,
And fear not thou what hap soe'er brings.

June 1830. J. W. Goethe.

Chaque jour est un bien que du ciel je reçoi,
Profitons aujourdhui de celui qu'il nous donne;
Il n'appartient pas plus aux jeunes gens qu'a moi,
Et celui de demain n'appartient a personne.

ce 24 Juin 1830. J. W. Goethe.

Nun sieht man erst was Rose sey
Jetzt da die Rosenzeit vorbey;
Ein Spätling noch am Stocke glänzt
Und ganz allein die Frühlingszeit ergänzt.

Juli 1830. J. W. Goethe.

Diese Gedichte sind insgesammt älter als der ihnen beigesetzte Tag; denn es ist gedruckt: das erste 1827 unter der Ueberschrift „Ländlich" in „Goethe's Werken"; das zweite 1789 in „Goethe's Schriften"

als Schluß des Gedichts „Beherzigung", jedoch dort und sonst in den Werken immer mit umgekehrter Reihenfolge der zweiten und dritten Zeile; das dritte Gedicht 1827 in den „Werken" unter der Abtheilungsüberschrift „Parabolisch"; das vierte 1819 im „Westöstlichen Diwan — Buch der Sprüche"; das fünfte 1826 als facsimilirte Unterschrift unter dem Steindruck von Goethe's Bildniß nach Karl Vogel von Vogelstein; das letzte endlich 1829 unter IX der „Chinesisch-Deutschen Jahres- und Tageszeiten" im „Berliner Musenalmanach für das Jahr 1830", wo jedoch, wie auch später immer, „Rosenknospe" anstatt „Rose" und „Blumenwelt" anstatt „Frühlingszeit" steht. Die beiden Uebersetzungen sind wahrscheinlich auch von Goethe, doch läßt es sich nicht als gewiß behaupten.

Goethe's vier folgende Briefe betreffen nun die schon oben gedachte buchhändlerische Angelegenheit, und zwar einen anscheinend beabsichtigten Nachdruck von Goethe's Werken. Den Sachverhalt berichtet erschöpfend der

Siebente Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

verzeihen, wenn ich in so prägnanten Augenblicken, da die öffentlichen

Angelegenheiten alle Ihre Aufmerksamkeit fordern, dieselbe für einen Augenblick einem Privatgeschäft zuzuwenden bitte.

Schon vor so viel Jahren erwiesen Dieselben sich geneigt mein Gesuch um ein schützendes Privilegium für meine sämmtlichen Werke, welches ich, sowie an die höchsten deutschen Bundesglieder, so auch vorzüglich an Ihro Königliche Majestät von Sachsen gelangen ließ, durch Ihre Vermittelung zu befördern. Ich ward des allgemeinen sowol, als besonderen Wunsches gewährt und es erscheint zu Michael die erste Lieferung.

Nun aber findet sich in einer Beilage des „Hamburger Correspondenten“, welche mir abschriftlich, ohne Bezeichnung der Nummer zugekommen, folgende Anzeige:

„Einladung zur Subscription auf eine schöne und wohlfeile Ausgabe von Goethe's Schriften.

Des Hochgefeierten Werke, die früher unvollständig 80 Mark kosteten, erscheinen jetzt, um sie auch Minderbegüterten zugänglich zu machen, vollständig in einer eleganten Taschenausgabe, der Band von 300 Seiten, sauber geheftet, zu nur 1 Mark.

Vom 15. September an liefern wir wöchentlich einen solchen Band, so daß die respectiven Sub-

scribenten nach Verlauf von ohngefähr 16 Monaten im Besitz der sämmtlichen Werke sind. Probeexemplare liegen zur gefälligen Ansicht bereit. Bestellungen erbitten bald

Schuberth und Niemeyer
in Hamburg und Itzehoe."

Einem solchen kühnen, gesetzwidrigen Unternehmen hat man allerdings entgegen zu arbeiten, wobei ich mir Ew. Hochwohlgeboren Rath und kräftige Mitwirkung erbitte, und deshalb anfrage: ob nachfolgende Expeditionen nach Ew. Hochwohlgeboren Ueberzeugung nöthig und nützlich sein möchten.

1) Ein Schreiben an das Königliche Consistorium zu Dresden in Bezug auf das von demselben ausgefertigte Privilegium, begleitet von dem Ansuchen, die dem Büchercommissar zu Leipzig damals gegebenen Befehle bei gegenwärtiger Gelegenheit, besonders auch bei bevorstehender Messe wiederholt einzuschärfen.
2) Ein Schreiben an den Büchercommissarius selbst mit dem Ersuchen, seine Aufmerksamkeit zu verdoppeln, daß weder ein solches Musterbändchen in Leipzig vorgewiesen, noch viel weniger eine Subscription darauf eröffnet werde. Bei die-

ser Gelegenheit würde zu bemerken sein, daß das ihm gebührende, bisher zurückgelegte Exemplar, sobald das Werk vollständig sei, abgeliefert werden solle.

3) Ein Schreiben an den Magistrat nach Hamburg in Bezug auf das von demselben, eben wie von allen Gliedern des durchlauchtigsten Bundes, ertheilten Privilegiums, mit Bitte, die schon gedruckten zu confisciren, den Nachdruck zu bestrafen und die weitere Fortsetzung ernstlich zu verbieten.

4) Ein gleiches an die oberste Justizbehörde in Itzehoe. Vielleicht könnten Hochdieselben mir anzeigen, ob dort ein Stadtmagistrat oder ein Königlich Dänischer Oberamtmann deshalb anzugehen sei? Wie ich mir denn wegen dem Inhalt dieser Ausfertigungen Ew. Hochwohlgeboren Rath und einsichtige Bemerkungen erbeten haben will.

Uns allen, und in diesem Augenblick den königlich sächsischen Landen besonders, baldige Beruhigung der öffentlichen Angelegenheiten wünschend, und mich zu geneigtem Andenken bestens empfehlend.

Nach allem diesem, welches eilig vermelden zu müssen glaubte, geht mir noch bei: ob nicht Ew. Hoch-

wohlgeboren die Gefälligkeit hätten, den Herrn Büchercommissarius von dieser Angelegenheit vorläufig zu benachrichtigen, und seine Aufmerksamkeit darauf zu lenken? Da Michael herannaht, und jene Wege, besonders bei jetzigen Zeitläufen, nicht sobald als zu wünschen wäre ans Ziel führen dürften.

Einem geprüften Wohlwollen und anerkannter Thätigkeit mich und das Meine auch fernerhin angelegentlichst empfehlend.

In vollkommenster Hochachtung

Weimar d. 14. September 1830.

Ew. Hochwohlgeboren
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Die wiederholten Anspielungen auf die Unruhen, welche im September 1830 Leipzig und Dresden bewegten, sind verständlich, einer Erläuterung bedarf aber die Bezugnahme auf die damalige Verfassung in Preßangelegenheiten. Diese waren einer in Leipzig bestehenden Büchercommission anvertraut, welche aus einem Abgeordneten der Universität, der den Vorsitz führte, und einem Abgeordneten des Stadtraths, welchem die Leitung der Verhandlungen zustand, gebildet war. Im Jahre 1830 waren diese Abgeordneten der Professor Dr. Daniel Beck und der

Baumeister Dr. Stieglitz. Einen Einzelbeamten, welcher die Stelle eines Büchercommissars begleitet hätte — wie Goethe im Briefe annimmt — gab es nicht. Das mit den Buchhändlern verkehrende Organ der Büchercommission war der Bücherinspector, damals der Raths-Viceactuar Johann Michael Jäger, der aber bald darauf infolge der Unruhen als eine misliebige Person für gerathen fand, sich von Leipzig zu entfernen.

An die Büchercommission wandte sich nun der Generalconsul Küstner sofort und beantragte im Namen Goethe's Beschlagnahme der sich etwa vorfindenden Exemplare der von Schuberth und Niemeyer angekündigten Ausgabe der Werke, sowie ferner zuvorkommende Verfügung an die hiesigen Buchhandlungen. Dem Antrage wurde zu fügen beschlossen, die Ausfertigung jedoch beanstandet, da zu den Acten bemerkt worden war: bei einer gelegentlich mit dem Commissionär von Schuberth und Niemeyer, dem Buchhändler Ferdinand August Taubert, genommenen Rücksprache habe dieser versichert: es müsse ein Irrthum obwalten, da er erst vor dreiviertel Jahr 14 Centner der Cotta'schen Ausgabe von Goethe's Werken an Schuberth und Niemeyer befördert habe.

Küstner meldete am 19. Sept. Goethen das Ge-

schehene, rühmte die Thätigkeit des Actuars Jakob Friedrich Müller, welcher die Angelegenheit bei der Büchercommission zu führen hatte, bemerkte, daß eine weitere Eingabe für Sachsen nicht, wol aber eine Antragstellung bei den zuständigen Behörden in Hamburg und Itzehoe nöthig erscheine, und schlug vor, sich deshalb an den weimarischen Consul in Hamburg, Robert Victor Swaine, und an den weimarischen Hofagent und Commerzienrath Jonas Mylius dortselbst zu wenden, hinzufügend, daß wol auch der, wegen der damals bevorstehenden Naturforscherversammlung dorthinreisende weimarische Obermedicinalrath von Froriep für die gehörige Betreibung der Angelegenheit persönlich wirken könne.

Goethe schrieb umgehend zurück im

Achten Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

längst anerkannter Thätigkeit und der, in jetzigen Zeiten doppelt hoch zu schätzenden Bereitwilligkeit eines verehrten Stadtmagistrats zu Leipzig weiß ich nicht genug zu danken.

Ganz eigen sind die Ausflüchte des vorgeforderten Buchhändlers, worüber ich mich nicht weiter äußere, da ich so glücklich bin im Augenblick ein

Schreiben des Herrn von Cotta zu erhalten, worin er seine Mißbilligung des gedachten Nachdruckes deutlich genug ausspricht, indem er mich auffordert in Hamburg und Kopenhagen dagegen zu wirken. Es liegt dasselbe, um jene Einstreuungen zu beseitigen, in vidimirter Abschrift bei.

Die durch Ew Hochwohlgeboren eingeleitete Wirkung in Leipzig ist von erster und größter Bedeutung und bitte daher derselben fernere Folge zu geben. Nach Hamburg hab' ich die Angelegenheit an Herrn Consul Swaine gebracht, auch Herrn Mylius begrüßt; vielleicht trägt die Anwesenheit der Naturforscher daselbst auch etwas Günstiges bei.

Wie ich mich denn eilig, damit Gegenwärtiges nicht zaudre, und noch zum Schlusse auch fernerer wohlwollender Mitwirkung angelegentlichst empfehle.

Weimar den 22. September 1830.

Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster
Diener
J. W. v. Goethe.

Eine Ergänzung des vorigen ist der

Neunte Brief an Küstner.

Ew Hochwohlgeboren

habe gestern eiligst

die vidimirte Abschrift eines Briefs von Herrn von Cotta zu übersenden mir die Freiheit genommen, und es möchte nun wol nach ausdrücklicher Erklärung sowol des Autors als des Verlegers kein weiteres Bedenken sein, jene Ausgabe als Nachdruck zu erkennen, und gegen dieselbe durch Insinuation des bedrohlichen Verfahrens zu verfahren.

Leider ist aus diesem Vorfalle zu ersehen, was man den Buchhändlern zutraut, indem der leipziger Commissionair Taubert der Cotta'schen Buchhandlung offenbar eine Collusion hinter dem Autor her mit jenen Buchhandlungen zutraut.

Verzeihung diesen Betrachtungen, bei welchen mich Dero fortgesetzte thätige Theilnahme gründlich beruhigt.

Weimar den 23. September 1830.

In vorzüglichster Hochachtung
Ew Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster Diener
J. W. v. Goethe.

Das vom 18. Sept. 1830 datirte Schreiben von Cotta enthält nur die in Goethe's achtem Briefe angedeutete Bitte, wegen des ihm sehr gefährlich scheinenden hamburger Nachdrucks in einem eigenen

Schreiben deshalb an den Magistrat der Stadt Hamburg und an den König von Dänemark sich zu wenden und um Abhülfe einzukommen.

Küstner beantragte daher bei der Büchercommission Fortstellung des ausgesetzten Verfahrens; die bereits beschlossene Verfügung wurde nunmehr zum Abgang gebracht und dem Antragsteller dies eröffnet.

Er meldete dies an Goethe und erwähnte dabei, daß er dem Actuar Müller in Anerkennung seiner großen Bereitwilligkeit ein Exemplar des Gedichts „Die Feier des siebenten November 1825 dankbar zu erwiedern“ mit Goethe's eigenhändiger Unterschrift übergeben, und dieser darauf ein — beigelegtes — Gedicht an Goethe ihm zugestellt habe. Müller war, um dies hier einzuschalten, 1788 in Leipzig geboren, 1810 Registrator bei der Oberstadtschreiberei, 1813 Actuar daselbst, 1831 erster Stadtrath, und starb am 29. Juni 1835 in Kösen.

Auf obige Mittheilung nun erging Goethe's

Zehnter Brief an Küstner.

Ew Hochwohlgeboren

beikommende Mittheilungen dankbarlichst zurücksendend, ersuche Dieselben, Ihren bisherigen, so zweckmäßigen Bemühungen

die Krone aufzusetzen, indem Sie mir ein Zeugniß zusenden: das bisher zurückgehaltene, an die leipziger Buchhandlungen gerichtete Circular sei nunmehr wirklich erlassen worden.

Von Herrn von Froriep, welcher sich mit seiner liebenswürdigen Tochter in Hamburg gegenwärtig befindet, gehen auch die tröstlichsten Nachrichten bei mir ein. An förmlicher Einleitung durch Herrn Consul Swaine habe ich es auch nicht ermangeln lassen.

Die mir mitgetheilten Gesinnungen des Ehrenmannes, den ich zum allerschönsten dankend begrüße, nehmen sich so gut in Versen aus, als sie sich in thätiger Prosa beweisen würden.

Wie viel bleibt zu sagen! und wie wünscht man nicht in diesen Stunden sich mit einsichtigen Freunden zu unterhalten.

In gefühltester Hochachtung
Ew. Hochwohlgeb.
ganz gehorsamster
Diener
J. W. v. Goethe.

Weimar
den 2. October
1830.

Dem im Eingange dieses Briefs ausgesprochenen Wunsche vermochte Küstner indessen nicht zu entsprechen; denn nach Erlaß jener Verfügung wies Taubert

durch Vorlegung eines von Schuberth und Niemeyer ihm zum Vertrieb zugesandten Exemplars der Werke Goethe's nach, daß die angekündigte Ausgabe eben die bei Cotta erschienene sei und legte zugleich ein Umlaufsschreiben seiner Auftraggeber vor, worin diese sagen: die Büchercommission in Leipzig sei unvorsichtig zu Werke gegangen, indem dieselbe ohne weiteres sie des Nachdrucks beschuldigt habe, sie führten überhaupt keinen Nachdruck und erböten sich, für jeden bei ihnen vorgefundenen Nachdruck 100 Thaler zu bezahlen. — Hierauf wurde die Verfügung zurückgenommen und nur die Beantragung einer Zurechtweisung der Buchhändler Schuberth und Niemeyer beim Magistrat zu Hamburg wegen Beleidigung der Büchercommission in Frage gestellt; da aber Dr. Beck dagegen war, unterblieb dieser Antrag. Vor dem September 1830 wäre er vielleicht doch gestellt worden. Mit der Benachrichtigung des weimarischen Generalconsuls von dem letzten Beschlusse schließen die Acten; jener aber setzte Goethen vom Ausgang in Kenntniß und äußert noch in dem betreffenden Briefe, daß er in der Feuerkugel vergeblich nachgefragt, welches Zimmer Goethe in den akademischen Jahren dort bewohnt habe. Ob die Anfrage auf Veranlassung Goethe's geschah, ist nicht zu entnehmen.

Zum Geburtstage 1831 übermittelte Küstner Goethen eine kleine Sammlung bei Andernach ausgegrabener römischer Münzen, sich nur diejenigen, welche demselben nicht von Werth seien, zurückerbittend; ferner fügte er einige Verzierungen bei, welche bei Arbeiten am heidelberger Schloß in der Erde gefunden worden waren und Küstner von einer eben beendigten Reise in jenen Gegenden mitgebracht hatte. Goethe antwortete, indem er zugleich das in diesem Jahre zum Geburtstage der Mara geschriebene Gedicht übersandte, im

Elften Brief an Küstner.

Ew. Hochwohlgeboren

sende zunächst den Ueberrest der gefällig mitgetheilten Münzen zurück; ich habe, nach Ihrem freundlichen Verlangen, die für mich sehr erfreulichen und nutzbaren Stücke herausgenommen, und doch kann das Uebrige noch manchem Liebhaber Vergnügen machen.

Auch erkenne ich mit vielem Dank, daß Sie unter den aufgeräumten Trümmern des heidelberger Schlosses meiner gedacht haben. Es bleibt immer merkwürdig, was zu irgend einer Zeit der Thon,

und wenn es Kacheln wären, für Gebilde gefördert hat.

Mögen Sie in ähnlichen Fällen mein gedenken, so sind Sie überzeugt, daß ich solches jederzeit dankbar erkenne. Für mich ist alles und jedes, dem Sie Ihre Aufmerksamkeit gönnen, gewiß instructiv.

Das Doppelgedicht im Gegensatz von mehr als einem halben Jahrhundert lege abschriftlich bei. Es ist wirklich ein anmuthiges Ereigniß, zwei so entfernte Epochen mit freudigem Gefühl einander wieder nähern zu können.

Mich angelegentlichst empfehlend
Weimar hochachtungsvoll
d. 6. Sept. gehorsamst
1831. J. W. v. Goethe.

Zu einer weitern Verbindung mit Leipzig gab die Ausgabe der Werke letzter Hand Goethen insofern Veranlassung, als die Cotta'sche Buchhandlung die Honorarzahlungen an ihn bei

Frege und Comp.

angewiesen hatte. Dieses angesehene Bankierhaus gehörte damals dem Kammerrath Christian Gottlob Frege (geboren den 2. Febr. 1778, eingetreten als Theilhaber am Geschäft 1801, gestorben den 30. Aug.

1855) und seinem Schwager Christian Adolf Mayer (geboren am 25. Mai 1775, Geschäftstheilhaber seit 1801 und gestorben am 9. Nov. 1843); doch trat während der Geschäftsverbindung mit Goethe, und zwar 1828, noch der Sohn des letztgenannten, Christian Adolf Mayer-Frege (geboren am 24. Aug. 1802, 1861 wieder aus dem Geschäft geschieden) in das Haus als Theilhaber ein. Die Zahl der Briefe, welche Goethe an dieses Haus geschrieben hat, beläuft sich auf etwa dreißig, deren durchgängige Mittheilung freilich keinen Werth haben könnte, da sie sich in der Hauptsache doch nur wiederholen; wie Goethe aber auch in Geldsachen die Gemüthlichkeit überzutragen und jeden Anlaß zu ergreifen wußte, ein freundliches Wort zu sagen, zeige der Brief, den er schrieb, nachdem ihm infolge des Eintritts des zuletzt angeführten, obwol ihm ganz fremden Mitgliedes des Hauses das gewöhnliche gedruckte Circular zugegangen war:

Ew Wohlgeboren

vermelde im Gefolg meines letzten und Ihrer gefälligen Antwort, daß ein so eben anlangender Brief des Herrn von Cotta mir anzeigt, daß ich diesen Termin Zweitausend Thaler mehr zu erhalten habe, des-

halb ich denn auch die Summe von Zehntausend Thalern auf den Banquier Herrn Julius Elkan hier gestellt, welche gefälligst zu honoriren und der J. G. Cottaischen Buchhandlung zu Stuttgart in Rechnung zu stellen bitte.

Anbei habe sodann Herrn C. A. Mayer Glück zu wünschen, daß er nunmehr in gesetzlicher Form an einem Geschäfte Theil nimmt, welches zu führen er sich schon längst befähigt hat; möge ihm gleicher Weise wie Ew. Wohlgeboren jeder guter Vorsatz gelingen und er, wie Dieselben bisher, auch mir und den Meinigen günstig bleiben, nicht weniger die allenfalls vorkommenden Geschäfte geneigt sein ebenmäßig zu fördern.

In vorzüglichster Hochachtung

Weimar den 7. April 1828.

Ew Wohlgeboren
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

Daß Goethe indessen, selbst ohne solche besondere Veranlassung, durch Ein Wort das geschäftlich Todte ins persönlich Lebendige zu erheben suchte, lasse man sich noch durch einen andern Brief an Frege und Comp. fühlbar machen:

Ew Wohlgeboren

verfehle nicht zu benachrichtigen, daß ich unter dem heutigen Datum eine Anweisung auf Siebentausend fünfhundert Thaler sächsisch in Zwanzigkreuzern à 5 gr. 4 pf. zu Gunsten des hiesigen Banquiers Herrn Julius Elkan für Rechnung der J. G. Cottaischen Buchhandlung in Stuttgart ausgestellt habe, welche gefällig zu honoriren bitte, mich Denenselben angelegentlichst zu geneigtem Andenken, unter Versicherung des aufrichtigsten Antheils, bei dieser Gelegenheit empfehlend

Weimar
den 3. October
1829.

Hochachtungsvoll
Ew Wohlgeboren
ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

V.

Kunstbeziehungen zu Leipzig.

Solange Oeser lebte, fielen Goethe's Beziehungen zu diesem mit denen zu Leipzigs bildenden Künsten fast zusammen, und selbst was Goethe noch von hiesigen Sammlungen in jener Zeit genoß und oben bei seinen Reisen hierher berührt worden ist, geschah immer unter Oeser's Mitwirkung. Nach Goethe's italienischer Reise erkalteten aber jene Beziehungen, da er mit größern Ansprüchen an Kunstleistungen zurückkehrte; als er 1800, kurz nach Oeser's Tode, Leipzig besuchte, schien ihm dessen Einfluß in nachtheiliger Weise noch wirksam, und was die hiesigen Künstler hervorbrachten, eine Wolke für eine Juno. Es war, wie schon gedacht, Bause, den er damals aufsuchte.

Bei Goethe's Anwesenheit zu Ende 1796 und Anfang 1797 ersuchte ihn ein angesehener Kaufmann

Leipzigs — entweder Kreuchauff oder der königlich preußische Kammerrath August Wilhelm Crayen — um Verschaffung von Nachrichten über das Leben der Angelika Kauffmann, da er dieselben einem sorgfältig gesammelten Verzeichniß aller in Stich erschienenen Werke dieser Künstlerin beifügen wollte. Kaum heimgekehrt, schrieb Goethe deshalb nach Rom an die Kauffmann; der Erfolg ist aber nicht bekannt und scheint das beabsichtigte Werk wenigstens nicht bis zur Veröffentlichung gediehen zu sein. Beide obgenannten Kaufleute starben freilich wenige Jahre danach kurz hintereinander.

Eine bedeutende Kunstsammlung der spätern Zeit hat Goethe, wie aus einer Erwähnung derselben gegen Gerhard zu schließen ist, wenigstens in ihren Anfängen gekannt: die von Max Speck, spätern Freiherrn von Sternburg. Dieser merkwürdige Mann wurde am 30. Juli 1776 in Gröba bei Riesa als Sohn eines Gastwirths geboren und gelangte, durch landwirthschaftliche Arbeiten gefesselt, erst nach dem Genuß des heiligen Abendmahls zu einem ordentlichen Schulbesuch, indem der ihn dazu vorbereitende Geistliche auf seine Fähigkeiten aufmerksam wurde. Mit zwanzig Jahren kam er in ein leipziger Handelshaus in die Lehre, wo er seine Mußestunden dazu benutzte,

sich Kenntnisse in Erd-, Natur-, Geschichts- und Gewerbskunde, sowie in der französischen, englischen und italienischen Sprache zu erwerben, wobei er es, und zwar immer ohne Lehrer, nach wenigen Jahren dahin brachte, in den beiden ersten Sprachen den Briefwechsel des Hauses zu führen. Seine Bildung vollendete er durch Reisen, bei denen er einerseits Fortschritte des Auslandes, namentlich in Schafzucht und Ackerbau, sich aneignete, andererseits die Weltereignisse geschickt benutzen lernte; danach wußte er durch großartige Verbindung der Landwirthschaft mit dem Handel ebenso wol für das Beste ganzer Länder wie für seinen eigenen Vortheil zu sorgen. Als Landwirth und Wollzüchter war er eine anerkannte Größe, als Rathgeber selbst von fremden Fürsten gesucht und geehrt. Mit derselben Schärfe des geistigen Auges, durch welches er das Nützliche aufspürte, und derselben Schärfe des leiblichen Auges, durch welches er mit merkwürdiger Sicherheit die Wollgattungen zu scheiden verstand, fand er auch das Schöne und erkannte er in der Kunst die Werke der Meister. Er brachte seit dem Jahre 1810 eine vortreffliche Sammlung solcher Werke zusammen und namentlich Gemälde der größern italienischen und niederländischen Meister, die zu den besten derselben gehören. Unter die Perlen der Sammlung zählt Rafael's Johanna

von Aragonien. Freiherr von Speck starb am 22. Dec. 1856.

Im Jahre 1827 nun erschien das prachtvoll ausgestattete „Verzeichniß der von Speck'schen Gemäldesammlung mit darauf Bezug habenden Steindrücken. Herausgegeben und mit historisch-biographischen Bemerkungen begleitet vom Besitzer derselben". Freiherr von Speck-Sternburg sandte dieses reiche „Geschenk für meine Freunde" auch, in einem schönen Saffianband, an Goethe, welcher dasselbe dann in „Kunst und Alterthum" (Band 6, Heft 2, S. 410) zur Besprechung brachte. Da Goethe in einem Briefe an Gerhard sich dem werthen Mann und Kunstfreund aufs beste empfehlen läßt, so muß man auch ein persönliches Bekanntsein voraussetzen, das bei Speck's vielen Reisen auch außerhalb Leipzigs seinen Ursprung gefunden haben kann.

Leipzig war jedoch, abgesehen von seinen selbständigen Künstlern, seinen Kunstfreunden und seinen Sammlungen noch durch den Zusammentritt vervielfältigender Künstler zu den Messen und dann durch seine Kunstauctionen ein wichtiger Platz wie überhaupt, so auch für Goethe. So ließ derselbe zur Ostermesse 1789 durch Bertuch Erkundigungen über die Preise der Kupferstecherarbeiten einziehen, um damit eine

Unterlage für die Verhandlungen mit Lips, der nach Weimar gezogen werden sollte, zu gewinnen, und zur Ostermesse 1820 Arbeiten des weimarischen Lithographischen Instituts unter dem Titel „Weimarische Pinakothek" von Leipzig aus in den Handel bringen.

Eine lange Reihe von Jahren beschäftigten ihn aber die Kunstauctionen, zuerst die, welche Karl Christian Heinrich Rost abhielt. Dieser, 1742 zu Dresden geboren, hatte sich als Kunsthändler in Leipzig niedergelassen und gründete hier eine Gipsfabrik zu Nachbildung alter Kunstwerke; auch bearbeitete er Huber's „Notices générales des Graveurs et des Peintres" unter dem Titel „Handbuch für Kunstliebhaber und Sammler über die vornehmsten Künstler und ihre Werke". Er starb am 25. März 1798. Schon 1782 hat Goethe, nach einer Erwähnung Rost's in einem Brief an Oeser, mit jenem in Verbindung gestanden, und noch 1801, nach dem Tode des Gründers, hatte er der Rost'schen Kunsthandlung Aufträge zugehen lassen. Sie gehörte damals Christian Gottfried Martini, der auch das ebengedachte „Handbuch" fortsetzte und später, da sein Geschäft zurückging, Oberfactor in der meißner Porzellanmanufactur wurde. Auch an einen Secretär Thiele, der Aufträge in Kunstangelegenheiten ausführte, wandte

sich Goethe; als dieser sich aber säumig erwies, ersuchte er später wol auch den Hofrath Rochlitz um Besorgungen. So namentlich 1801, als ein Theil der Sammlungen Gottfried Winkler's unter den Hammer kam und Goethe die erlangten Preise kennen zu lernen wünschte, um daraus die Richtung des Zeitgeschmacks zu entnehmen; so ferner 1817 für die Versteigerung der von Johann Friedrich Karl Dauthe (geboren 1749 zu Großzschocher, Kupferstecher und Baumeister, Nacherfinder der getuschten Manier des Leprince, 1774 Mitglied der Kunstakademie, später Baudirector zu Leipzig, gestorben 1816 in Flinsberg) gesammelten Kupferstiche und für die Versteigerung der planlosen Sammlung des Bauschreibers und Röhrmeisters Johann Christian Dedike.

Nachmals waren es die Weigel'schen Kunstauctionen, welchen Goethe folgte.

Johann August Gottlob Weigel,

am 23. Febr. 1773 in Leipzig geboren, trat, nachdem er die Nikolaischule besucht hatte, bei einer Buchhandlung in die Lehre, leitete dann die Müller'sche Buchhandlung und erhielt im Januar 1795 die Stelle des Universitätsproclamators übertragen, die sein verstorbener Vater bekleidet hatte. Daneben gründete er

eine antiquarische Buchhandlung, was für die Folgezeit wichtig wurde, da bis dahin das Antiquariatsgeschäft in Leipzig ganz in Verfall gekommen war; eine Frucht seiner darauf bezüglichen, über ganz Europa verbreiteten Thätigkeit war der 1807 erschienene, 1821 wieder aufgelegte Apparatus literarius. Seine vielen Verbindungen mit Gelehrten hatten schon 1797 Weigel veranlaßt, eine Verlagsbuchhandlung zu errichten und die Herausgabe griechischer Schriftsteller zu unternehmen, zu welchem Zwecke er eine kostbare Sammlung von Ausgaben und Handschriften anlegte. Ebenso werthvoll war seine Sammlung von Gemälden, Zeichnungen, Kupferstichen, Radirungen und Holzschnitten. Er starb am 25. Dec. 1846.

Bei dem Ankauf von Kunstblättern pflegte Goethe, um mit mäßigen Mitteln etwas Erkleckliches zu erreichen, erklärtermaßen sein Augenmerk hauptsächlich auf solche Werke zu richten, welche gerade nicht von der Mehrzahl der Liebhaber gesucht wurden, aber dennoch ihren Werth hatten; freilich brachte er sich bei Weigel dadurch in den Verdacht, daß es mit seinem Kunsturtheil nicht weit her sei. So erstand er 1817 bei Weigel ein treffliches Blatt von Romeyn de Hooghe für einen Groschen, andere von Claudio

Stella nach Karl van Manden, und überhaupt mehrere aus der niederländischen Schule ganz billig; 1818 erhielt er fast umsonst Werke von Sebastian Bourdon, Nikolaus le Sueur, Johann Glauber nach Poussin, Anton Watteau, Franz Brucher und Franz Primaticcio, weil damals die französischen Künstler nicht mehr geschätzt wurden; 1820 bezahlte er einen untadelhaften Abdruck der Flucht nach Aegypten von Heinrich von Goudt nach Adam Elzheimer mit acht Groschen, dagegen eine blasse Radirung von Paul Potter mit sechs Thalern, und erwarb auch eine Sammlung eigenhändiger Radirungen von Claude Gelée genannt Lorrain wohlfeil, aber freilich in schlechten Abdrücken. Zu Anfang der zwanziger Jahre lautete Goethe's Anweisung an Weigel: nur schöne und guterhaltene Drucke für ihn zu erstehen, und sich zwar nicht streng an die aufgegebenen Preise zu binden, aber doch nicht allzu theuere Sachen zu behalten. Die Aufträge an Weigel scheinen mit dem Jahre 1827 aufzuhören. Einer der Geschäftsbriefe Goethe's an Weigel ist folgender:

Ew. Wohlgeboren

ist Glück zu wünschen, daß Sie mehrere thätige Söhne haben, die man unterein-

ander und sogar mit dem Vater verwechseln kann; möge Ihnen zusammen die Dauer alles Guten gegönnt sein! Auch danke ich abermals zum allerschönsten, daß Sie Sich meiner Aufträge so treulich annehmen wollen. Gar manche vortreffliche Blätter und so viele andere, die dem geschichtsforschenden Kunstfreunde höchst erwünscht sind, finde in der angelangten Sendung nach verhältnißmäßigen Preisen. Fahren Sie auch künftig fort für mich und meine Liebhaberei zu sorgen.

Die Bemerkung wegen der Claudes ist ganz richtig. Ich besitze die ganze Sammlung in alten trefflichen Abdrücken, wie ich sie noch mit aus Italien gebracht, deshalb war ich neugierig zu sehen, was sich in Deutschland vorfinden möchte? Und da ist es denn, wie Sie es sagen: die Platten sind von verschiedener Größe, auch wol in Schattenpartien aufgefrischt; deshalb denn geringe Preise. Meine ersten Blätter haben hierdurch an Werth gewonnen.

Anbei liegt eine Assignation von 125 Thalern, wobei mir noch etwas zu Gute bleibt und ich Sie um die Gefälligkeit ersuchen wollte, mir zwei Buch von dem grünlichen, bräunlichen englischen Papier und solches, um einen Stab gewickelt, gefälligst hierher zu senden.

Ihr guter Sohn wird mich doch auch wieder mit dem Preiskatalog vergnügen? Ich denke darauf, wie ich ihm dagegen etwas Freundliches erzeigen möge. Leider ist meine Handschriftensammlung in Stocken gerathen; es gehört hierzu ein frischer jugendlicher Trieb, deswegen wünsche zu der Sendung des Grafen Cicognara Glück, und hoffe bei meiner Rückkehr nach Hause auch einiges beitragen zu können.

Mit wiederholtem Ersuchen meinen kleinen Angelegenheiten auch künftig gefälligst Ihre Aufmerksamkeit zu widmen,

Jena ergebenst
den 20. September 1820. Goethe.

Nur beiläufig bemerkend, daß unter dem bestellten Papier sogenanntes Untersatzpapier, zum Aufziehen von Kupferstichen, verstanden war, sind dagegen die thätigen Söhne Weigel's näher zu beachten. Es sind hier diejenigen gemeint, welche damals schon den Vater im Geschäft unterstützten, von denen der ältere, Ernst, jung starb, der zweite, Rudolf, aber in lebhaftere Beziehung zu Goethe trat.

Rudolf Weigel

war am 19. April 1804 geboren und wurde bereits in seinem funfzehnten Jahre von seinem Vater nach Holland geschickt, um dort Einkäufe von Kunstsachen zu besorgen, sodaß er schon früh eine große Uebung in Beurtheilung derselben erwarb. Er begründete am 1. Juni 1832 eine Buch- und Kunsthandlung, aus welcher viele ansehnliche Werke hervorgingen, sowie er auch selbst als Kunstschriftsteller sich hervorthat; seine Hauptwerke sind der „Kunstkatalog" und das Prachtwerk „Holzschnitte berühmter Meister". Die Kunstsammlungen Rudolf Weigel's sind bedeutend, ebenso seine Handschriftensammlung, zu welcher der obenerwähnte Graf Leopold von Cicognara, Präsident der Akademie zu Venedig, sowie Kunstgelehrter, Schriftsteller und Sammler, schöne Beiträge lieferte.

Rudolf Weigel hatte gewöhnlich die von Goethe gewünschten Preiskataloge angefertigt, worauf sich die Erwähnung in obigem Briefe bezieht. Goethe bezeigte jenem auch seinen Dank für die Beglückwünschung zum Geburtstag 1819, und zwar durch Uebersendung des Gedichts „Die Feier des achtundzwanzigsten August dankbar zu erwiedern" mit der eigenhändigen Adresse und Unterschrift:

Herrn Weigel dem jüngern

Carlsbad Goethe.
d. 15. Sept.
1819.

Für Nachweisung über auf Anatomie bezügliche Holzschnitte Mantegna's, welche Rudolf Weigel auf Verlangen Goethe's diesem hatte zugehen lassen, schickte derselbe die von Bovy 1824 gestochene Schaumünze mit seinem Brustbilde mit der eigenhändigen Aufschrift auf dem Umschlag:

Herrn
Rudolph Weigel
danckbar

Goethe.

Nach Goethe's Geburtstag 1826 empfing der Genannte das Gedicht „Am achtundzwanzigsten August 1826" von Goethe eigenhändig gezeichnet.

Ein Brief Goethe's an Rudolf Weigel ist endlich dieser:

Ew. Wohlgeboren

danke verbindlichst für den mir übersendeten Katalog mit verzeichneten

Preisen, und bekenne mich gern deshalb zu irgend einer Erwiederung als Schuldner.

Nehmen Sie beikommende Medaille hiervon als Zeugniß und fahren Sie fort meiner mit Antheil zu gedenken.

Noch eine Frage füge bei. Ist etwa ein Katalog vorhanden von Kupferstichen nach van der Helst? oder könnte man irgend nachkommen, was für namhafte Personen, von ihm gemalt, durch den Grabstichel seien bekannt geworden? Einige Nachricht hierüber würde mir sehr angenehm sein. Beilage bitte gefälligst zu besorgen

Weimar den 8. Januar 1827.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

Die mit diesem Brief übersendete Münze ist die zweite, welche der Großherzog und die Großherzogin Goethen zum Dienstjubiläum gewidmet, weil Goethe beim Empfang der ersten verdrießlich geäußert hatte: „Da sehe ich ja aus wie ein Stier." Sie zeigt auf der einen Seite die Bildnisse der Geschenkgeber, auf der andern das des Beschenkten. Beide waren von Brandt in Berlin geschnitten.

Die Frage nach Werken des Malers van der

Helft that Goethe auf Veranlassung des Großherzogs: Weigel stellte das Verzeichniß von Stichen nach diesem Künstler zusammen und schickte es nebst einem Auctionskatalog mit den Preisen von Kupferstichen nach Dürer gegen Ende Februar an Goethe.

Ein unerwartetes Begebniß lenkte 1815 Goethe's Aufmerksamkeit auf Leipzigs Kunstschätze. Zu dieser Zeit waren es namentlich drei Männer, welche hier die Kunst vertraten: Stieglitz, Hillig und Quandt.

Christian Ludwig Stieglitz war am 12. Dec. 1756 geboren, der Sohn des ganz gleichnamigen Proconsuls und Oberhofgerichtsassessors hier, ging 1773 von der Thomasschule zur Universität über, erwarb 1776 das Baccalaureat, promovirte in der philosophischen und später in der juristischen Facultät, wurde 1792 in den Rath gewählt, 1801 Stadtrichter, 1804 Baumeister, 1823 Proconsul und 1830 in Ruhestand versetzt; er war ferner Kapitular des Collegiatstifts Wurzen, zu dessen Propst er 1820 ernannt wurde. Verheirathet war er seit 1801 mit einer Tochter des Pfarrers Reinhard zu Städtfeld bei Eisenach, die 1864 starb; er selbst war am 17. Juli 1836 mit Tode abgegangen.

Stieglitz beschäftigte sich mit Vorliebe und Glück mit der Zeichen- und Baukunst, und zur Förderung

der letztern, namentlich zur Aufklärung ihrer Geschichte schrieb er seit 1786 mehrere wichtige Werke. Seine „Geschichte der Baukunst der Alten" (1792) bezeichnete Goethe 1797 einem Livländer, von Sievers, als eins der Werke, welche für das Studium der Baukunst zu empfehlen seien; als jedoch „Von altdeutscher Baukunst" 1820 erschien, war Goethe zu sehr mit den eingehendern Forschungen der Brüder Boisserée beschäftigt, als daß er sich mit weniger bedeutenden Arbeiten hätte befassen mögen. Goethe stand mit Stieglitz auch in persönlichem Verkehr, und dieser nebst seiner Gattin besuchten ihn in Weimar. Ein Geschenk, das Stieglitz 1809 Goethen wol zum Geburtstage machte und das von diesem sehr dankbar aufgenommen wurde, bestand in Schwefelabgüssen seiner für die alte Kunst vorzüglich wichtigen Münzsammlung nebst beigefügtem Verzeichniß. Goethe sandte hierauf sein Bildniß dem Geber. Bei einem seiner spätern Aufenthalte in Leipzig (1813?) wohnte er bei Stieglitz. Briefe Goethe's an denselben sind wahrscheinlich erhalten, aber zur Zeit nicht erreichbar; vielleicht wird es später möglich, sie mitzutheilen.

Christian Gottfried Hillig, geboren am 13. Febr. 1777, 1805 Doctor der Rechte bei der Universität Leipzig, am 2. April 1844 gestorben, war

weniger auf Ausübung seines Sachwalterberufs bedacht, als auf Pflege der Künste, in welcher Beschäftigung Goethe ihn bei dem schon angedeuteten und gleich ausführlicher zu erwähnenden Begebniß kennen lernte. Der dritte der dabei Betheiligten war

Johann Gottlob Quandt, geboren am 9. April 1787 als Sohn eines reichen leipziger Handelsherrn, der ihn ebenfalls für den Kaufmannsstand bestimmte; er gewann aber schon früh, nicht ohne Anregung von seiten seines Lehrers Rochlitz, die Künste lieb, sodaß er bereits im zwölften Jahre Kupferstiche zu sammeln begann, selbst malen lernte und vorzugsweise auf wiederholten Reisen in Italien seine Kennerschaft ausbildete. Nach seines Vaters Tod 1819 siedelte er nach Dresden über, wo er fortan, später abwechselnd auf seinem Rittergut Dittersbach, wohnen blieb, ganz der Kunst lebte, den Ehrenposten eines Mitglieds des Raths der Akademie der Künste bekleidete, geadelt wurde und am 19. Juni 1856 starb. Verheirathet war er mit Klara Bianca Meißner, geboren am 24. Nov. 1790 zu Prag, gestorben am 24. März 1862 zu Dresden.

Auf dem Boden der hiesigen Nikolaikirche stöberte Quandt unter Taubenkoth eine Anzahl altdeutscher Oelgemälde auf, welche Darstellungen aus dem Leben Jesu sowie christlich-allegorischen Inhalts von

beiden Cranach und noch ältern deutschen Künstlern enthielten. Stieglitz und Hillig waren ihm zu deren Wiedergewinnung behülflich, und ein sich besonders mit Gemäldewiederherstellungen beschäftigender hiesiger Maler, Friedrich Ludwig Lehmann, setzte sie wieder in Stand. Quandt gab Goethen hiervon Nachricht, der sich beeilte, den Fund im „Morgenblatt" (März 1815) bekannt zu machen und die Gemälde kurz zu beschreiben, wobei er Quandt's insonderheit rühmlichst gedachte, aber auch die Mitwirkenden — Stieglitz, Hillig und Lehmann — nicht unerwähnt ließ. Die Gemälde befinden sich jetzt im städtischen Museum zu Leipzig.

Quandt besuchte mit seiner Gattin Goethen 1820. Als 1827 der Maler Lieber aus Weimar nach Dresden geschickt wurde, um bei dem Italiener Palmaroli das Gemälderestauriren zu erlernen, ließ Goethe durch Heinrich Meyer, der mit Quandt in Briefwechsel stand, des letztern Vermittelung in der Sache nachsuchen.

Als 1830, wie an so vielen Orten Europas, auch in Dresden aufständische Bewegungen stattgefunden hatten, schrieb Goethe einen theilnehmenden Brief an Quandt, worin er sich erkundigte, ob dieser selbst oder doch seine schönen Besitzungen darunter gelitten

hätten, und dabei äußerte, daß die herrschenden Zustände zwar veraltet, aber doch noch lebensfähig gewesen seien, und ihr Untergang daher Bedauern verdiene. Quandt sandte eine Abschrift des Briefs an Dr. Hillig, die aber verloren scheint; die Urschrift ließ er 1831 in den Grundstein des Schlosses zu Dittersbach einmauern.

VI.

Anknüpfungen an Bühnen- und Musikwesen.

Eine andere Richtung von Goethe's Kunstbeziehungen zu Leipzig ging auf die Bühne. Daß er bei den frühern Reisen von Weimar aus auch immer das Schauspielhaus besuchte, hatte zwar nicht viel zu bedeuten; allein als er zur Ostermesse 1800 hier verweilte, betrachtete er die Aufführungen der damals hier spielenden kurfürstlich sächsischen Hofschauspielergesellschaft Franz Seconda's schon mit den Augen des Bühnenkundigen. Er fand sie erbärmlich; der Naturalismus und ein loses, unüberdachtes Betragen, im ganzen wie im einzelnen, ließ ihn alle Kunst und allen Anstand vermissen; die Schauspieler thaten, sagte er, als ob keine Zuschauer vorhanden wären; an dem Sprechen der Darsteller rügte er, daß man nicht die geringste Absicht bemerke, verstanden zu werden; des Rückenwendens, nach dem Grunde Sprechens sei kein Ende, und diese sogenannte Natur werde nur durch

die übertriebenste Manier unterbrochen, in welche die Schauspieler bei bedeutenden Stellen gleich verfielen. Dem Publikum, wie es nun einmal sei, ließ Goethe aber Gerechtigkeit widerfahren: es war ein zwar unverdorbenes, aber auch ungebildetes Meßpublikum, das sich äußerst aufmerksam bewies, für keinen Schauspieler eine Vorliebe zeigte und dem Verfasser öfters, oder vielmehr dem Stoff, den er behandelte, dem Schauspieler aber gewöhnlich nur beim Uebertriebenen lauten Beifall ertheilte.

Dieses höchst ungünstige Urtheil über Seconda's Gesellschaft bedarf indessen der Erläuterung, daß Goethe an der ihm unterstellten Bühne im entschiedensten Gegensatz auf ein getragenes, kunstvoll berechnetes Spiel drang, das ebenfalls seine Gegner hatte, die es steif und unnatürlich schalten. Einer der berühmtesten Meister im entgegengesetzten, natürlichen Stil war nun aber Opitz, der Regisseur Seconda's, und sei es, daß er Goethen als Haupt einer entgegengesetzten Schule feindlich gesinnt war, oder daß er ihm wegen Ablehnung einer für seine Tochter bei der weimarischen Bühne gesuchten Anstellung grollte, kurz er ergriff eine im Jahre 1797 sich darbietende Gelegenheit, an jenem sich zu reiben. Als nämlich der Tod der Becker, geborenen Neumann

(Euphrosynens), unabwendbar vor Augen stand, wurde nach Ersatz gesucht, und man glaubte ihn in den Schwestern Sophie und Marianne Koch, von denen die erstere ins sechzehnte, die andere ins vierzehnte Jahr ging und welche bei Seconda angestellt, mit ihrer Lage aber unzufrieden waren, zu finden. Es ward vom Hofkammerrath Kirms, dem wirthschaftlichen Mitgliede der herzoglich weimarischen Theaterdirection, durch den Schauspieler Beck eine geschickte Verhandlung eingeleitet, welche den besten Erfolg versprach, aber an der Unselbständigkeit der Mädchen scheiterte, da Opitz, als deren Vormund, dazwischentrat, bei welcher Gelegenheit er seine Mündel ablehnend schreiben ließ, daß sie sich glücklich schätzten, bei einem Theater wie dem leipziger zu sein, und daher nicht daran dächten, es zu verlassen.

Auch sonst wird manchmal ein Verkehr seiten Goethe's mit einzelnen hiesigen Schauspielern angeknüpft worden sein; so erkundigte er sich z. B. im Januar 1809 bei Hofrath Rochlitz nach den Schauspielern und Sängern Fr. Wessel von der herzoglich dessauischen Hofschauspielergesellschaft, welche vom November 1808 bis März 1809, und Weidner von der königlich sächsischen Hofschauspielergesellschaft, welche damals alljährlich in Leipzig spielte.

Mit einem Schauspieler, welcher beinahe während der ganzen Zeit, da die leipziger Bühne Unternehmen des Hofraths Küstner war, nämlich vom Juni 1818 an bis zum Schluß im Jahre 1828, an derselben sich befand, Eduard Franz Genast, stand Goethe in freundschaftlicher Verbindung. Jener war 1797 zu Weimar als der Sohn des Regisseurs Anton Genast (eigentlich Kynast) geboren, hatte schon als Knabe unter Goethe's Leitung seine ersten Bühnenversuche gemacht und besuchte ihn dann von Leipzig aus wiederholt; namentlich erbat er sich seine Weisungen, als er 1824 den Wallenstein und 1826 den Götz von Berlichingen zu spielen bekam. Auch seine Braut und nachmalige Gattin, Karoline Christine Böhler, brachte er von Leipzig aus zu Goethe. Sie war am 31. Januar 1800 in Kassel geboren, hatte in Goethe's „Lila" 1815 in Frankfurt a. M. zuerst die Bühne betreten, war dann vom Hofrath Küstner bei der Uebernahme des leipziger Theaters angestellt worden und verheirathete sich am 14. Mai 1820 mit Eduard Genast. Kurz vorher hatte letzterer die Braut in Weimar seinen Aeltern und bei dieser Gelegenheit auch Goethen vorgestellt. Ihre geistigen Fähigkeiten und ihr edles weibliches Wesen gewannen ihr Goethe's ganzes Wohlwollen, das er ihr später bei wie-

derholten Besuchen nach ihrer Verheirathung und sonst bethätigte. So sandte er ihr zum Geburtstag 1822 ein Stammbuchblatt mit den Zeilen:

Treu wünsch' ich Dir zu Deinem Fest
Das Beste, was sich wünschen läßt.
Doch wünsch' ich mir zum Lebenskranze,
Dich anzuschau'n in Deinem Glanze,
Dich selbst in Handeln, Worten, Blicken,
Mir und den Freunden zum Entzücken.

Zum Geburtstag 1828 schenkte er ihr eine Tasse mit dem Gemälde seines Gartenhauses und der Inschrift in der Untertasse:

Gruß und Heil.

Bald nach dem Schluß der von Küstner geleiteten leipziger Bühne erhielt Genast zwei Anträge, deren einer auf Uebernahme der Leitung der in ein königliches Hoftheater umzugestaltenden Bühne in Leipzig, der andere auf eine Anstellung in Weimar gerichtet war. Obwol jener in jeder Hinsicht der glänzendere war, so zog Genasten doch die Heimat, und er begab sich nebst seiner Frau im Januar 1829 dahin, um zunächst Gastrollen zu geben. Obwol nun Goethe damals Vorstellungen nicht mehr besuchte, so belebte ihn doch die Anwesenheit des Künstlerpaars so, daß er meinte, wenn Genasts dablieben, werde er zwei Stücke schreiben, jedes in einem Act und in

nach Weimar hatte sie sich alles Möglichen vermessen, was sie mit Goethe beginnen wollte, nachher wollte sie aber aus Scheu gar nicht mit zu ihm gehen, und endlich in seiner Wohnung, wich sie ihm lange aus, ehe es ihm gelang, ihrer habhaft zu werden. Goethe fand sie dann allerliebst.

Genast führte endlich noch den leipziger Komiker Julius Christian Koch bei Goethe auf, als die leipziger Gesellschaft 1821 in Lauchstädt spielte und Genast von da in Begleitung Koch's einen Abstecher nach Weimar gemacht hatte. Koch war 1795 in Köln geboren, der Sohn von Schauspielern, die aber Kellner hießen, welchen Namen Koch erst 1812 änderte, um sich dem französischen Kriegsdienste zu entziehen. Seit 1836 gehört er der Hofbühne zu Dresden an.

Auch der damalige Inhaber der leipziger Bühne, Karl Theodor Küstner, hat Goethen einigemal besucht. Küstner war am 26. Nov. 1784 in Leipzig geboren, ein Bruder des schon besprochenen weimarischen Generalconsuls Heinrich Küstner. Nach sorgfältig genossener häuslicher Erziehung bezog er 1803 die Hochschule, auf welcher er der Rechtswissenschaft oblag und 1810 die Doctorwürde erwarb. Den Feldzug 1814 machte er als Husarenoffizier beim Banner der freiwilligen Sachsen mit, dessen Befehlshaber, der

Herzog von Sachsen-Koburg, dem er seine „Dramatischen Kleinigkeiten“ gewidmet hatte, ihn 1815 zum Hofrath ernannte. Nachdem er in Leipzig den Bau des neuen Schauspielhauses eifrig gefördert hatte, übernahm er die Leitung der hiesigen Bühne von 1817 an auf eigene Vertretung. Nach den höchsten Kunstzielen strebend und dabei mit einer nur bei seinem Vermögen ausführbaren Uneigennützigkeit verfahrend, hob er die leipziger Bühne zu einer der ersten Deutschlands empor und gab das Unternehmen im Mai 1828 nur auf, weil er demselben schon bedeutende Opfer gebracht hatte und doch noch mit beträchtlichen Abgaben an Staat und Stadt belastet wurde, die am Ertrag der Bühne zehrten. Im Jahre 1830 wurde Küstner dann mit dem Titel eines Geheimen Hofraths zur Leitung des großherzoglichen Hoftheaters nach Darmstadt und bald nach dessen Schließung als Hoftheaterintendant 1833 nach München berufen. Dort wurde ihm der Adel verliehen. Dem Rufe des Königs Friedrich Wilhelm IV. folgend, der alle Größen der Wissenschaft und Kunst um sich zu versammeln strebte, ging von Küstner 1842 als Generalintendant der königlichen Schauspiele nach Berlin, legte aber 1851 altershalber die Stelle nieder und lebte dann bis zu seinem am 27. October 1864

erfolgten Tode in Leipzig, bemüht, sich der Einflüsse des Alters zu erwehren und mit der Jugend froh zu sein.

Goethe schenkte ihm die „Umrisse zu Goethe's Faust. Gezeichnet von Retsch". Auf den Umschlag schrieb er eigenhändig:

Herren Hofrath Küstner
zu freundlich geneigtem Andenken.
Weimar Goethe.
d. 27. May 1823.

Noch möge der in Leipzig am 11. Dec. 1783 geborenen Amalie Malkolmi gedacht werden, welche von Ende 1791 bis Ende 1815 — zuerst als Mädchen, dann als Frau Miller, hierauf als Frau Becker und zuletzt als Frau Wolff — der weimarischen Hofbühne angehörte und sich unter Goethe's theilnehmendster Führung zur berühmten Schauspielerin ausbildete, endlich mit ihrem letzten Gatten, Pius Alexander Wolff, einen Ruf an die berliner Hofbühne annahm. Als Küstner die Mitglieder für die von ihm zu übernehmende leipziger Bühne auswählte, knüpfte er auch mit Wolffs Verhandlungen an, und Amalie würde dadurch wieder nach ihrer Geburtsstadt gekommen sein, wenn damals Küstner's Unternehmen schon gesichert und nicht inmittels die Frist abgelaufen wäre, binnen deren sich Wolffs über ihren Abgang von Berlin hätten erklären müssen.

Leipzig hegte ferner auch manche Bühnendichter, deren Stücke Goethe aufführen ließ und mit denen er daher wol auch mehrfach verkehrte. Gewiß war dies mit Hofrath Rochlitz der Fall, von dem an anderer Stelle noch ausführlicher die Rede sein wird, desgleichen mit Apel, vielleicht auch mit Bretzner und Jünger, schwerlich jedoch mit Dyk, auf keinen Fall mit Heyne.

Johann August Apel, geb. 1771 in Leipzig, studirte von 1789—93 hier und in Wittenberg die Rechte, befleißigte sich aber auch der Philosophie und der Naturwissenschaften, promovirte 1795, wurde 1801 in den Rath seiner Vaterstadt gewählt, beschäftigte sich vielseitig als Schriftsteller, und zwar theils als Recensent, theils als Verfasser von Aufsätzen, Gedichten und Schauspielen, von denen einige im Geiste des hellenischen Alterthums geschrieben sind, endlich auch eines bedeutenden Werks über Metrik. Er starb am 9. August 1816. Seine Tragödie „Die Freier von Kalydon" — später „Kalirrhoe" genannt — ließ Goethe am 23. Juli 1806 in Lauchstädt, wo Apel oft weilte, aufführen.

Christoph Friedrich Bretzner war am 10. Dec. 1748 in Leipzig geboren, ergriff den Kaufmannsstand und ward später Theilhaber einer hiesigen Handlung. Seit 1771 schrieb er für die Bühne und zwar Lust- und Singspiele. Von jenen werden „Der Ehepro-

curator“ (1781) und „Das Räuschchen“ (1786) und andere noch jetzt zuweilen gegeben; von seinen Opernbüchern sind durch Mozart's Musik besonders bekannt geworden: „Belmonte und Constanze oder die Entführung aus dem Serail“ und „Weibertreue oder die Mädchen sind von Flandern“ (Così fan tutte). In Weimar gingen unter Goethe außer den genannten Stücken z. B. noch „Die Physiognomisten“ von Bretzner über die Bühne. Derselbe starb am 31. Aug. 1807 an seinem Geburtsort.

Christian Leberecht Heyne, 1751 zu Leuben bei Lommatzsch geboren, besuchte die Domschule zu Naumburg, um sich zur Universität vorzubereiten, auf welcher er der Rechtswissenschaft, insbesondere dem Staatsrecht und der Geschichte oblag. Doch ergab er sich früh der Dichtkunst, der er dann sein ganzes Leben zugethan blieb, indem er Lieder, Lustspiele, Märchen und Romane unter dem Namen Anton Wall schrieb. Seinen Aufenthaltsort hat er oft gewechselt. Leipzig verließ er 1787, um als Privatsecretär nach Halle zu gehen, dann lebte er ohne bestimmten Zweck in Berlin, wo er Auszüge aus rechtswissenschaftlichen Werken, Gutachten und dergleichen Arbeiten fertigte, eine von der preußischen Regierung angebotene ehrenvolle Stellung aber aus

Abneigung gegen ernste gebundene Beschäftigung ablehnte. Später lebte er in Rochlitz und Geringswalde, worauf ihn ein Buchhändler in Altenburg zu sich nahm, bis ihn die altenburgische Regierung von 1805—9 in Ehrenberg unterhielt, weil er bei gänzlicher geistiger Abspannung nichts mehr zu leisten vermochte. Bei wiedergewonnener Gesundheit hielt er sich einige Zeit in Gößnitz auf und übernahm dann eine Hauslehrerstelle in Altenhain bei Grimma, später eine andere in Zedwitz bei Hof, und starb endlich nach einem längern geschäftslosen Leben in Hirschberg bei Hof am 13. Jan. 1821. Von seinen Lustspielen war besonders das 1777 in Dyk's „Komischem Theater der Franzosen für die Deutschen“ zuerst gedruckte, nach Florian bearbeitete „Die beiden Billets“ so beliebt geworden, daß er eine Fortsetzung dazu gab: „Der Stammbaum“, 1790 in Leipzig gedruckt. In diesen Stücken kommt die Rolle eines, harmlose Landleute übermüthig misbrauchenden Menschen, Schnaps, vor, und da ein Schauspieler in Weimar, Namens Beck, der die Schnäpse ebenso gut zu spielen wie leider auch zu trinken verstand, in dieser Rolle sich großen Beifall errang, so schrieb Goethe im Frühjahr 1793 eine zweite Fortsetzung: „Der Bürgergeneral“, in welcher er bekanntlich den Misbrauch

der französischen Freiheitsbestrebungen durch nichtsnutziges Gesindel darstellte. Das Stück wurde am 2. Mai gedachten Jahres in Weimar zuerst aufgeführt.

Johann Friedrich Jünger war am 15. Febr. 1759 in Leipzig geboren, erlernte, von seinem Vater zum Kaufmann bestimmt, die Handlung in Chemnitz, studirte dann die Rechte, schloß die akademische Laufbahn 1780 mit Vertheidigung einer Dissertation ab und wandte sich endlich entschieden den schönen Wissenschaften zu. Er schrieb mehrere Romane und Lustspiele, von denen „Er mengt sich in alles“ und „Maske für Maske“ noch auf der Bühne erscheinen. Nach einem kurzen Aufenthalte in Weimar begab er sich 1787 nach Wien, wo er später einige Jahre kaiserlicher Theaterdichter war, dann sich zurückzog, in Schwermuth verfiel und am 25. Febr. 1797 starb. Von seinen Stücken ging über die von Goethe geleitete Bühne unter andern „Die Entführung“.

Dyk, dessen schon gedacht worden, hat ein Stück geschrieben, welches von Goethe durch Hinzudichtung eines Schlusses geehrt worden ist: „Graf von Essex.“ Die Schauspielerin Wolff, geborene Malkolmi, bat Goethe, einen andern Schluß zu dem Trauerspiele zu schreiben, um die fatale Rolle der Königin Elisabeth doch zuletzt noch einigermaßen glänzend zu machen,

und er dichtete nun an Stelle des letzten Auftritts ein längeres Selbstgespräch der Königin, und zwar nach gründlichen Vorarbeiten, während der drei Tage der leipziger Schlacht.

Ein bedeutendes Begebniß in den Beziehungen zwischen Goethe und Leipzig war die Absendung der weimarischen Hofschauspieler zu Gesammtgastspielen nach Leipzig. Sie kamen dahin von Lauchstädt, in welchem Badeort sie damals mehrere Jahre hintereinander während des Sommers spielten, und begannen die Vorstellungen am 24. Mai 1807, setzten sie bis zum 5. Juli fort, nahmen sie am 4. Aug. wieder auf und schlossen sie am 29. Aug. Aufgeführt wurden die meisten Bühnenwerke Goethe's und Schiller's, die zum Theil damals in Leipzig noch nicht über die Bühne gegangen waren, darunter auch das vierzig Jahre früher hier geschriebene Schäferspiel „Die Laune des Verliebten", ferner Stücke von Iffland und Schröder, sowie auch mehrere Opern. Hofrath Rochlitz gab in Briefen an Goethe sehr eingehende, ausführliche Beurtheilungen der Leistungen. Von besonderm Werth für Leipzig war es aber, daß Goethe auf Rochlitzens Bitte einen Prolog für die Eröffnung des Gastspiels schrieb, den die Wolff, geborene Malkolmi, sprach. Er lautete:

Wenn sich auf hoher Meeresfluth ein Schiff
Von grader Bahn abseits getrieben sieht,
Vom Sturme wüthend hin und her geschleudert,
Der vorgeschrieb'nen Richtung Pfad verfehlt;
Da trauert Volk und Steuermann, da schwanket
Von Hoffnung zu Verzweiflung jedes Herz.
Erscheint jedoch in kaum entlegner Zone
Bequemer neuen Küste Landungsplatz,
Erfreut ein wirthlicher Empfang die Gäste;
Behend verlischt der Uebel tief Gefühl.

So geht es uns, die wir, vom Sturm ergriffen
Und abgelenkt von vielgewohnter Bahn,
Zwar nicht als Fremde, doch als Neue kommen.
Wir sind nicht fremd; denn manchen unter euch
Begrüßen wir als Gönner unsrer Muse.
O möge nun, was einige gegönnt,
In diesen Tagen uns von allen werden!

Und wie man überhaupt das Wollen schätzt,
Wenn das Vollbringen auch nicht alles leistet,
So haben wir ein Recht an eure Gunst;
Denn keiner ist von uns, der sich vollendet,
Der sein Talent für abgeschlossen hielte;
Ja, keiner ist, der nicht mit jedem Tage
Die Kunst mehr zu gewinnen, sich zu bilden,
Was unsre Zeit und was ihr Geist verlangt,
Sich klarer zu vergegenwärt'gen strebte.
Drum schenkt uns freien Beifall, wo's gelingt,
Und fördert unser Streben durch Belehrung.

Belehrung! ja, sie kann uns hier nicht fehlen,
Hier, wo sich früh, vor mancher deutschen Stadt,
Geist und Geschmack entfaltete, die Bühne
Zu ordnen und zu regeln sich begann.

Wer nennt nicht still bei sich die edlen Namen,
Die schön und gut auf's Vaterland gewirkt
Durch Schrift und Rede, durch Talent und Beispiel?
Auch jene sind noch unvergessen, die
Von dieser Bühne schon seit langer Zeit,
Natur und Kunst verbindend, herrlich wirkten.

Gleicht jener Vorzeit nicht die Gegenwart?
Von der ich schweige, daß die Wahrheit nicht
Im Schein der Schmeichelei verhüllt sich berge.
Doch darf ich sagen: tiefer, zarter Sinn,
Das Alte, Mittlere, das Neuste fassend,
Dringt er nicht hier in mancher Blüthe vor?
Und theilet nicht der Bühne schön Bemühn
Der Künstler mit dem Freund der Kunst so gern?

Wer sich als Dichter, Künstler, Kenner
An unserm Spiele freut, bezeug' es laut,
Und unser Geist soll sich im tiefsten freuen.
Dann, wer als Mensch uns Beifall geben mag,
Er thu' es frei und froh, und unser Herz
Wird neue Lust in Dankbarkeit gewinnen.
Ihr gebt uns Muth, wir wollen Freude geben,
Und so gewinnt in dieses Raums Bezirk
Gemüth und Geist und Sinn, befreit, erhöht,
Was uns von außen fehlt, erwünschten Frieden.

Ein Bühnenstück endlich hat Goethe für Leipzig ausdrücklich umgearbeitet, und zwar „Des Epimenides Erwachen" zum Concertstück. Der Componist, Kapellmeister Anselm Weber, führte dasselbe am 13. Febr. 1816 den Leipzigern vor; das dabei ausgegebene Buch trägt den Titel: „Des Epimenides

Erwachen, von Göthe. Von dem Verfasser für's Concert eingerichtet. Musik von B. A. Weber." Die Abweichungen von derjenigen Fassung des Festspiels, welche sich in dem 1815 zu Berlin erschienenen ersten Druck findet, sind folgende.

Die Decorationsangabe ist aus der berliner Ausgabe beibehalten, anstatt des ersten Auftritts steht aber nur:

Die Muse

erscheint und entwickelt ihren bisherigen und gegenwärtigen Zustand, und verkündigt einen weisen Mann, der die wunderbaren Bilder, welche auftreten sollen, zu erklären berufen ist.

Hierauf folgen der zweite bis mit sechste Auftritt unverändert, aber der siebente enthält wieder nur die Inhaltsangabe:

(Der Dämon der List tritt auf und widersetzt sich den raschen Schritten des Kriegsdämons. Er mahnt ihn zur Vorsicht und Klugheit, dieser aber läßt sich nicht aufhalten.)

Auch vom achten Auftritt wird zum Eingang nur bemerkt:

(Der Dämon der List, nachdem er seine Wirksamkeit gerühmt, macht Anstalt, das Prachtgebäude, worin er sich befindet, zu untergraben);

aber von den Worten „Und hier beginnet gleich!" an ist dieser Auftritt dann unverändert gegeben.

Hierauf finden sich nachstehende Auszüge:

Neunter Auftritt.

(Das Gebäude zerfällt in Ruinen.)

Zehnter Auftritt.

(Dämon der Unterdrückung erscheint. Ihm wird geschmeichelt, und er läßt sich die Zerstörung gefallen.)

Elfter Auftritt.

(Dämon der List allein, überhebt sich in Gedanken über die beiden andern Dämonen.)

Zwölfter Auftritt.

(Der Dämon der Unterdrückung gebietet, daß die Trümmern sich begrünen, um alles Andenken an Pracht und Herrlichkeit auszulöschen.)

Der dreizehnte Auftritt ist dann vollständig aufgenommen, vom vierzehnten aber zuerst nur die Inhaltsangabe:

(Der Glaube tritt auf, findet die Liebe heiter und froh, entzweit sich deshalb mit der Schwester. Dämon der Unterdrückung: unter dem Schein sie zu vereinigen, gedenkt er sie zu verderben. Er schmeichelt zuerst dem Glauben. Dämon der Un-

terdrückung bethört sie durch Geschenke, wodurch sie gefesselt werden. Er wünscht nun auch die Hoffnung in seine Gewalt.)

Von den Worten „(Zum Glauben) Herrlich Mädchen!" an steht der vierzehnte Auftritt wieder unverändert da, desgleichen der funfzehnte, wogegen es vom sechzehnten heißt:

(Liebe und Glaube gefesselt, in Verzweiflung. Die Hoffnung kommt ihnen zu Hülfe.)

Der siebzehnte Auftritt beginnt:

Hoffnung

(welche indessen oben erschienen und heruntergetreten ist).

Genien

(herbeieilend)

und dann weiter unverändert bis zu den Worten des achtzehnten Auftritts: „(Von allen Seiten und Enden Echo) Freiheit!" worauf sofort der neunzehnte Auftritt und so die folgenden unverändert kommen bis einschließlich des zweiundzwanzigsten Auftritts, in welchem nur die „Sämmtlichen Chöre" am Schluß ausgelassen sind. Für den dreiundzwanzigsten Auftritt steht wieder kurz:

(Epimenides betrachtet die Zustände; Glaube, Liebe, Hoffnung rühmen die Fürsten, durch die sie gewirkt.)

Endlich schließt der vierzehnte Auftritt, der unverän-

dert bis zu den Worten „Den geheim erzeugten Rath" angefügt ist, das Concertbuch.

Von drei leipziger Tonkünstlern, welche Goethe hochschätzte, gehörte der eine einer ältern Zeit an als Goethe, während der zweite erst nach Goethe's Tode ein Leipziger ward, und nur der dritte von Leipzig aus mit Goethe in Verbindung trat; der erstere war Johann Sebastian Bach, der andere Felix Mendelssohn-Bartholdy, der letztere August Eberhard Müller.

Bach war am 21. März 1685 zu Eisenach geboren, bekleidete wiederholt Stellungen bei der Kapelle zu Weimar, kam 1723 als Musikdirector und Cantor der Thomasschule nach Leipzig, erhielt später die Titel als herzoglich sachsen-weißenfelsischer Kapellmeister, sowie als königlich polnischer und kurfürstlich sächsischer Hofcompositeur, und starb hier am 28. Juli 1750.

Goethe kannte zwar selbstverständlich diesen Umgestalter der Tonkunst schon früh und hatte z. B. 1790 Sonaten desselben von Breitkopf erhalten, allein besonders viel beschäftigte er sich mit ihm, als er im Sommer 1814 im Bade zu Berka weilte, wo der Cantor und Badeinspector Schütz, ein großer Verehrer Bach's, ihm täglich drei bis vier Stunden vor-

spielte, und zwar vorzugsweise Sachen von Bach, wobei ihm zuerst bei vollkommener Gemüthsruhe und ohne äußere Zerstreuung ein Begriff von diesem Großmeister im Reiche der Töne wurde. Als wenn die ewige Harmonie sich mit sich selbst unterhielte, wie sich's etwa in Gottes Busen kurz vor der Weltschöpfung möchte zugetragen haben, so bewegte sich's — nach Goethe's Worten — auch in seinem Innern, und es war ihm, als wenn er weder Ohren, am wenigsten Augen und weiter keine übrigen Sinne weder besäße noch brauchte. Er verglich damals auch die Werke Bach's mit illuminirten mathematischen Aufgaben, deren Themata so streng regelmäßig wären und doch so großartige poetische Resultate hervorbrächten. Bisweilen legte er sich zu Bette, während Schütz ihm Sebastiana vorspielte, meinend: man müsse der Bach'schen Musik nicht merken lassen, daß man zuhöre, da sie für sich selbst musicire; wogegen andere Musik gern Zuhörer voraussetze, vor denen sie erscheine, um gewisse Serviteurs und Bücklinge zu machen.

Während jenes berkaer Aufenthalts diente Goethen auch einmal ein Stück von Bach, um die ihm misfällige Widerspruchssucht und Ungeduld des zum Besuch anwesenden Professor Friedrich August Wolf zu strafen. Dieses Werk Bach's wurde in dem dort

versammelten Kreise gewöhnlich als das „Trompeterstückchen" bezeichnet; es schien eine Fanfare, die durch Variationen ausgesponnen war, so, daß man den Trompeter nicht nur bald nah bald fern zu hören, sondern ihn auch ins Feld reitend, bald auf einer Anhöhe haltend, bald nach allen vier Weltgegenden sich wendend, dann wieder umkehrend zu sehen glaubte. Schütz hatte es eines Abends vorgetragen, und nur Wolf stimmte nicht in den Beifall ein, den es von allen Seiten fand. Goethe ließ es daher wieder und wieder spielen, bis Wolf fluchend davonrannte, worauf aber Goethe es immer aufs neue wiederholen ließ, sodaß Wolf selbst im Bette keine Ruhe davor hatte. Als 1816 bei einer großen Feuersbrunst in Berka auch Schütz mit abgebrannt war und alle seine Noten bis auf das gerade auswärts verborgte Trompeterstückchen verlor, ließ Goethe schalkhaft die Rettung des letztern Wolfen ausdrücklich melden; dem Cantor Schütz ersetzte aber Goethe den Verlust großentheils, wozu Zelter durch diejenigen Werke Bach's, die er doppelt besaß, beitrug.

Als 1827 Zelter in einem Briefe geäußert hatte, Bach habe dem Einflusse der Franzosen, namentlich des Couperin, nicht entgehen können, faßt dies Goethe gleich sehr lebhaft auf; ihm ist dieses gewichtige Wort

über den grundoriginalen Bach sehr merkwürdig, und er bittet den Freund dringend, ihn hierüber näher zu belehren; nachdem dies geschehen, spinnt er sich das Verhältniß noch weiter aus, um es sich nach allgemeinen Gesetzen klar zu machen.

Goethe pries Bach als das anerkannte Fundament der neuern Musik, als den Urvater, dessen Lehre und Thun die Tonkünstler respectiren müßten, und beklagte, daß ein gleicher Gesetzgeber den Dichtern wie den bildenden Künstlern fehle, die daher ohne Richtschnur arbeiteten.

Felix Mendelssohn-Bartholdy ist am 3. Febr. 1809 in Hamburg geboren und am 4. Nov. 1847 in Leipzig verstorben. Sein Verhältniß zu Goethe ist hier aber um so mehr zu übergehen, da es erst dann vollständig dargestellt werden kann, wenn, wie wol bald zu erwarten, Goethe's Briefe an ihn veröffentlicht sein werden.

August Eberhard Müller war am 13. Dec. 1767 zu Nordheim in Hannover geboren und zeichnete sich schon im frühesten Kindesalter, von seinem Vater, der Organist war, dazu angeleitet, durch seine musikalischen Leistungen aus. Obwol er 1785 in Leipzig der Rechtswissenschaft sich zu befleißigen begann, so gab er diese doch bald zu Gunsten seiner

Jugendneigung wieder auf. Er übte nun die Tonkunst an verschiedenen Orten, verehelichte sich in Magdeburg mit einer Tochter des Organisten Robert, einer vorzüglichen Klavierspielerin, folgte endlich 1794 einem Rufe zur Stelle des Cantors an der Nikolaikirche nach Leipzig, ward 1800 dem Musikdirector Hiller zur Unterstützung beigegeben, und erhielt später zugleich dessen Stelle an der Thomaskirche, sodaß er das Directorium der Musik an beiden hiesigen Hauptkirchen in sich vereinigte. Seine Frau wurde im großen Concert beschäftigt, wo sie immer lebhaften Beifall erhielt. Die Großfürstin Maria Paulowna, Erbprinzessin von Sachsen-Weimar, welcher Müller 1807 und 1809 Unterricht im Generalbaß gegeben hatte, veranlaßte seine Berufung nach Weimar und ermöglichte sie, indem sie die Hälfte des von ihm ausbedungenen Gehalts übertrug. Der Herzog beauftragte, als er sich des Concertmeisters Destouches zu entledigen wünschte, am 18. Nov. 1809 Goethen, mit dem Musikdirector Müller wegen seiner Anstellung als herzoglich sachsen-weimarischen Kapellmeister in Verhandlung zu treten, und schon wenige Tage darauf berichtete Goethe über die dankbare Annahme der Anstellung unter den zugestandenen Bedingungen. Bei seiner Uebersiedelung nach Weimar schrieb

Goethe an Müller:

Durch Ihre Anstellung in Weimar, mein werthester Herr Kapellmeister, ist einer meiner angelegentlichsten Wünsche erfüllt worden, die Musik bei uns recht begründet zu sehen. Ich bin überzeugt, daß Sie Dasjenige, was Sie vorfinden, gar bald auf einen höheren Grad der Vollkommenheit bringen werden, und ob es mir gleich leid, daß ich bei dem Anfang Ihrer Beschäftigung nicht gegenwärtig sein kann, so werde ich mit desto größerem Vergnügen den schnellen Einfluß Ihrer Bemühungen bei meiner Wiederkunft wahrnehmen.

Auch die kleine Singanstalt, die sich in meinem Hause durch Zufall gebildet und schon einige Jahre fortgedauert hat, empfehle ich Ihrer freundlichen Theilnahme, sowie Herrn Eberwein, den Vorsteher derselben. Haben Sie die Güte, diesen jungen Mann zu beobachten, sein Talent und seine Unterrichtsmethode zu beurtheilen, und ihm mit Rath und That an Handen zu gehen, damit wir je eher je lieber auch von dieser Seite gefördert werden. Der ich mich zu geneigtem Andenken empfehle, Ihrer theuren Gattin meine besten Grüße auszurichten bitte und recht wohl in Ihren neuen Verhältnissen zu leben wünsche.

Jena, den 7. Mai 1810. Goethe.

Müller, dem in Weimar die Leitung der Musikaufführungen bei Hof, im Theater, in der Kirche und in der Schule übertragen war, griff wacker ein, regelte die öffentliche Musik, und Goethe hatte seine Freude daran, wie er besonders in dem ihm untergebenen Theater Orchester, Chor und Solosänger gut zusammenhielt; er sah daher die Ankunft des Sängers Brizzi auch darum gern, weil bei dessen Gastspiel in Weimar die bis dahin dort unbekannte Oper „Achill“ von Paër gegeben werden sollte, wobei sich Müller zeigen könne. Im Frühjahr 1811 ließ Goethe von ihm die Chöre zu Robert's Trauerspiel: „Die Tochter Jephtha“, componiren. Er rühmte auch, wie Müller gleich den ersten Winter überhaupt durch musikalische Genüsse recht wohlhäbig gemacht habe.

Müller veröffentlichte nicht nur mehrere Compositionen für Klavier, Orgel und Flöte, sowie für Gesang, sondern auch mehrere Lehrbücher über Musik. Er starb am 3. Dec. 1817, worauf seine Witwe nach Leipzig zurückkehrte und wieder im großen Concert auftrat. Sein am 20. Mai 1798 in Leipzig geborener Sohn Theodor Amadeus wurde nach dem Feldzug von 1815 als Violinist bei der weimarischen Kapelle angestellt, erhielt von der Erbgroßherzogin die

Mittel, um sich in Kassel unter Spohr weiter auszubilden, und ward später als Kammermusikus in Weimar angestellt. Er starb 1846 in Leipzig.

Noch unmittelbar vor seinem Rücktritt von der Bühnenleitung hatte Goethe einen Sohn seines Jugendbekannten Häser, den am 15. Oct. 1779 in Leipzig geborenen August Ferdinand Häser — der aus Neigung zur Tonkunst das Studium der Theologie aufgegeben hatte und 1797 Cantor, sowie nach mehrjährigen Kunstreisen 1815 Subrector am Gymnasium zu Lemgo geworden war — zu Ostern 1817 nach Weimar berufen, um den neuen Hoftheaterchor einzurichten. Derselbe war ein sehr wissenschaftlich gebildeter Musiker und Componist, auch Lehrer mehrerer fürstlichen Personen, wurde 1829 Musikdirector an der Stadtkirche zu Weimar und starb dort 1844.

Ignaz Moscheles, der, am 30. Mai 1794 in Prag geboren, vorzüglich durch sein Pianofortespiel berühmt geworden, auch als Tonsetzer gefeiert und seit 1846 Professor am Conservatorium zu Leipzig ist, kam zwar mit Goethe nicht in Berührung; doch wußte dieser genug von ihm, um in seiner bekannten derben Weise äußern zu können: „Der Moscheles ist ein tüchtiger Kerl!"

VII.

Literarische Bekanntschaften.

Wie Goethe mit Leipzig als Wohnort von Freunden, als Sitz von Kunstanstalten und Sammlungen, als Mittelpunkt für den deutschen Buchhandel, als großem Handelsplatz in Verbindung zu bleiben Ursache hatte, so war es ihm endlich als Universitätsstadt und Vereinigungsstelle von Gelehrten und Schriftstellern nicht minder wichtig. Indessen, obwol er diese Bedeutung im allgemeinen anerkannte und namentlich nach dem Schlag, welcher Preußen infolge der Schlacht von Jena traf, glaubte, daß Leipzig nebst Dresden, Weimar und Jena leicht der Hauptsitz der norddeutschen Cultur werden könne, so fallen doch die Beziehungen, welche Goethe in dieser Hinsicht mit Leipzig unterhielt, in persönliche zu einigen der hiesigen Gelehrten und Schriftsteller auseinander. Diese werden daher hier einzeln durchzugehen sein und zwar

in einem gemeinschaftlichen Abschnitt, weil sich nicht durchgängig Gelehrte im strengern Sinne von nur schönwissenschaftlichen Schriftstellern scheiden lassen.

Von den zeitgenössischen Lehrern der hiesigen Hochschule hat Goethe viele wol nur ihren Werken nach gekannt, ohne daß irgendein, oder doch ohne daß ein nachhaltiger persönlicher Verkehr stattfand. Den Professor der Geschichte, Christian Daniel Beck (geboren am 22. Jan. 1757 zu Leipzig und gestorben daselbst am 13. Dec. 1832) erwähnt Goethe nur als Herausgeber des Euripides; von dem Professor der arabischen Sprache und Rector der Nikolaischule Johann Jakob Reiske (geboren am 25. Dec. 1716 in Zörbig, gestorben am 14. Aug. 1774 in Leipzig) verdroß es Goethen, daß er die ältesten arabischen Dichtungen bald übermäßig pries, bald ebenso heruntermachte, ohne einzusehen, daß ihre Vorzüge und ihre Gebrechen unzertrennlich seien; des Professors der Beredsamkeit Johann Christian Gottlieb Ernesti (geboren 1756 zu Arnstadt, gestorben am 5. Juli 1802 auf seinem Rittergut Kahnsdorf) „Lexica technologiae Graecorum rhetoricae“ (1795) und „technologiae Romanorum rhetoricae“ (1797) lagen Goethen noch 1813 und 1816 immerfort zur Hand, um daraus wiederholt zu entnehmen, was er in seinen eigenen Schrif-

ten recht und unrecht gemacht hatte, wobei er es zu seiner Beruhigung als einen Beweis menschlicher Beschränktheit erkannte, daß er in jenen nach ein paar tausend Jahren Tugenden und Mängel unausbleiblich wiederkehren sah; das „Lehrbuch der Anthropologie“ (1822) des Professors der psychischen Heilkunde Johann Christian Friedrich August Heinroth (geboren am 17. Jan. 1773 zu Leipzig und gestorben daselbst am 26. Oct. 1843) erregte Goethe's Beifall wie überhaupt, so besonders dadurch, daß darin ein Ausdruck über sein eigenes Wesen stand, der ihn durch seine Wahrheit überraschte; denn wenn auch dieselbe Eigenthümlichkeit schon von andern, namentlich von Schiller, ganz richtig erkannt worden war, so fand doch Heinroth das treffende Wort, indem er Goethen ein „gegenständliches Denken“ zuschrieb, womit er sagen wollte, daß Goethe's Denken und sein Anschauen der Gegenstände einander durchdrängen, er betrachtend in den Gegenständen aufgehe und sie denkend in sich wiederherstelle. Goethe widmete dieser Aeußerung Heinroth's den Aufsatz: „Bedeutende Förderniß durch ein geistreiches Wort“, in den Heften „Zur Morphologie“, und wenn er darin jenen als „Freund“ bezeichnet, so darf man auf persönliche Bekanntschaft schließen. Zu tadeln hatte er aber an dem Werke

Heinroth's, daß dessen Vorzüge durch Ueberschreitung der von Gott und Natur vorgeschriebenen Grenzen zerstört würden, indem es weiter als bis in die Vorhöfe und bis ins Reich der Ahnung und Dichtung führen wolle.

Ein Gelehrter, zugleich Künstler, mit welchem Goethe nicht blos in entfernterer Beziehung, sondern der ihm wie an Geist, so durch persönlichen und brieflichen Verkehr näher stand, war Karl Gustav Carus, der auch Leipzig angehört; denn er wurde hier, wo sein Vater eine große Färberei besaß, am 3. Jan. 1789 geboren, empfing seinen Unterricht auf hiesiger Thomasschule, hörte seit 1804 Vorlesungen auf hiesiger Universität, zunächst hauptsächlich solche, welche für das väterliche Geschäft, das er später leiten sollte, nützlich sein konnten, während er sich bald der Arzneiwissenschaft zuwandte, als deren Docent er hier 1811 auftrat und lehrte, bis er 1814 als Professor an die chirurgisch-medicinische Akademie nach Dresden berufen ward. Die zahlreichen und bedeutenden natur- und heilwissenschaftlichen Werke, in welche er einerseits seine Erfahrungen niederlegte und durch welche er andererseits die Erscheinungswelt aus ewigen Gesetzen abzuleiten sich bestrebte, ferner die Vielseitigkeit seines Wissens und seines Vermögens,

die er namentlich auch durch Leistungen im Gebiete der Kunst bethätigt hat, weisen ihm eine hohe Stelle unter den geistig Reichen an. Aeußerlich ist dies anerkannt durch seine Wahl zum Präsidenten der kaiserlich Leopoldinisch-Karolinischen Akademie der Naturforscher und durch sein Amt als Leibarzt des Königs von Sachsen, das er jetzt mit dem Range eines Geheimenraths bekleidet. — Sein Verkehr mit Goethe beginnt aber erst 1818, also zu einer Zeit, wo er nicht mehr in Leipzig lebte, und wie er schon deshalb nicht ins Bereich dieses Buchs fällt, so hat er auch selbst jenen Verkehr eingehend dargestellt in der Schrift: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß von C. G. Carus."

Mit den Werken der in Leipzig lehrenden und schreibenden Physiker hatte Goethe keinen Grund zufrieden zu sein. Da war Johann Samuel Gehler (geboren am 1. Nov. 1751 zu Görlitz, gestorben am 16. Oct. 1795 als Senator und Oberhofgerichtsassessor zu Leipzig), dessen „Physikalisches Wörterbuch" Goethe zwar sogar in dem Feldzug gegen Frankreich 1792 bei sich führte, der aber doch gegen Goethe's Farbenlehre, von der damals die „Beiträge zur Optik" erschienen waren, zu dessen Verdruß mit dünkelhafter Selbstgefälligkeit sich betrug; da war

ferner Ludwig Wilhelm Gilbert (geboren am 12. Aug. 1769 in Berlin, 1811 von Halle nach Leipzig als ordentlicher Professor der Physik berufen und gestorben daselbst am 7. März 1824), welcher in den von ihm herausgegebenen „Annalen der Physik", die Goethe immer durchging, den Widersachern der Farbenlehre desselben sich geltend zu machen gestattete, wofür sich Goethe dadurch rächte, daß er die in dieser Zeitschrift angegriffenen Beobachtungen des Luftschiffers Robertson durch beißende Anmerkungen zu dem betreffenden, auf Newton's Lehre fußenden Aufsatz in den Nachträgen zur „Farbenlehre" vertheidigte und als richtig darstellte; da war endlich Karl Brandan Mollweide (geboren am 13. März 1771 zu Wolfenbüttel, 1811 von Halle als Professor der Mathematik nach Leipzig berufen, gestorben als solcher am 16. März 1825), welcher ein paar besondere Schriften zur Widerlegung Goethe's und Vertheidigung Newton's schrieb, und von Goethe als ein närrischer Mensch, sowie steifer und dünkelhafter Geselle zwar nicht sehr geachtet, aber doch mit einem eigenen Epigramm bedacht wurde; denn als er 1805 am Pädagogium zu Halle in Goethe's Gegenwart ein verständiges Kind recht tüchtig ausgescholten hatte, das auf der mit den sieben Regenbogenfarben bemalten

Scheibe des Schwungrads nur das gewöhnliche schmuzige Grau sah, wo er nach Newton's Lehre Weiß gesehen haben wollte, dichtete Goethe mit wortspielender treffender Ueberschrift:

Dem Weißmacher.

Newtonisch Weiß den Kindern vorzuzeigen,
Die pädagogischem Ernst sogleich sich neigen,
Trat einst ein Lehrer auf mit Schwungrads Possen;
Auf selbem war ein Farbenkreis geschlossen.
Das dorlte nun. „Betracht es mir genau!
Was siehst du, Knabe?“ „Nun, was seh' ich? Grau!“
„Du siehst nicht recht! Glaubst du, daß ich das leide:
Weiß, dummer Junge, Weiß! So sagt's Mollweide.“

Keine günstigern Erfahrungen machte Goethe mit dem Anatomen Karl Friedrich Burdach (geboren zu Leipzig am 12. Juni 1776, gestorben am 16. Juli 1847 zu Königsberg), jedoch erst, nachdem derselbe 1811 Leipzig verlassen hatte. Burdach trat Goethen in Bezug auf dessen Annahme von Antlitzwirbeln entgegen, indem er den Wirbel als einen Knochen, der nach der einen Seite hin das Centralorgan des Nervensystems einschließe, erklärte, danach aber nur drei Schädelwirbel, anstatt wie Goethe sechs, anerkannte. Des letztern darauf an Burdach geschriebener Brief ist vielleicht der gröbste, den er je hat ausgehen lassen,

indem er darin den Anhängern der Ansicht, der auch Burdach beipflichtete, „bornirten Sinn“ zuschrieb, und diesen nur damit tröstete, daß auch der beste Kopf zuweilen „in großer Beschränktheit befangen“ sei.

Wie mit Burdach nach dessen leipziger Aufenthalt, so verkehrte Goethe mit Heinrich Wilhelm Brandes (geboren am 27. Juli 1777 zu Groden bei Ritzebüttel, 1826 aus Breslau als Professor der Physik nach Leipzig berufen, verstorben daselbst am 17. Mai 1834), bevor derselbe nach Leipzig übersiedelte, und zwar waren es dessen „Beiträge zur Witterungskunde“ (1820), welche Goethen förderten, zu deren Unterstützung er dem Verfasser einen Vorschuß vom Großherzog vermittelte und derentwegen er sich mit ihm in den folgenden Jahren durch seinen frühern Zögling, damaligen General-Landschaftsrepräsentanten in Schlesien, Friedrich Freiherrn von Stein, in Verbindung setzte. Von einem unmittelbaren Verkehr ist jedoch nichts bekannt.

Der Besuch Goethe's bei den Botanikern Ludwig und Fischer ist bereits gelegentlich seiner leipziger Reise zu Ende 1796 erwähnt.

Die Berufung Heinrich Karl Abraham Eichstädt's nach Jena erfolgte auch nicht ohne Goethe's Mitwirkung. Derselbe war am 8. Aug.

1770 in Oschatz geboren, studirte Theologie und war Professor der Philosophie in Leipzig, von 1797 an in Jena, dann Professor der Beredsamkeit und Dichtkunst, erhielt später den Rang eines Geheimen Hofraths und starb am 4. März 1848. Wie aber Goethe in Bibliotheksangelegenheiten und wegen der seit 1803 von Eichstädt fortgeführten „Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung" in häufige Berührung mit Eichstädt kam, gehört nicht weiter hierher. Von Leipzig wurde zu Goethe's Zeit, und zwar 1804, auch der (1772 zu Chemnitz geborene und 1808 in Jena verstorbene) Professor der Rechte und Hofrath Christian Gotthelf Hübner nach Jena berufen. Den Botaniker Friedrich Schwägrichen (geboren zu Leipzig 1775, Doctor der Medicin und Philologie, 1799 Privatdocent, 1809 außerordentlicher und 1815 ordentlicher Professor der Naturwissenschaften, dann Senior der medicinischen Facultät, gestorben am 2. Mai 1853 hierselbst) wollte man 1802 nach Jena ziehen, und Goethe erkundigte sich bei Rochlitz nach seiner Persönlichkeit; das Vorhaben kam aber nicht zur Ausführung. Goethe traf 1820 mit ihm in Karlsbad zusammen, wohin Schwägrichen mit Professor Hermann gegangen war; 1823 brachte Schwägrichen nach Edinburgh die Nachricht von Goethe's Wieder-

herstellung von einer lebenbedrohenden Krankheit und gab dadurch Anlaß, daß die dortige Gesellschaft der Wissenschaften Goethen zum Mitglied ernannte, was dieser sehr erfreut aufnahm.

In Karlsbad war 1820 auch Karl Heinrich Ludwig Pölitz (geboren am 22. Jan. 1757 zu Ernstthal, gestorben als Professor der Staatswissenschaften, königlich sächsischer Hofrath und großherzoglich hessischer Geheimer Rath am 13. Dec. 1838 zu Leipzig) und drängte sich in seiner Eitelkeit möglichst an Goethe, der aber diesen seichten Schriftsteller sehr merkbar von sich abhielt.

Der als Gottesgelehrter und Kanzelredner nachmals berühmt gewordene Heinrich Gottlieb Tzschirner, der am 14. Nov. 1778 zu Mittweida geboren war und, nachdem er von 1796 an in Leipzig Theologie studirt hatte, seit 1809 als Professor dieser Wissenschaft, sowie nachher auch als Geistlicher, zuletzt als Superintendent hier wirkte, begleitete 1814 das Banner der freiwilligen Sachsen als Feldprediger und kam bei dieser Gelegenheit durch Weimar, wo er seinen Freund den Regierungsrath Dr. Beck ersuchte, ihn zu Goethe zu führen, was dieser nicht mit leichtem Herzen that, weil er fürchtete, Goethe möchte den Besuch des damals noch nicht bekannten Mannes, namentlich zu

der ungewöhnlichen Stunde des Abends, der schon angebrochen war, nicht gut aufnehmen. Allein Goethe empfing sie freundlich, wußte durch Erkundigung nach den Verhältnissen des Besuchenden und seiner Stadt schnell ein Gespräch in Gang zu bringen und entließ ihn beglückt. Tzschirner starb in Leipzig am 17. Febr. 1828.

Der denselben bei Goethe einführende Regierungsrath Johann Ludwig Wilhelm Beck ist durchaus Leipziger, der nur kurze Zeit außerhalb seiner Vaterstadt zubrachte. Er war am 21. Oct. 1786 in Leipzig geboren, ein Sohn des Professors Daniel Beck, hielt seit 1809 rechtswissenschaftliche Vorlesungen an hiesiger Universität, wurde 1812 als Professor nach Königsberg berufen, von wo er 1813 als Regierungsrath nach Weimar ging, welchen Ort er aber schon 1814 wieder verließ, um als Beisitzer des Schöppenstuhls nach Leipzig zurückzukehren. Hier wurde er 1815 Professor, 1825 Senior des Schöppenstuhls, 1835 Appellationsrath und 1837 Appellationsgerichtspräsident, aus welchem Amte er 1863 mit der Würde eines Geheimen Raths in den Ruhestand trat, aber noch bis Anfang 1865 den Vorsitz im Ehegericht führte. Seine geistige Kraft hat wie die seines

stattlichen Körpers der langen Reihe der Lebensjahre glücklich Trotz geboten.

Seine weimarer Stellung brachte ihn in öftere Berührung mit Goethe, dessen sonntägige Morgengesellschaften er z. B. besuchte. Eine Erzählung Beck's von Goethe ist folgende: An dem Geburtstage des damaligen Erbprinzen Karl Friedrich, am 2. Febr. 1814, stand er mit diesem an einem Fenster des Schlosses im Gespräch, als Goethe angemeldet wurde. Sofort wandte sich der Erbprinz, die Flügelthüren wurden aufgethan, Goethe trat würdevoll ein, der Erbprinz flog ihm entgegen und an seine Brust, indeß Goethe seine Arme ausbreitete, ihn zu empfangen und zu umarmen. Geheimer Rath Beck versichert, daß ihm jetzt nach mehr als funfzig Jahren das Bild dieses Empfangs noch lebendig vor Augen stehe.

Die nur auf einen flüchtigen Besuch beschränkte persönliche Bekanntschaft Tzschirner's mit Goethe erinnert an einen ähnlichen Besuch, welchen der am 4. Nov. 1795 zu Freiberg geborene, nach beendigten theologischen Studien einen jungen Grafen Hohenthal als Hofmeister begleitende, aus dieser Veranlassung durch Vermittelung des Grafen Hohenthal mit dem Titel eines weimarischen Raths bekleidete, 1823 als Pfarrer zu Knauthain, einem gräflich Hohenthal'schen

Gute, sowie 1842 als Oberkatechet und Frühprediger an der Peterskirche angestellte und als solcher am 3. Sept. 1864 verstorbene Dr. phil. Wilhelm Naumann abstattete. Von Schulpforta aus, wo er damals mit seinem Zögling weilte, begab er sich auf einem Ausfluge nach Weimar in Begleitung eines Lehrers der Fürstenschule; der dortige Professor, nachherige Rector Lange gab Naumann bei der Abreise eine Uebersetzung der „Iphigenie" ins Griechische von Ernst Ortlepp in der Absicht, dadurch einen schicklichen Anlaß zu einem Besuch bei Goethe zu bieten, dem er diese Arbeit überreichen sollte. Naumann wollte davon nichts wissen, da er gehört, Goethe behandle die Besuchenden oft unfreundlich, und er sich zu sehr fühlte, um solcher Behandlung sich auszusetzen; Lange redete jedoch zu, die Uebersetzung wenigstens mitzunehmen, da er doch vielleicht noch wünschen könne, Goethen aufwarten zu wollen. In Weimar besuchte er den Hofrath Riemer, dem er die Handschrift mit der Bitte zustellte, sie Goethen zu überreichen, und als dieser frug, warum er das nicht selbst thun wolle, gestand ihm Naumann seine Befürchtungen. Riemer sah nach seiner Uhr und sagte: „In diesem Augenblick muß Goethe nach Hause kommen; ich verlange, daß Sie gleich zu ihm gehen,

damit auch Sie von dem Vorurtheil befreit werden, welches Sie mit so manchem theilen."

Dieser dringenden Mahnung gehorchte nun Naumann, dem es nur unangenehm war, daß sich ihm bei dem Gange zu Goethen sein Reisebegleiter anschloß; denn als junger lebhafter Mensch hoffte er günstigere Aufnahme zu finden, als er sie jenem versprach, der ein trockner, ungefüger Schulfuchs war. Beide ließen sich also bei Goethe melden, wurden angenommen und ins Empfangszimmer geführt; Goethe erschien bald, trat an Naumann heran, legte seine Hände auf dessen Schulter und sprach: „Bitte, Ihren Namen!" Als jener sich genannt, richtete er die gleiche Frage an Naumann's Begleiter, worauf er diesem, als dem ältern, den Platz neben sich auf dem Sofa anwies. Als dieser ungeschickterweise Umstände machte und sich einen Stuhl nahm, sagte Goethe zu Naumann: „Nun Einer muß sich zu mir setzen; da kommen Sie her!" Indessen war auch dieser von dem andern angesteckt, verbat sich die Ehre gleichfalls und setzte sich ebenso auf einen Stuhl. Waren schon diese Umständlichkeiten nicht nach Goethe's Sinn, so verstimmte es ihn augenscheinlich noch mehr, als jener Begleiter Naumann's die Beine übereinanderschlug und das Gespräch mit der Plattheit

begann: „Ew. Excellenz haben uns wieder mit einem neuen Heft «Kunst und Alterthum» beschenkt.“ Goethe murmelte zur Erwiderung etwas; da besann sich der Schulmann, eine Empfehlung vom Zeichenmeister Oldendorp auszurichten, worauf Goethe äußerte: „Er beweist mir immer zu meinem Geburtstag seine Anhänglichkeit.“

Endlich langte Naumann Ortlepp's „Iphigenie“ hervor und übergab sie mit dem Bemerken, daß Goethe diese Uebersetzung jetzt um so anziehender finden werde, als er sie mit der neugriechischen „Iphigenie“ von Pappadopulos vergleichen könne. Goethe blätterte in der Handschrift und warf hin: „Ja, mit Fleiß und gutem Willen kann man vieles machen!“ Naumann nahm sich hierauf der Uebersetzung an, sagte, daß wirkliche Kenntniß der Antike und Geist darin ausgeprägt sei, und bat, derselben einige Beachtung zu schenken. Vorderhand ging jedoch Goethe nicht weiter darauf ein, und da das Gespräch stockte, Naumann's Begleiter aber keine Anstalt zum Aufbruch machte, so erhob sich dieser endlich selbst, und Goethe war beim Abschied noch so liebenswürdig, daß Naumann durchaus nicht Ursache hatte, den Besuch zu bereuen.

Kaum zweifelhaft ist, daß Goethe auch mit Christian Daniel Erhard bekannt war. Dieser, am 6. Febr. 1759 in Dresden geboren, hielt seit 1782 in Leipzig rechtswissenschaftliche Vorlesungen, erhielt 1787 eine außerordentliche Professur, ward 1797 ordentlicher Professor des Criminalrechts und Oberhofgerichtsassessor, später Oberhofgerichtsrath hier, auch Domherr zu Naumburg und kaiserlich russischer Collegienrath; er war nicht nur durch seine rechtswissenschaftlichen Schriften, sondern noch mehr durch den Zauber seiner liebenswürdigen Persönlichkeit, die Gewandtheit seines gesellschaftlichen Benehmens und die witzigen Spiele seines reichen Geistes berühmt, und da ihm bei Anwesenheit ausgezeichneter Personen in Leipzig die geistige Vertretung Leipzigs zufiel, er auch bei solchen Gelegenheiten eine selbst über die Grenzen seiner, obwol reichlichen Einkünfte hinausgehende Gastfreundschaft übte, da er ferner Wielanden als Dichter bekannt und mit Schiller befreundet war, sowie mit diesem in Briefwechsel stand, da er endlich im October 1808 ebenso wie Goethe bei der Fürstenzusammenkunft in Erfurt zugegen war, von beiden Kaisern empfangen wurde und bei Goethe's großem Gönner, dem Fürsten Primas, zu Mittag speiste, so läßt sich für gewiß annehmen, daß er mit Goethe in Verbin-

dung trat. Als 1809 die Universität Leipzig das Fest ihres vierhundertjährigen Bestehens beging, hatte Erhard bei einer von ihm veranstalteten Feier in Klassig's Kaffeehaus in einer tempelartigen Halle Goethe's Bildniß aufgestellt mit der Inschrift: Auch Er ist unser. — Erhard starb am 17. Febr. 1813.

Von den in Leipzig wohnenden schönwissenschaftlichen Schriftstellern und Dichtern sind zunächst wieder einige zu nennen, mit denen Goethe nur in entfernter Berührung gestanden haben mag. Dahin gehörte außer den bereits obengenannten Bühnenschriftstellern Siegfried August Mahlmann (geboren am 13. März 1771 zu Leipzig und hier gestorben am 16. Dec. 1826), von dessen Beurtheilung des Spiels der weimarischen Hofschauspieler bei ihren Vorstellungen zu Leipzig, wie solche in der von Mahlmann selbst herausgegebenen „Zeitung für die elegante Welt" sich befand, Goethe sehr befriedigt war. Auch von Johann Gottfried Seume (geboren am 29. Jan. 1763 zu Poserne bei Weißenfels, gestorben am 13. Juni 1810 in Teplitz) wird nirgends ausdrücklich gesagt, daß Goethe ihn von Person gekannt habe; allein da er in Weimars fürstlichem Kreise gern gesehen, auch Freund Wieland's und Schiller's war, so läßt sich dies nicht bezweifeln. Goethe gedenkt seiner nur ge-

legentlich, indem er das Grab „des berühmten Wanderers“ — wie er Seumen wegen seines „Spaziergangs nach Syrakus“ nennt — erwähnt.

Wie mit Mahlmann dürfte die Bühne Goethen mit dem Senator und Oberhofgerichtsrath Heinrich Blümner (geboren am 18. Oct. 1765 zu Leipzig und daselbst am 13. Febr. 1839 gestorben) zusammengebracht haben; denn Blümner widmete ihr besondern Antheil, schrieb für und über sie und war oft in Lauchstädt; so viel steht fest, daß er mit Goethe persönlich bekannt war, und nur nähere Angaben sind zu vermissen. Goethe gedenkt seiner Schrift „Ueber die Idee des Schicksals in den Tragödien des Aeschylus“ als einer höchst schätzbaren Arbeit.

In einer andern Hinsicht drang sich der Kenntnißnahme Goethe's der Professor Christian August Heinrich Clodius auf (geboren am 21. Sept. 1772 zu Altenburg und gestorben am 30. März 1836 zu Leipzig), indem er, von Goethe's Erzählung der Verspottung des Professors Christian August Clodius, seines Vaters, durch das Gedicht an Händel und durch das Vorspiel zu „Medon“ in „Aus meinem Leben“ verletzt, sich seines Vaters in verschiedenen Zeitschriften von 1812 nicht ohne Ausfälle auf Goethe annahm, was sonderbar erscheinen mußte von einem Sohne, der

sonst seines Vaters nicht ohne Mangel an Pietät zu gedenken pflegte. Als fortwährender Widersacher gebarte sich dagegen der fürstlich wied-neuwiedische Hofrath Karl Spazier (geboren am 20. April 1762 zu Berlin und gestorben am 19. Jan. 1805), und zwar in der „Zeitung für die elegante Welt“, welche er von ihrer Gründung 1801 an bis zu seinem Tode herausgab. Wie wenig aber Goethen diese Angriffe störten, sagt er lustig in dem Gedichtchen:

Ultimatum.

Wollt', ich lebte noch hundert Jahr
Gesund und froh, wie ich meistens war;
Merkel, Spazier und Kotzebue
Hätten auch so lange keine Ruh,
Müßten's collegialisch treiben,
Täglich ein Pasquill auf mich schreiben.
Das würde nun für's nächste Leben
Sechsunddreißigtausendfünfhundert geben,
Und bei der schönen runden Zahl
Rechn' ich die Schalttäg' nicht einmal.
Gern würd' ich dieses holde Wesen
Am Abend auf dem Abtritt lesen;
Grobe Worte, gelind Papier
Nach Würdigkeit bedienen hier;
Dann legt' ich ruhig nach wie vor
In Gottes Namen mich auf's Ohr.

Goethe's Theilnahme für die Thätigkeit des Romantikers Adam Müller Ritter von Nitersdorf

(geboren am 30. Juni 1779 zu Berlin, gestorben am 17. Jan. 1829 zu Wien) fiel früher als Müller's Aufenthalt in Leipzig, wo er von 1815 — 27 als kaiserlich österreichischer Generalconsul lebte, also zu einer Zeit, wo die romantische Schule wie von aller Welt so längst schon von Goethe verurtheilt war.

Hieran knüpfe sich die Erwähnung des dermaligen österreichischen Generalconsuls zu Leipzig, Ministerialrath Joseph Ritter von Grüner. Er ist der am 22. Nov. 1813 geborene Sohn des Goethen nahe befreundeten Magistratsraths Grüner zu Eger, und wurde auch selbst von Goethen sehr geliebt. Im Jahre 1825 wohnte er mit bei Goethe und zwar in dessen Arbeitszimmer, als sein Vater auf Goethe's Andringen zum Regierungsjubiläum des Großherzogs Karl August nach Weimar gereist war und seine Wohnung bei Goethe genommen hatte. Ministerialrath von Grüner weiß unter anderm anziehend zu erzählen, wie ihm gegraut, wenn er Goethen, den er doch allein im Zimmer wußte, nicht blos laut, sondern sogar heftig für sich reden hörte; oder daß sein Vater doch nicht so wadenlos, wie er selbst berichtet, zu Hofe fuhr, sondern vielmehr — weil er die Theilnahme an der Hoffeierlichkeit eben seiner wadenlosen, die kurzen Hosen nicht vertragenden Beine wegen ablehnen wollte — von Goethe mit

wattirten Strümpfen versehen wurde; oder endlich wie Goethe einmal, in Eger weilend, einen guten Tisch aus seiner Aeltern Zimmer hatte heimlich wegschaffen lassen und ihn dann zurücksandte, beklebt mit einer Landkarte des Egerkreises, worauf die mineralogischen Bodenverhältnisse und Vorkommen durch wirkliche Steinchen angegeben waren.

Endlich hat der Leipziger Karl Theodor Kind durch seine Bemühungen um die neugriechische Volksdichtung Goethe's Aufmerksamkeit auf sich gezogen. Derselbe ist am 7. Oct. 1799 geboren, trat 1813 in Schulpforta ein, bezog 1818 die Universität, wurde 1824 Advocat, 1827 Doctor, dann Mitglied der Juristenfacultät und des Spruchcollegiums, und 1846 Justizrath bei dem neugestalteten königlich sächsischen Spruchcollegium, dem er bis zu dessen Auflösung 1856 angehörte, seit welcher Zeit er im Privatstande lebt, noch immer die neugriechische Dichtung mit Vorliebe pflegend und Sammlungen aus deren Bereiche veröffentlichend.

Goethe hatte zuerst 1815 in Wiesbaden durch von Natzmer und von Haxthausen neugriechische Räuberlieder und Sagen kennen gelernt, welche seine volle Theilnahme erweckten. Er hob es bewundernd hervor, wie darin einerseits lyrische, epische und dramatische Bestandtheile, andererseits der nordische, namentlich

schottische Geist und der südliche, altmythologische, sowie endlich tüchtiger Freisinn in der Wildniß und im Gegensatz eine zwar geordnete, aber doch immer unzulängliche barbarische Uebergewalt verbunden erschienen. Er übersetzte mehrere davon, ließ aber erst 1823 im ersten Hefte des vierten Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" sechs Heldenlieder drucken, indem er zugleich in einem Aufsatz über Volkspoesie im allgemeinen den einen jener wiesbadener Freunde aufforderte, die beabsichtigte Veröffentlichung seiner Sammlung nebst Uebersetzung zu beschleunigen; denn bis dahin war noch keine Sammlung neugriechischer Lieder vorhanden. — Goethe's Uebersetzung folgte nicht streng genug dem Rhythmus der Urdichtung; er ließ hierin die Sorgfalt seiner Jugend vermissen. Dagegen gab er in dem ebenfalls 1823 erschienenen nächsten Hefte „Ueber Kunst und Alterthum" den „Charos", jenes schauerliche Sagenlied vom reitenden Tod, welches er sehr hoch stellte und gern vorlas, getreu im neugriechischen Versmaß wieder. In einem besondern Aufsatze desselben Heftes deutete er gleichzeitig an, wie geeignet der Gegenstand für bildliche Darstellung sei, und es führte dies zu Aussetzung eines Kunstpreises, zu Einreichung mehrerer Arbeiten und endlich zu deren Beurtheilung, was alles Goethen die nächsten

zwei Jahre beschäftigte. Daran schloß sich 1825 die wieder ohne Rücksicht auf das ursprüngliche Silbenmaß gehaltene Uebertragung „Neugriechischer Liebesskolien“, die jedoch erst 1827 in „Goethe's Werken, Ausgabe letzter Hand“ ans Licht traten.

In diesem Jahre empfing nun der Dichter auch die „Neugriechischen Volkslieder, herausgegeben von Kind“ vom Verfasser und begrüßte dieselben im folgenden Jahre im zweiten Hefte des sechsten Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ als einen willkommenen Vorschritt zur Kenntniß neugriechischer Nationalpoesie, wobei er erklärte versuchen zu wollen, den früher übersetzten sechs (so muß es wol heißen statt „zwölf“) Heldenliedern neue hinzuzuthun, obwol ihm kein neugriechisches Gedicht wieder vorgekommen sei, das sich an dichterischem Werth dem „Charos“ vergleichen lasse. Dies war indessen Goethe's letzte Kundgebung über die neugriechische Volksdichtung.

Wenn hier unter den zeitgenössischen leipziger Schriftstellern, welche Goethe einmal erwähnt hat, nicht auch der „Karl Schöne“ sich aufgeführt findet, dessen Eckermann im Gespräch mit Goethe vom 11. Febr. 1831 gedenkt, so hat dies seinen Grund darin, weil der Verfasser der Schrift „De personarum in Euripidis Bacchabus habitu scenico commentatio“

weder von Geburt, noch seiner Studien wegen, noch seinem Aufenthalte nach zu den Leipzigern gehört, sondern nur 1831 jene Schrift in Leipzig erscheinen ließ. Uebrigens hieß er nicht „Karl“, sondern Friedrich Gotthold Schöne.

Die Gelehrten und Schriftsteller, mit denen Goethe bei mehr oder weniger bedeutendem Verkehr Briefe gewechselt hat, sollen im Nachstehenden einzeln besprochen werden.

Friedrich Rochlitz.

Rochlitz war am 12. Febr. 1769 zu Leipzig geboren. Sein Vater war Schneider, und die Armuth, die in dessen Hause herrschte, würde den Knaben niedergedrückt haben, wenn ihn nicht schwärmerische Liebe zur Musik allen Druck hätte vergessen lassen. Den aufopfernden Bemühungen seiner Mutter gelang es, ihn in die Thomasschule zu bringen, und obwol hier der trockene, nur für die alten Sprachen Sinn habende Rector Fischer sich auch gegen die Tonkunst feindlich zeigte, so wußte doch der Cantor Doles den alten Ruhm jener Schule in der Pflege derselben zu bewahren. Erst achtzehn Jahre alt, dichtete und setzte Rochlitz eine Cantate, welche er mit seinen Mitschülern einübte und dem zufällig dazukommenden Can-

tor als das Werk eines ältern Italieners bezeichnete. Doles errieth zwar bald den wahren Urheber, that jedoch nicht dergleichen und führte nach einiger Zeit die Cantate in der Thomaskirche auf, worüber der junge Rochlitz, wie sich denken läßt, ganz selig war.

Trotz dieses frühen Erfolgs war Rochlitz dennoch der Ansicht, bei seiner Mittellosigkeit sich nicht der Musik allein widmen zu dürfen, indem er mit ihr seinen Unterhalt nicht erwerben zu können glaubte. Er riß sich daher mit Gewalt von seiner Lieblingsbeschäftigung los, um, als er die Universität bezog, sich ganz der Theologie hinzugeben. Als er jedoch Kant's Philosophie kennen lernte, welche die Bedeutung der Kunst zuerst wissenschaftlich begründete, fand er darin auch die Rechtfertigung seiner Begeisterung für die Tonkunst und wandte sich ihr mit neuem Eifer zu; er hat in seinem fernern Leben viele größere und kleinere Stücke gesetzt, ohne indessen damit vor die Oeffentlichkeit zu treten. Auch suchte er nach beendigten Studien nur, wie andere Candidaten der Theologie, eine Hauslehrerstelle, deren erste er bei einem Fabrikanten in Crimmitzschau, die zweite aber beim Kaufmann Quandt in Leipzig für dessen Sohn Johann Gottlob, dem nachherigen Kunstkenner, bekleidete. Später trachtete er danach, als Schrift-

steller sein Brot zu verdienen, und seine rastlose Thätigkeit setzte ihn in den Stand, sich ein kleines Vermögen hierdurch zu erwerben. Er schrieb eine größere Anzahl von Bühnenstücken, Erzählungen, Gedichten, geschichtlichen Darstellungen und musikwissenschaftlichen Aufsätzen. Zu letztern veranlaßte ihn vorzugsweise die Herausgabe der unter seiner Mitwirkung begründeten „Allgemeinen musikalischen Zeitung“, welche im Verlag von Breitkopf und Härtel seit October 1798 erschien und von Rochlitz bis Ende 1818 geleitet wurde. Als Mitglied des Directoriums der großen Concerte im Gewandhaus hatte er Gelegenheit, für das Musikleben Leipzigs thätig zu sein, sowie er auch durch Vorlesungen und häusliche Vereinigungen in diesem Sinne wirkte. Verheirathet war Rochlitz seit dem 12. Febr. 1809 mit der Witwe des Bankiers Friedrich Daniel Winkler (zweiten Sohnes des Kunstsammlers Gottfried Winkler), Henriette Friederike geborene Hansen, welche am 4. Jan. 1770 geboren, am 26. März 1834 starb. Rochlitz selbst verschied am 16. Dec. 1842. Er war Doctor der Philosophie, seit 1800 herzoglich sachsen-weimarischer Rath sowie seit Juli 1809 dortiger Hofrath; letztern Rang erhielt er „in Rücksicht auf seine literarische Celebrität und seine bewiesene Neigung gegen Unsere,

für Kunst und Literatur gegründete Anstalten". Auch erhielt er 1831 das Ritterkreuz des Falkenordens.

Rochlitz genoß in der Stadt Leipzig einer hohen Achtung, die ihm seine literarische und musikalische Wirksamkeit nicht minder als sein Charakter verschafft hatten. Er war von weichem Gemüth und liebevoller Anhänglichkeit an die Seinigen. Ein Zug seines edeln Herzens mag den Uebergang zu seinen Berührungen mit Goethe bilden.

Zu Ende des vorigen Jahrhunderts hatte er eine innige Neigung zu einem adelichen Fräulein gefaßt, welche sich mit ihrer Mutter in Leipzig aufhielt. Er hatte schon unzweideutige Beweise von Gegenliebe und war gewiß, das Jawort der Geliebten zu erhalten; allein ihm schien es Pflicht, selbst eine Schwierigkeit hervorzuheben, an welcher die Erfüllung seines Herzenswunsches scheitern konnte. Seine Mutter lebte noch, und ihr, die seinethalben früher gedarbt hatte, das Alter dadurch zu erleichtern, daß er sie bei sich behielt, war sein fester Vorsatz. Da aber auch das Fräulein sich nicht von ihrer Mutter zu trennen gedachte, so mußte er hierin ein Hinderniß der Vereinigung finden; denn er sah wol ein, daß das Zusammenleben mit beiden Schwiegermüttern, noch dazu von so verschiedener Stellung und Bildung, dem häuslichen Frieden

nicht förderlich sein könnte. Als er daher der Geliebten schrieb und um bestimmte Zusage ihrer Hand bat, fügte er die Voraussetzung hinzu, daß seine Mutter allein ihren Hausstand theilen werde. Es war am Reformationsfeste 1800 und Rochlitz eben unter den Händen des Haarkünstlers, welcher ihn zur Theilnahme an der Trauung seines Bruders schmückte, als er die Antwort des Fräuleins erhielt, worin sie das Verhältniß zu ihm abbrach, da sie unter der von ihm gestellten Bedingung die Seine nicht werden könne. Rochlitz war niedergeschmettert, und eine Reihe von Jahren hindurch blieb ihm das Reformationsfest ein Tag schmerzlicher Erinnerung. Das Fräulein blieb unvermählt und lebt noch im hohen Alter von über achtzig Jahren, hochgeachtet als Schriftstellerin und Künstlerin.

Es scheint, daß Rochlitz im Hinblick auf die beabsichtigte Heirath die Vermittelung Goethe's um Verleihung des Rathstitels nachgesucht hatte; kaum war am 14. Nov. 1800 diese Verleihung vom Herzog bewilligt worden, so schrieb Goethe an Rochlitz:

Mit Vergnügen kann ich Ew. Wohlgeboren melden, daß das Decret als herzoglich Sachsen-Weimarischer Rath für Dieselben vor einigen Tagen resol-

virt und ausgefertigt worden ist. Sobald ich nach Weimar zurückkomme, werde ich es gleich übersenden und das weitere anzeigen. Nehmen Sie einstweilen meinen vorläufigen Glückwunsch und erhalten mir ein geneigtes Andenken.

Jena am 19. November 1800.

Ew. Wohlgeb.

ergebenster Diener

J. W. v. Goethe.

(Nur die gesperrt gedruckte Unterschrift ist eigenhändig, wie auch bei den andern Briefen Goethe's in dieser Schrift.)

Jedenfalls theilte Rochlitz hierauf Goethen mit, daß der nächste Grund, aus welchem er jenen Rang gewünscht habe, weggefallen sei; Goethe spricht hierauf in einem Briefe vom 25. Dec. desselben Jahres seinen herzlichen Antheil an dem sonderbaren Glückswechsel aus und räth ihm, neue Fäden anzuknüpfen.

Die nähere Bekanntschaft mit Goethe hat ohne Zweifel der Oberconsistorialrath Böttiger eingeleitet,

welchem Rochlitz eng befreundet war, aber zur Fortsetzung bewogen zunächst Rochlitzens Bühnenarbeiten und seine Stellung im literarischen leipziger Kreise. Erstere anlangend, so war das Lustspiel „Es ist die Rechte nicht“ bereits 1800 in Weimar unter Goethe's Direction aufgeführt worden und ein zweites: „Jedem das Seine“, wurde auch in diesem Jahre vorbereitet und 1801, mit einigen Aenderungen von Goethe selbst, auf die Bühne gebracht. Sich um den im letzten Stück der „Propyläen“ — Ende 1800 — ausgesetzten Preis von 30 Dukaten für das beste Intriguenstück zu bewerben, forderte Goethe Rochlitzen in dem schon erwähnten Briefe vom 25. Dec. 1800 auf, wäre es auch nur, um sich nach dem betrübenden Ausgang seiner Liebe zu zerstreuen. Rochlitz gab darauf um die Mitte des Jahres 1801 etwa die Hälfte seines vieractigen Lustspiels „Liebhabereien oder die neue Zauberflöte“ an Schiller — Goethe war damals auf Reisen — und bat denselben um seine Meinung über die Zulässigkeit des Stücks zur Preisbewerbung; ihm lag daran, davon im voraus unterrichtet zu sein, weil er nur mit Anstrengung bis zu der auf September 1801 festgestellten Einlieferungsfrist fertig werden konnte. Schiller hatte keine große

Hoffnung auf günstige Aufnahme dieses Lustspiels, und erklärte es daher zwar für zur Aufführung, nicht aber zur Preisbewerbung geeignet. Rochlitz schickte es inzwischen doch ein, und als der Termin einige Zeit verflossen war, ohne daß er vom Erfolg Nachricht erhielt, drängte er Schillern darum. Dieser schrieb ihm in einem Briefe vom 16. Nov. 1801 darüber: „Ich habe Ihr Paquet zu rechter Zeit erhalten und an Goethe besorgt. Daß er Ihnen noch nicht geschrieben hat, müssen Sie seinen vielen Geschäften, und ich darf hinzusetzen seiner Schreibscheue, die er oft nicht zu überwinden im Stande ist, zuschreiben. Indessen weiß ich so viel, daß er gegen alle eingesandten Concurrenzstücke, ohne Ausnahme (es sind deren 13 gewesen), beträchtliche Einwendungen hat, und daß der Preis nicht wird ausgetheilt werden.“ Rochlitz erbat sich endlich sein Manuscript zurück.

Zu Anfang 1804 wurde ein neues Lustspiel von Rochlitz: „Revanche“, in Weimar gegeben; der Verfasser konnte aber gegen Goethe nur sein Bedauern äußern, daß die Darstellung, wie er erfahren, keine besondere gewesen sei. Am 2. Dec. 1805 folgte das Lustspiel „So geht's“. Auch 1808 kam ein Stück von Rochlitz auf die dortige Bühne: „Die Neuvermählten“;

Goethe gab es den Schauspielern mit nach Lauchstädt, um es dort vorzuführen, wobei er Rochlitzen anheimstellte, beim Einüben dieses Lustspiels selbst mit thätig zu sein, damit alles nach seinem Wunsche ablaufe. Zum Geburtstage der Herzogin, den 30. Jan. 1809, wurde dessen „Antigone“ aufgeführt. Schon 1802 hatte Rochlitz, als von der beabsichtigten Aufführung einer antiken Tragödie durch Goethe verlautete, diesem ausführlich seine Ansichten über das Wesen der tragischen Musik bei den Griechen geschrieben, und das Anziehende des Gegenstandes hatte ihn nachher vermocht, die „Antigone“ des Sophokles für die Aufführung frei zu bearbeiten. Die Wirkung war eine erwünschte. Lange danach, als Goethe schon nicht mehr die Bühne leitete, 1820, vermittelte er noch die Darstellung von Rochlitzens kleinem einactigen Schauspiel „Die Freunde“.

Die Bedeutung Rochlitzens als Kritiker ehrte hiernächst Goethe durch angelegentliches Forschen nach dessen Urtheil über seine Schriften. So erfragte er dasselbe 1801 über „Wilhelm Meister's Lehrjahre“, und 1804 mit besonderer Dringlichkeit über „Die natürliche Tochter“, welche Rochlitz im Sommer 1803 in Berlin hatte aufführen sehen, worauf er seinen

Eindruck sofort zu Papier gebracht und dies Goethen gesagt hatte. Dieses Niedergeschriebene jetzt mitzutheilen, lehnte jedoch Rochlitz ab, da es zu sehr das Gepräge des Rausches trage, in welchen er durch den ersten Genuß des Schauspiels versetzt worden sei, als daß es, mit nüchternem Sinne betrachtet, Werth haben könne.

Ferner erkundigte sich Goethe 1809 nach Rochlitzens Ansicht über die „Wahlverwandtschaften" und besprach sich hierauf ausführlicher mit ihm darüber; dann noch eingehender und wiederholt von 1811 — 29 über „Wilhelm Meister's Wanderjahre", weiter 1812 und 1815 über „Dichtung und Wahrheit", auch 1812 über „Zur Farbenlehre", 1819 und 1820 über den „Westöstlichen Divan". Er forderte ihn auf, zu der in den Heften „Ueber Kunst und Alterthum" eingeleiteten Bekämpfung der „neu-deutschen, religios-patriotischen" Richtung in der Kunst mitzuwirken. Im allgemeinen äußert er ein paar mal: Rochlitz gehöre zu denen, für welche er schreibe, auf welche er zähle; ein andermal: es sei der Mühe werth gelebt zu haben, wenn man sich von solchen Geistern und Gemüthern begleitet sehe, und es sei eine Lust zu sterben, wenn man solche Freunde und Liebhaber hinter-

lasse, die unser Andenken frisch erhielten, ausbildeten und fortpflanzten.

Für Rochlitzens Schriften sprach seinerseits Goethe immer eine aufrichtige Theilnahme aus; so 1801 für die „Allgemeine musikalische Zeitung“, 1816 für die „Neuen Erzählungen“, insbesondere für die darin unter der Ueberschrift „Tage der Gefahr“ aufgenommene Schilderung seiner Erlebnisse während der leipziger Schlacht, welche Schilderung Goethe eine der merkwürdigsten Productionen, die sich ereignet haben, nannte, indem darin die beiden Talente des Verfassers als Schriftsteller und Tonkünstler vereint hervorträten und zugleich sein ruhiger zusammengenommener Charakter sich bewähre. Goethe versicherte, nichts zu kennen, was dieser bewußten Bewußtlosigkeit, diesem unvorsätzlichen Betragen, dieser nur durch Wiederkehr zu gewohnten, geliebten Beschäftigungen gefundenen Selbsthülfe glich, indem Rochlitz während der Schlacht von gefahrvoller Beobachtung kaum zu überlebender Momente zum Flügel, um das Herz zu erleichtern, zum Pult, um Gedanken und Anschauungen festzuhalten, überging, und so eine im augenblicklichen bänglichen Genuß erhaschte Wiederherstellung ihm schon genügte, um größern Leiden mit un-

verlorener Selbständigkeit wieder entgegengehen zu können.

Ferner sprach Goethe seinen Beifall aus: 1821 über die „Auswahl des Besten aus F. Rochlitz' sämmtlichen Schriften" (Züllichau, 1821 fg.), worin ihm unter anderm die „Umrisse eines Gemäldes von Rom in den Jahren 60 — 44 vor Christus" anzogen; 1824 und 1830 über das dreibändige Werk: „Für Freunde der Tonkunst", aus dessen erstem Bande ihm namentlich das, was Rochlitz über Händel's „Messias" schrieb, ansprach und den er in des fünften Bandes erstem Hefte „Ueber Kunst und Alterthum" beurtheilte, wobei er sich dann zugleich über jene Auswahl aus den Schriften äußerte, während in dem dritten Bande besonders die Beurtheilung von „Goethe's Liedern, Oden, Balladen und Romanzen mit Musik von J. F. Reichardt", sowie das Gespräch über Gesangvorträge in Gesellschaften, „Der Organist und der Doctor" betitelt, seine Aufmerksamkeit fesselten; endlich über die 1828 erschienenen zwei Bände: „Für ruhige Stunden", in denen sich „Briefe aus Wien" befinden, mit Bezug auf welche Goethe Rochlitzen durch den Kanzler von Müller ein altes Büchlein mit folgenden eigenhändigen Zeilen auf einem randverzierten Duodezblättchen schickte:

Herrn
Hofrath Rochlitz
dem
sinnig Reisenden
empfielt
einen alten
Vorfahren
und
sich selbst
zum
besten und schönsten
J. W. v. Goethe.

Weimar
d. 30. Januar
1829.

Die Schrift hat den langen Titel: „Relation von dem Käyserlichen Hofe zu Wien, Worinnen I die Beschreibung der Stadt Wien. II Der itzige Staat des Hofs mit einigen Anmerkungen über des Käysers Leben für seine Person an sich selbst. III Anmerkungen über das Leben des Käysers in Ansehung der Regierung. IV Das interesse des Käyserlichen Hofes in Betrachtung des ietzigen Kriegs. V Der

jetzige Zustand der Käyserlichen Familie. Aufgesetzt von einem Reisenden im Jahr 1704. Cölln, bey Wilhelm Stephan 1705."

Goethe ehrte Rochlitzen überhaupt als freundlichen Mitgenossen eines bedeutenden Zeitalters, der zu seinem Lebensgange sich heiter und froh, wie er selbst sich zu dem des Freundes, gefügt hatte, der ruhig getrost in der Literatur seiner Tage daherschritt, die vollkommenste Leichtigkeit des Ausdrucks erwarb, nur sagte, was sich aussprechen läßt, und es gut aussprach, den zu seinem größten Vortheil überall eine eingeborene Harmonie begleitete, aus dessen Innerm sich ein musikalisches Talent entwickelte, das er mit Sorgfalt so förderte, daß er seine schriftstellerische Gabe zu Darstellung von musikalischen Erfahrungen und Gesetzen benutzen konnte, und dem die gebildete Welt hierin so viel schuldig geworden, daß es sich gar nicht mehr sondern ließ, weil seine Wirkungen schon in die Masse des deutschen Volks übergegangen waren.

Mancherlei Geschenke bethätigten Goethe's freundschaftliche Zuneigung; so sandte er Rochlitzen außer den schon genannten Schriften noch andere Hefte über „Kunst und Alterthum", dann „Festgedichte — Weimar 18ter December 1818", sowie die von 1815 — 19 heraus-

gekommene zwanzigbändige Ausgabe seiner „Werke". Aber auch andere Gegenstände verehrte er ihm. So ließ er gerade am Neujahrstage 1814 Rochlitzen ein Briefchen übergeben, welches ihn ermächtigte, sich aus einem Dutzend beigefügter Handzeichnungen vier auszuwählen; zu Weihnachten 1816 schickte Goethe sein Bildniß; mit Brief vom 5. Juli 1829 endlich scheint er ein Bild des Kölner Doms von Boisserée und eine Darstellung der Heiligen drei Könige, vielleicht die nach Schwarz aus Boisserée's Sammlung, Rochlitzen übereignet zu haben.

Mit einem Geschenke Rochlitzens an Goethe hatte es folgende Bewandtniß. Letzterer hatte eine leipziger Kunstauction versäumt, in welcher Zeichnungen des Francesco Barbieri, genannt Guercino da Cento vorgekommen waren, und bat deshalb Rochlitzen, ihm dergleichen womöglich noch zu verschaffen. Nun war Rochlitz in den Besitz einer Anzahl von Gemälden, Kupferstichen und Gemmen aus den Sammlungen Gottfried Winkler's gelangt, indem ein Theil davon auf seine Gattin, vorher Schwiegertochter Winkler's, und auf deren Kinder vererbt war und er, als die Vormünder der letztern diese Kunstwerke veräußern wollten, sie für den Schätzungspreis übernommen hatte. Unter diesen befand sich eine Oelskizze, Christus von Engeln

beweint darstellend, welche dem Guercino zugeschrieben wurde, und da Rochlitz mit Zeichnungen dieses Meisters nicht dienen konnte, so bot er Goethen dieses Bild an und ließ es ihm dann durch den großherzoglich sachsen-weimarischen Hofzahnarzt Dr. Christian Friedrich Angermann, der in Leipzig wohnhaft, aber viel zu Ausübung seiner zahnärztlichen Kunst auf Reisen war, überreichen. Goethe war sehr glücklich über den Besitz dieses Bildes, das im Verzeichniß seiner Sammlungen als ein Werk der neapolitanischen Schule (Schule des Spagnoletto) bezeichnet ist.

Ein anderes Geschenk Rochlitzens war der Stich der Vier Kirchenväter nach Rubens von Cornelius Galle; Goethe sah denselben in einer Mappe mit Kupfern, welche der Freund 1831 bei einer Reise nach Weimar zur gemeinschaftlichen Unterhaltung mitgenommen hatte, und sprach unverhohlen den Wunsch aus, das Blatt zu erhalten, indem es für ihn um deswillen einen besondern Reiz hatte, weil er die Originalgouache von Rubens besaß. Rochlitz kam dem Wunsche nach.

Goethe nahm zu sehr verschiedenartigen Besorgungen des Freundes Gefälligkeit in Anspruch. Wie dies bei Kunstauctionen und Bühnenangelegenheiten sowie beim Abschluß des Vertrags über die neue

Ausgabe von „Werther's Leiden" geschah, ist bereits erwähnt; ferner empfahl er ihm Personen, die von Weimar nach Leipzig reisten; so 1807 den Ritter Osborne, einen englischen Gelehrten, welcher die Bekanntschaft der Leipziger zu machen wünschte; 1811 die Harfenspielerin Longhi (später verehelichte Möser), welche in Leipzig auftreten wollte; 1819 den Componisten Konrad Kocher aus Stuttgart, sowie die Griechen, welche infolge der politischen Bewegung von der Universität Jena nach der leipziger übersiedelten. Dann erkundigte Goethe sich 1802 vertraulich nach der Persönlichkeit des Docenten der Naturwissenschaften, Friedrich Schwägrichen, dessen Berufung nach Jena in Frage gekommen war; zweimal — 1801 und 1809 — ersuchte er um Nachricht von den Lebensumständen eines ältern Naturkundigen, Johann Leonhard Hoffmann, worüber Rochlitz wahrscheinlich nichts zu ermitteln vermocht hat; 1821 ließ sich Goethe durch letztern beim Pianofortemagazinhalter Karl Friedrich Peters einen Streicher'schen Flügel besorgen, und zum Dank für die gute Ausführung dieses Ankaufs übermittelte er ein Paar Fasanen.

Rochlitz war selbstverständlich zurückhaltender mit Anliegen an Goethe, indessen brachte er doch ein paar Bitten dritter Personen an denselben. So hatte er

1811 in Bad Liebenstein den Freiherrn Christian von Truchseß kennen gelernt, der ihn bat, ihm die Bühnenbearbeitung des „Götz von Berlichingen“, welche er durch Aufführung kennen gelernt zu haben scheint, von Goethe zu verschaffen. Rochlitz bemühte sich indessen vergeblich darum, was dem Freiherrn, der sich in die Gestalt des Götz zu versetzen liebte und bei fast gänzlicher Blindheit geistige Zerstreuungen um so eifriger anstrebte, sehr leid that. Er schrieb Rochlitzen unterm 4. Dec. 1811 deshalb: „So dankbar ich Ihnen lieber, guter Rochlitz, auch bin, so wenig verarge ich es Goethen, daß er mir seinen für das Theater bearbeiteten Götz nicht mittheilen will, ob ich gleich eidlich angelobt hätte, dies Werk nie aus meinen Händen zu geben oder ihm nach drei- oder mehrmaliger Ueberhörung und Vergleichung mit dem alten wackern Götz wieder zuzusenden, ohne eine Stelle in Abschrift davon nehmen zu lassen. Ich kann mir nun einmal nicht helfen, und bin vielleicht der Fuchs in der Fabel und sage: an dem neuen Götz sind zweierlei Güsse wahrzunehmen, und darum ꝛc. Uebrigens bin ich Goethen für seine freundschaftliche Erinnerung sehr dankbar, und bitte Sie, ihm dies, aber doch nicht das Vorstehende, gelegentlich bekannt zu machen. Sollte ich ja Goethen einst sprechen, so

muß ich von Ihrer Güte auch reden, aber bestimmt nicht von seinem Brief, den ich schamerröthend hier beischließe." Und nach dem Tode von Goethe's Gattin schreibt Truchseß wieder am 6. Jan. 1817 an Rochlitz: „Unser Goethe soll über den Verlust seiner Vulpia ganz zerknirscht und fast untröstlich gewesen sein. Ein Mann, der um jene Zeit in Weimar war, sagte mir: er habe alle Abende die Zimmer seiner Gattin erleuchten lassen, und unter erhabenen und sehnsüchtigen Ausrufungen wäre er immer geraume Zeit darinnen auf und ab geschritten. Hätten Sie nun gerade in jener Zeit an ihn geschrieben, und ihm die Hoffnungen und Wünsche seiner frühern Verehrer wegen der Zusätze zu Götz und Stella ans Herz gelegt, so hätte sich wol der Tausendsappermenter und große Mann obendrein bewegen und rühren lassen."

Glücklicher war Rochlitz mit einem andern Bittsteller, dem kaiserlich russischen Geheimen Rath und Senator Gotthard Andreas Graf von Manteuffel, Majoratsherrn auf Talkhoff in Kurland (geboren 1762, gestorben 1832). Am 12. Sept. 1829 schrieb ersterer an Goethe: „Jetzt noch die Erfüllung eines mir aufgedrungenen Auftrags. Der Graf Manteuffel, russisch kaiserlicher Geheimer Rath ꝛc., der seit einer Reihe von Jahren seine Aemter niedergelegt,

sich ganz der Literatur der gebildeten Völker und den Künsten gewidmet, in dieser Absicht große Reisen unternommen, namentlich die letzten acht Jahre in Italien, Frankreich und der Schweiz verlebt hat und jetzt auf der Rückreise in sein Vaterland ist; dieser geistvolle, überaus unterrichtete, lebhafte, sehr angenehme Mann suchte mich auf, mir seine Bekanntschaft zu schenken und mir nicht weniges Treffliche seiner eingesammelten Kunstschätze vorzulegen. Er ist ein heiterer Siebenziger und nur etwa auf zwei Monate nach Berlin gereiset, wo Geschäfte ihn aufhalten. Er sehnt sich längst, bevor er Deutschland verlasse, den großen Mann, und wäre es auch für eine Stunde, zu sehen, dem er nächst Herder (mit welchem er früh in nahem persönlichen Verhältniß, dann in Briefwechsel gestanden) alles verdanke, was er Deutsches wisse, ehre, liebe, vermöge (dessen aber ist viel), und auch ihm, wofern er's beliebt, etwas von seinen Kunstschätzen vorzulegen. Direct um Erlaubniß hierzu anzusuchen, hält er für indiscret und vielleicht zu einigem Zwang veranlassend. Darum nöthigt er mich, anzufragen, ob und wann er von Berlin aus kommen dürfe, bittet aber dringend um die alleraufrichtigste Willenserklärung, an mich gerichtet, der ich ihm dann das Nein oder Ja und Wann zukommen lassen soll.

Ohngeachtet ich jederzeit (Sie wissen es) dergleichen Anträge abgelehnt habe, und ferner ablehnen werde, so glaube ich doch hier eine Ausnahme machen zu dürfen, theils um des wahrhaft ausgezeichneten Mannes, theils um seiner ungemein erfreulichen Kunstschätze willen, und wiederhole nur seine Bitte um die alleraufrichtigste Willensmeinung auch in meinem Namen. Auch ein Nein, und beruhte es auch nur auf Mangel an Geneigtheit zu dergleichen Besuchen, bedarf durchaus keines Motivs und dergleichen; ich würde es schon, und vollkommen hinlänglich, zu vermitteln wissen. Entziehen wollte ich mich besonders auch darum nicht, weil er sich an hohe Personen wenden wollte, durch welche die Sache nur weitläufig geworden und vielleicht auch nicht wol so unbefangen entschieden worden wäre."

Die so vorsichtig in Baumwolle eingewickelte Bitte vermochte Goethe nicht abzuschlagen und sagte zu, den Grafen Manteuffel zu empfangen.

Einen 1817 von Rochlitz gewünschten Verkauf ihm gehöriger Gemmen in Weimar vermochte Goethe nicht herbeizuführen, erbot sich aber durch seine sonstigen Bekanntschaften zu versuchen, ob eine Veräußerung der Sammlung vortheilhaft zu erzielen sei; doch ist der Verfolg nicht bekannt.

Goethe's Anliegen an Rochlitz erstreckten sich zuweilen auf Besorgungen über Leipzig hinaus. Wie er 1809 durch denselben seine Werke für Dr. Kapp binden und nach Dresden abfertigen ließ, so bat er ihn in einem, in den ersten Monaten des Jahres 1804 geschriebenen, fehlenden Briefe nicht blos um Zusendung eines Exemplars des fünften Jahrgangs der „Allgemeinen musikalischen Zeitung", sondern auch um Beschaffung folgenden Katalogs: „Des verstorbenen Herrn Münzmeister Croll Münzsammlung, bestehend aus schönen größern und kleinen Medaillen und Thalern ꝛc., welche den 15. Febr. 1805 und folgende Tage zu Dresden ꝛc. verkauft werden sollen ꝛc. 1804." Den betreffenden Brief schickte Rochlitz jedenfalls an den Bibliothekar Daßdorf, an welchen er sich wegen des Katalogs wendete und so ist dieser Brief Goethe's an Rochlitz der einzige nachweislich fehlende, während vierundsechzig aus der Zeit vom 19. Nov. 1800 bis zum 11. Sept. 1831 erhalten sind. Von Rochlitzens Briefen an Goethe, die nach des letztern Tode, getroffenem Abkommen gemäß, an den erstern zurückgesandt wurden, sind nur sieben vollständig, ein Bruchstück und noch ein paar Entwürfe übriggeblieben. Goethe hielt die Briefe dieses Freundes, wie diesen selbst, sehr hoch: einen

Brief desselben von 1809 sandte er mit einigen warmen Worten an den Geheimen Rath von Voigt; eine Stelle aus einem andern, von 1817, theilte er, wegen des ihm zusagenden Inhalts, einem andern Freunde, Heinrich Meyer, mit, und den Brief, welchen Rochlitz nach dem in Rom erfolgten Tode August von Goethe's dem Vater schrieb, nahm dieser als eine köstliche Weihnachtsbescherung auf, und nahm sich auch vor, darauf zu antworten, ohne jedoch sich zur Ausführung entschließen zu können. Ueber einen Brief, in dem Rochlitz über Misverhältnisse, in welche er zu nahestehenden Personen gekommen war, sein Herz gegen den Kanzler von Müller ausgeschüttet haben mag, schrieb Goethe diesem letztern:

Mit dem schönsten Dank für den bedeutenden Brief des vorzüglichen Mannes, der mir immer ehrwürdiger erscheint; denn wie viele wüßten denn in solche Zustände sich so ehrenhaft zu schicken?

Mir das Meyersche Gedicht erbittend, welches ich eilig abzusenden wünsche. Ich glaube wohl, daß es Sie interessirt.

Mit den treusten Wünschen

Weimar
den 22. März
1831.

Goethe.

Auffällig ist, daß in dem ganzen Briefwechsel, mit Ausnahme jener Darlegung Rochlitzens über die Musik in der griechischen Tragödie von 1802, nirgends tonkünstlerische Erörterungen vorkommen, obgleich man glauben sollte, daß Goethe in seiner Weise gerade gesucht haben würde, Belehrung aus rechter Quelle bei Rochlitz zu schöpfen.

Allein theils war Tonkunst dasjenige Feld, in welchem Goethe sich fast nur auf den Genuß des sich ihm Bietenden beschränkte, theils sprach Rochlitz ja auch zu ihm durch die „Allgemeine musikalische Zeitung“ und anderweitige tonkünstlerische Schriften und Aufsätze, theils endlich unterhielt ihn über das, was er hierin etwa zu wissen begehrte, Zelter aus Berlin, der ihm als Freund doch näher stand, den Vorzug hatte, auch ausübender Musiker zu sein, und der nicht säumig war, Goethe's Dichtungen alsbald mit Weisen zu versehen. Zelter war aber auch ein eifersüchtiger Freund, welcher jedem andern, der Goethen nahe stand, dies misgönnte und dies an Rochlitz dadurch rächte, daß er dessen Leistungen in der „Allgemeinen musikalischen Zeitung“ geradezu nicht zu kennen scheinen machte. Goethe scherzte manchmal mit Rochlitz über diese Eigenthümlichkeit und machte es sich zum Spaß, Zeltern, wenn dieser über Leipzig reiste,

Aufträge an Rochlitz mitzugeben, die er mündlich bestellen sollte, was er dann auch wohl oder übel pünktlich that.

Wie übrigens Zelter bekanntlich Goethe's äußeres Gebaren nachahmte, so hatte sich auch Rochlitz dem mächtigen Einflusse nicht ganz entziehen können und erinnerte in seinen höhern Jahren an Goethe's Thun und Wesen, das er freilich mitunter an nicht geeignetem Platze anbrachte.

Neben dem brieflichen Verkehr zwischen Goethe und Rochlitz wurde der persönliche ebenfalls gepflegt; doch liegen nur wenige nähere Nachrichten darüber vor. Die persönliche Bekanntschaft wurde vor dem Herbst 1800 gemacht; bei zwei spätern Aufenthalten Rochlitzens in Weimar — 1801 und 1811 — war Goethe abwesend, und dieser hat wol nur 1813 jenen in Leipzig besucht. Aber gegen drei Wochen verweilte Rochlitz in Weimar im December 1813, in der Absicht, sich von den Aufregungen der leipziger Schlacht zu erholen. Er hatte außer seiner Gattin seinen Stiefsohn und seine Stieftochter bei sich. Jener, Georg Friedrich Winkler, geboren am 26. Jan. 1800, seit 1823 in wieder anerkanntem Besitz des seinen Vorfahren verliehenen Adels, war später Regierungsreferendar, dann Amtshauptmann und ist jetzt mit

dem Range eines Geheimen Regierungsraths verabschiedet; diese, Henriette Wilhelmine Winkler, geboren am 22. Dec. 1796, verheirathete sich nachmals mit dem Finanzrath Alexander Freiherrn von Gutschmidt und verschied am 8. April 1833 zu Leipzig.

Ueber diesen Aufenthalt in Weimar nun schrieb Rochlitz an den Freiherrn von Truchseß: „Jetzt nach Weimar! Denn da erquickte man mich auch, unmittelbar thätig; niemand aber that das mehr, oder vielmehr niemand that das so ächt human, ganz würdig, vertraulich und meiner Weise sich bequemend, als der Mann, den Tausende dazu gar nicht fähig glauben, weil Tausende über ihn urtheilen, ohne ihn nahe zu kennen — Goethe'n mein' ich. Damit Sie nicht glauben, ich sehe durch das Vergrößerungsglas der Vorliebe, so will ich nur ganz trocken einige Facta berichten; denn der Götz hört doch gern von seinem Erwecker! — Ich hatte Goethe'n einige Tage vor meiner Reise geschrieben — nichts, als: Ich komme mit Frau und Kindern — ich will mich erholen — lassen Sie mich 'was Gutes vom Theater und, kann es sein, etwas von Ihren Kunstsachen sehen, womit ich jenen Zweck am schönsten zu erreichen denke. (Ich weiß nicht, ob Sie wissen, daß ich so ziemlich alle Fächer der bildenden Künste mit allem Fleiß studirt

habe, schöne Sammlungen besitze ꝛc. Goethe'n ist das längst bekannt, und wir haben einander wol auch über dergleichen Dinge geschrieben.) Als ich den ersten Morgen zu ihm kam, arrangirte er mit ebensoviel Feinheit und Vertrauen, als selbst mit Sorge gegen Frau und Kinder unsre Zeit im Ganzen für unsern Aufenthalt. Die Residenzer (Sie wissen, wie das ist!) gleich zu stimmen, gab er uns den zweiten Tag ein schönes und leckeres Mahl, dem aber niemand beiwohnen sollte, als die wir wünschten, und deren waren wenige. Dann ward das Theater geordnet. Ich wünschte freilich den „Tasso" oder die „Iphigenia", aber die vielen Russen in Weimar und auch die meisten der Preußen, die vom erfurter Belagerungscorps zum Schauspiel herüberkamen, haben dazu nicht Ruhe, nicht Bildung, nicht Geschmack; auch sind jene Werke eben jetzt wirklich nicht an der Zeit und nur für die, die allenfalls stundenlang darüber hinaus können; so wurde denn außer manchem schönen Musikalischen vornämlich „Götz von Berlichingen", in zwei Abende vertheilt, aufgetischt, und so, daß ich nie vollendetere theatralische Darstellungen gesehen habe. (Goethe ließ die Hauptpersonen erst kommen, wohnte den Proben lenkend und anfeuernd bei ꝛc.) O, daß Sie, ebenSie dabei gewesen wären! Die neue Goethe'sche

Umarbeitung von „Romeo und Julie" war auch angesetzt und eingerichtet, wurde aber leider durch einen unglücklichen Zufall unmöglich gemacht. Damit wir übrigens alles recht bequem und vortheilhaft sähen, überließ Goethe uns seine Loge, und kam dahin selbst nur, uns zuweilen zu besuchen. — Noch schöner und von allem Scheinen entfernter war Folgendes. Schon jenen ersten Morgen that er mir den Vorschlag: dies Zimmer lasse ich jeden Morgen und dann den Tag über für Sie heizen. Niemand darf sonst hinein. Jeden Morgen sorge ich dafür, daß Sie wenigstens auf einige Stunden angenehme Beschäftigungen mit Kunstsachen vorbereitet finden. Kommen Sie nun oder kommen Sie nicht — wie es eben Ihre Stimmung will. Kommen Sie: mein Diener wird mir's sagen, und kann ich, so komme auch ich; wir beschäftigen uns gemeinschaftlich, sprechen darüber ꝛc. Kann ich nicht, so werden Sie mich entschuldigen. — Und das hielt er pünktlich, und fehlte nicht einen einzigen Tag; ich aber mußte deren drei wegbleiben, und auch das war ihm nicht befremdlich. Handzeichnungen guter, alter und neuer, Meister und Münzen waren es vornehmlich, womit wir uns unterhielten und worüber wir zuweilen wacker stritten. (Auch hier sahe ich: was weiß der Mann nicht Alles! und wie weiß er,

was andern wol auch bekannt, durch Weitausgreifen und Zusammenstellen des Entfernten neu und lehrreicher und schön anregend zu machen!) — Uebrigens gab er uns noch vor dem Abschiede ein großes, herrliches musikalisches Fest in seinem Hause, wo ich auch mehrere ganz neu von ihm gedichtete, unvergleichliche Stücke, die nicht gedruckt sind und jetzt nicht gedruckt werden sollen, kennen lernte."

Unzweifelhaft fand auch während dieses Aufenthalts in Weimar das Gespräch statt, dessen Rochlitz in dem Aufsatz „Ueber Goethe" im sechzigsten Bande der „Jahrbücher der Literatur" gedenkt. Napoleon's Sturz war es jedenfalls, was den Gegenstand eines langen, sehr ernsten und eindringlichen Gesprächs gebildet hatte, als Rochlitz, davon angegriffen, ausrief: „Ich dächte: genug davon für heute! Und lassen Sie uns nur noch Gott die Ehre geben und seine moralische Weltregierung laut anerkennen!" Beide Sprechende waren im Zimmer auf- und abgegangen; hier aber blieb Goethe plötzlich stehen und sagte mit feierlichem Tone: „Anerkennen? sie? wer muß das nicht? Ich aber schweigend!" „Schweigend? eben das?" warf Rochlitz ein. Goethe erwiderte: „Wer kann es ausreden, außer allenfalls für sich selbst? Für Andere, wer?

Und wenn er weiß, daß er es nicht kann, so ist's ihm nicht erlaubt."

Rochlitz verließ Weimar am 21. Dec. 1813.

Am 22. Juni 1829 reiste Rochlitz allein nach Weimar und langte am folgenden Tage gegen Mittag dort an. Er ließ nachmittags Goethen seine Ankunft melden, der ihn dann um 6 Uhr zu sich einlud. Rochlitz schreibt darüber am 24. Juni vormittags an seine Frau: „Welche köstliche Stunden (wahrlich, sie sind unter den schönsten meines Lebens) habe ich nun nicht zu schildern! Das geht nicht auf einem Blatte; aber anzuzeigen, und damit zu veranlassen, daß Du darnach fragst, wenn Dir wirklich daran gelegen. Ich wurde erwartet, eingeführt, und der erste Augenblick machte mich über Goethe's jetzt wieder erneutes, vollkräftiges Herbstnachblühen erstaunen; im zweiten hatte er mich schon an seine Brust gezogen, wo er mich schweigend festhielt, wie ich schweigend an seinem großen, edlen Herzen ruhte, bis er mit seiner noch so kräftigen Stimme ausrief: «Willkommen! Willkommen!» Wir setzten uns; sein erstes Wort war die Frage nach Dir. Nach einer Weile begann er: «Ich meine, wir lassen uns noch frischer aus im Grünen und zu Zweien harsch an einander. Der Wagen steht bereit. Hab' ich's recht gemacht?» Wir

fuhren fast volle zwei Stunden, erst im Park, dann der untergehenden Sonne zu. Unser Gespräch berührte nicht wenige der wichtigsten Angelegenheiten des innern Menschen, ein Jeder von seinem Gesichtspunkte aus, ein Jeder den des andern ehrend, aber den seinigen festhaltend. Lebenslang vergesse ich dieses Gespräches nicht. Bei ihm zurückgekommen wollte ich mich entfernen; er ließ mich nicht. Das Gespräch wendete — erst im Garten, dann auf dem Zimmer — sich (daß ich so sage) irdischer, besonders auf Schiller und dessen innern Lebensgang. Wie liebenswürdig begeistert sprach der große Mann von dem großen Rival! Dann zeigte er mir köstliche Kunstgeschenke vom König Ludwig von Bayern, und wir ergossen uns darüber. Da ich von neuem zu gehen ansetzte, ließ er seinen Sohn rufen, und wir Drei gingen in ein anderes Zimmer zum Abendtisch. Hier wurden wir jugendfröhlich, indem ich von Wien, er von Neapel auskramte. So ward's spät; endlich mußte ich fort. Der Sohn mußte seinen Hut holen, mich zu begleiten, «und bis ans Bett!» sagte der Vater. Zuvor hatte er mich aber noch gedrängt, anzugeben, wen ich morgen Mittag (heute) an seiner Tafel sehen wollte. Wir blieben bei v. Müller, Meyer (den er erst, wie ich nicht wußte, von Belvedere hereinholen

muß), Riemer und Eckermann. Die junge Goethe ist mit ihren Kindern nach Berlin verreist. — Nach Hause gekommen, mußte ich bis nach Mitternacht methodisch mich abzuspannen suchen, um schlafen zu können. — Zum Schluß für diesen Ruck einige spaßhafte Anekdötchen, die des Aufbewahrens nicht unwerth sind. Du hast ohne Zweifel schon oft gehört von Goethe's unter Deutschen höchst seltenen Gabe, durch überraschende, geistvoll pikante Schlagworte ein heiteres Gespräch noch mehr zu erheitern. Als wir nach jener Fahrt in seinem Gärtchen am Hause auf und ab gingen, fiel mir ein wunderliches Beet auf. Im länglichen Viereck, ohngefähr so groß wie eine unsrer ehemaligen Stuben, war es mit nichts bepflanzt — und auf's allerdichteste, sodaß zur Blüthezeit die Kronen in einander greifen müssen — mit nichts, sag' ich, als mit weißen Lilien. «Ja — sagte er — das war auch so ein Einfall! Etwas, was mir vor einem halben Jahrhundert in andrer Gestalt nur allzu wohl gefallen hatte: eine wilde Unschuld.» — Als er von der vorigen Königin von Neapel, Caroline, Schwester Antoinettens von Frankreich, etwas erzählen wollte, begann er: «Sie war in andern Umständen — als das Land, in gesegneten nämlich.»"

Im nächsten Briefe vom 25. Juni, schrieb Rochlitz: „Gestern Mittag, wie schon gemeldet, war bei Goethe zu meiner Ehre ein «Freundschaftstisch», und niemand gegenwärtig als die schon Genannten, nicht einmal der Sohn. Um 2 Uhr wird gegessen, aber nach Verabredung sandte Goethe schon um 12 Uhr seinen Wagen (er läßt mich hier nicht auf den Boden kommen; ich mag wollen oder nicht, so muß ich mich seines Wagens bedienen), damit wir Zwei zuvor ganz allein uns beschäftigen könnten. Das geschah nun mit Kunstgegenständen und Gesprächen darüber. Ueber Tisch kreiste das Gespräch nur um bedeutende, ja die bedeutendsten, aber weltliche Dinge. — «Nur keine Politik, ich bitt' Euch!» rief Goethe, als es sich dahin lenken wollte, und wir folgten ihm gern. Der treffliche alte Meyer gab mir die unerwartetsten Beweise treuer Anhänglichkeit, die mich sehr bewegten. (Der Geist des Mannes ist noch ganz der vorige, aber der Leib wankt offenbar dem Grabe zu.) Er hat den Gang meines literarischen Lebens bis zur Stunde so Schritt vor Schritt mitgemacht, daß er mich auf nicht Weniges aus meinen Schriften hinwies, was ich selbst nicht mehr wußte. — Nach Tisch wurden meine mitgebrachten Zeichnungen vor- und durchgenommen, und das mit großer Freude und

unter wahrhaft lehrreichen Gesprächen. Was haben diese beiden alten Herren für Augen. Und wie treffen sie bei ihrer ungeheuern Geübtheit überall sogleich den rechten Fleck, den unser Einer erst nach manchem Prüfen und Erwägen herausfindet! — Indessen war auch Müller aus der Loge herzugekommen. Goethe wollte mit mir und ihm nach Belvedere fahren, da es aber (gegen 7 Uhr) fortgehen sollte, sagte er freundlichst: «Fahret hin, aber laßt mich hier; der Achtzigjährige hat heute genug!» Und so ließen wir ihn. — — — Von morgen (Freitag) weiß ich nur noch, daß Goethe mir eine «Ehrentafel» halten will, was er sehr selten thut."

Endlich vom 26. Juni schrieb Rochlitz der Gattin: „Der gestrige Tag gestaltete sich, wie ich angegeben, nur daß noch zu einer einsamen Unterhaltung von fast zwei Stunden mit Goethe Rath werden mußte, wodurch die schöne Landpartie sich spät hinausschob und ich erst gegen 10 Uhr aus Tiefurt zurückkam. Der Tag war köstlich, Vater Goethe ganz besonders traulich gegen mich, z. B. über sein Jugendleben im Zusammenhange (dem innern, geistigen) mit dem spätern, was nun zu sehr ernsten Betrachtungen über den Zusammenhang menschlichen Le-

bens überhaupt Anlaß gab, und wo wir Beide, zwar von den verschiedensten Ansichten ausgehend, doch endlich in einem, dem großen Mittelpuncte alles Lebens und Wirkens, freudig und hoffnungsvoll zusammentrafen. So herrlich, ja unvergleichlich diese Stunden, so schön und geistbewegt auch alle die übrigen waren, so vieles auch äußerlich, immer eins unmittelbar an das andere sich schließend abgemacht wurde, was ich bei der Hitze ohne den stets paraten Wagen meines Versorgers gar nicht vermocht hätte, so war es doch über meine jetzigen Kräfte und den bewegtesten meiner Tage in Wien gleich, wo ich aber sieben Jahre jünger war. Darum verharre ich auch bei meinem Entschluß, vermag ich's irgend ohne Anstoß und dergleichen, den Sonntag, oder doch spätestens den Montag zu reisen und denselben Tag in Leipzig anzukommen."

Am 26. Mai 1831 reiste Rochlitz wieder nach Weimar, um nach einem Aufenthalt von einigen Tagen eine längere Reise durch Süddeutschland mit seinem Bruder zu unternehmen; er wurde indessen dort krank, was alle Hoffnungen auf den Genuß Goethe's um so entschiedener niederschlug, als dieser auch unwohl war. Er kehrte daher, nachdem er einigermaßen

wieder reisefähig geworden, sofort nach Leipzig zurück.

Schließlich mag aus dem schon angeführten Aufsatz Rochlitzens „Ueber Goethe“ noch eine merkwürdige Aeußerung des letztern hier stehen.

Rochlitz fand Goethen einmal von einer Folge von Naturgegenständen umgeben, die er angeordnet hatte, um der Großherzogin Luise, deren Besuch er erwartete, den leisern, verborgenern Uebergang der Natur vom einen zum andern, und besonders auch anschaulich zu machen, wie sie in dem einen nicht nur andeute, was erst das zweite empfangen solle, sondern es dort gewissermaßen halb und halb schon vorausnehme. Ueber letzteres, wo er es nachweisen zu können glaubte, verbreitete sich Goethe mit besonderm Vergnügen und mit mancher überraschenden, bald heitern und leichten, bald sanft feierlichen und weithinaus deutenden Wendung. So sagte er, als er eben zwei solche Gegenstände in den Händen hielt: „Was meinen Sie: könnte nicht St. Paulus, diese tiefe Seele, dergleichen im Sinne gehabt haben, wo er des «ängstlichen Harrens der Creatur» gedenkt und wie sie «sich sehnet immerdar»?“

Johann Gottfried Jakob Hermann.

Der hier Genannte war am 26. Nov. 1772 als Sohn eines Advocaten zu Leipzig geboren; von seiner Mutter, einer Französin, erbte er die feurige Gemüthsart, welche ihn zu wilden Knabenspielen trieb und die stille Arbeit wissenschaftlichen Lernens verleidete. Doch weckte sein Hauslehrer Illgen, der nachmalige Rector von Schulpforta, seinen Wissenstrieb, und Professor Reiz, ein Verwandter, lenkte ihn noch bestimmter auf die ältern Sprachen, sodaß ihn diese dem vorgezeichneten Rechtsstudium mit größerer Entschiedenheit abwendig machten, als es bei Goethe der Fall gewesen war. Nachdem er schon 1793 Magister geworden, ging Gottfried Hermann, mächtig angezogen von Kant's Lehren, nach Jena, um dort Reinhold's Vorlesungen über dessen Philosophie zu hören und, nach Leipzig zurückgekehrt, las er hier 1795 selbst über Kant's Kritik der Urtheilskraft und über die „Antigone“ des Sophokles. Er wurde 1798 außerordentlicher und 1803 ordentlicher Professor der Philosophie, nachdem er die Doctorwürde nicht nur in der philosophischen, sondern auch in der juristischen und theologischen Facultät erworben hatte. Seit dem 29. Sept. 1803 war er mit Wilhelmine Schwägrichen verheirathet, die ihm 1841 der Tod entriß.

Die schöpferische Geisteskraft, welche ihm innewohnte, wandte Hermann den Sprachen und vor allen der griechischen zu, die er ganz im antiken Sinne beherrschte. Daher das tiefe Verständniß der altgriechischen Schriftsteller, unter denen er wiederum vorzugsweise die Tragiker zu erklären liebte; daher auch die Durchdringung der griechischen Verskunst, deren Wesen er zum Theil erst wieder entdeckte und die er durch die merkwürdige Weise, in welcher er griechische Verse vortrug, neu zu beleben verstand. Als Lehrer wirkte er durch die sittliche Würde seiner Persönlichkeit nicht minder nachhaltig als durch die große Lebhaftigkeit seines Vortrags, mit welcher auch seine äußere Erscheinung übereinstimmte; bis ins höhere Alter z. B. ein tüchtiger Reiter, gab er sich als solcher schon durch den Anzug deutlich zu erkennen.

Den großen Leistungen Hermann's im Gebiete der alten Sprachen und seiner tiefen Kennerschaft des Alterthums überhaupt fehlte die Anerkennung nicht: sein Ruf war ein allgemeiner und außerordentlicher, nicht blos auf die Männer der Wissenschaft beschränkter; wie ihm bei Gründung des königlich sächsischen Civilverdienstordens 1815 das Ritterkreuz desselben und später dessen Comthurkreuz verliehen ward — woher seine übliche Bezeichnung als: Comthur

Hermann —, so ehrten ihn auch fremde Fürsten durch Orden, was damals noch weniger Sitte war als jetzt.

Er starb am 31. Dec. 1848 in Leipzig.

Sein 1796 in die Oeffentlichkeit gelangtes Werk „De metris poëtarum Graecorum et Latinorum libri III" mag zuerst Goethe's Aufmerksamkeit auf Hermann gelenkt haben.

Bei Goethe's schon früh auf das Alterthum gerichtetem Sinne konnte es um so weniger fehlen, daß er auch die Versmaße der Griechen und Römer, sonderlich die Hexameter nachzubilden versuchte, als der Lieblingsdichter seines Knabenalters, Klopstock, die ihn begeisternde Messiade in solchen gedichtet hatte. Freilich waren die ersten hexametrischen Versuche, die wir von Goethe kennen, und die sich in einem an seinen Freund Riese aus Leipzig geschriebenen Briefe finden, so ursprünglich, daß man eigentlich nur die Ahnung hat, daß es Hexameter sein sollen. Nicht viel besser ist der Orakelspruch in „Die Empfindsamen" — 1777 — gebaut, obwol damals Voß schon angefangen hatte, kunstvollere Hexameter zu bringen, deren Bedeutung aber anfänglich wenig Verständniß fand. Die bald darauf gedichteten „Physiognomischen Reisen" kennen wir wol nur in einer

spätern Fassung. Die kleinen Uebersetzungen und die mehrern Epigramme, welche Goethe, jedenfalls eine Frucht seines damaligen häufigen Lesens griechischer Dichter, in den Jahren 1780 — 85 ausgehen ließ, namentlich die Parkinschriften von 1782, sind von gefälligerm Rhythmus, wennschon sie den strengern Anforderungen, welche man heutzutage an deutsche Hexameter und Pentameter stellt, nicht genügen. In Italien begann Goethe 1788 die erotischen Elegien, und in die Zeit nach seiner Rückkehr von dort fällt die eigentlich griechisch-römische Richtung seines dichterischen Schaffens, die bis 1799 die entschieden vorherrschende bleibt. Dort entstanden 1790 die „Venetianischen Epigramme", nach einigen Kleinigkeiten 1793 „Reineke Fuchs", 1794 die „Episteln", 1795 die Uebersetzung des „Hymnus auf Apollo", 1796 „Alexis und Dora", die „Votivtafeln", „Violen", „Einer", „Die Eisbahn", die „Xenien" und manche kleinere Stücke in Distichen in Schiller's „Musenalmanach", sowie der Anfang von „Hermann und Dorothea", welche Dichtung 1797 vollendet ward, in welchem Jahre dann noch „Der neue Pausias und sein Blumenmädchen", „Amyntas" und „Euphrosyne", 1798 „Die Metamorphose der Pflanzen" und „Die Weissagungen des Bakis", endlich 1799 der erste

Gesang der „Achilleïs“ gedichtet wurden; auch das in diesen letzten Jahren entworfene Epos „Wilhelm Tell“ sollte die hexametrische Form erhalten.

Der Umgang mit Karl Philipp Moritz in Rom, der durch seinen „Versuch einer deutschen Prosodie“ einen Schritt zu deren Feststellung gethan hatte, veranlaßte Goethen zuerst, sich ernstlicher darum zu bekümmern, und ebendadurch mag er dazu gekommen sein, sich auch dichterisch immer mehr in die antike Form zu vertiefen. Indessen waren Moritzens Lehren unzulänglich und Voßens bald danach (1789) gelegentlich der Uebersetzung von Virgil's „Georgica“ kundgegebene Ansichten über den deutschen Hexameter nicht leichthin verständlich, da dieser sich aus Schonung für Klopstock nicht bestimmt gegen dessen Versbau aussprechen mochte, weshalb die Vorzüge seiner eigenen Hexameter lange nicht gewürdigt wurden. Dagegen wollten Wieland, der nur wenige Hexameter in Uebersetzungen geschrieben hat, sowie Herder geradezu nichts von einer geregelten Verskunst, sondern alles dem Gefühl überlassen wissen. So war denn auch Goethe bei seinem „Reineke Fuchs“ nur darauf bedacht, dem Verse Leichtigkeit und Zierlichkeit zu geben, wonach freilich Voßens rhythmische Bemerkungen über dieses Epos nicht sehr tröstlich ausfielen.

Goethe suchte sich ihnen gegenüber dadurch zu rechtfertigen, daß er Voßens Grundsätze aus dessen Individualität herleitete, und umgekehrt sah es Schiller als nothwendige Folge der Natur Goethe's an, daß dieser — noch anfangs 1796 — sich gegen Voßens und Schlegel's verskünstlerische Forderungen wehrte und die Versmessung durch die Eigenthümlichkeit des einzelnen Falles bestimmt sein lassen wollte. Allein der Berechtigung jener Forderungen konnte Goethe sich um so weniger verschließen, als sie von allen Seiten her zur Sprache gebracht wurden, und so wandte er sie schon zu Ende desselben Jahres auf „Alexis und Dora" an, ging im nächsten Jahre „Hermann und Dorothea" mit Wilhelm von Humboldt prosodisch durch (in deren erster Fassung er bekanntlich einen siebenfüßigen Hexameter wissentlich hatte stehen lassen) und verbesserte dann nach denselben Grundsätzen seine „Elegien" und „Epigramme". In solchen Bemühungen fuhr er zwar noch 1799 fort, sah sich auch durch Anerkennung des Grundsatzes eines strengern Silbenmaßes bei seinen Arbeiten eher gefördert als gehindert, allein sobald er sich selbst darin wieder überlassen war, gab er sich wie früher nur allgemeinen Eindrücken hin und verließ sich auf Humboldt's Berichtigungen. Aus Büchern konnte er

keine Belehrung schöpfen, die ihm für seine Zwecke viel geholfen hätte, obwol er auch Hermann's Werk über die Metrik durchgegangen hatte; die Anwendung der Regeln für griechische und römische Versmessung war aber keineswegs unmittelbar zu machen, und er forderte daher Hermann, als er ihn im April 1800 in Leipzig eines Abends besuchte, auf, eine deutsche Metrik zu schreiben, was dieser jedoch mit der Aeußerung ablehnte: Goethe möge eine solche erst begründen.

Zwar beschäftigte sich Goethe noch später, so 1801 und 1806, mit der deutschen Zeitmessung; er hoffte durch sein gutes Verhältniß zu Voß in der herrlichen Versart der Hexameter immer sicherer vorzuschreiten, und gedachte, wie schon gesagt, noch im letztern Jahre das aufgegebene Epos „Wilhelm Tell" in solchen zu schreiben, schrieb wol auch damals „Die Metamorphose der Thiere"; er erkannte ferner in der 1804 veröffentlichten Recension über die „Lyrischen Gedichte von Johann Heinrich Voß" (1802) dessen unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmik an, ging aber auf dieselbe in der Recension nicht näher ein und sprach sich auch lau über sie gegen Nikolaus Meyer aus, indem er diesem zwar für seine Dichtung „Henning der Hahn" Ende 1805 mit einer freimaurerischen Anspielung die Beobachtung

der „stricten Observanz“ empfahl, ihn aber 1806 wegen seines nachlässigen Versbaues dennoch damit tröstete, daß viele technisch vollkommenen Gedichte ungenießbar seien. So war denn endlich die griechische Dichtungsweise für Goethe ebenso ein abgethaner Bildungsbestandtheil wie so viele andere, sodaß er 1818 von Friedrich August Wolf's berühmter Uebersetzung der ersten hundert Verse der Odyssee nichts wissen mochte und ausrief: „Gott behüte mich vor deutscher Rhythmik!“ So kam es denn auch mit Hermann über diesen Gegenstand zu keinem weitern Einvernehmen und es ist überhaupt nicht bekannt, ob dieser vor 1820 wieder mit Goethe zusammentraf. Zwar seine Werke gingen an diesem keineswegs unbeachtet vorüber, und insbesondere war es der Zwiespalt, der zwischen Hermann und Creuzer über den Ursprung der griechischen Götterlehre bestand, wodurch Goethe sich zur Theilnahme an des erstern Arbeiten hingezogen fühlte. Creuzer nahm in seiner „Symbolik und Mythologie der alten Völker“ an, daß diese Götterlehre ihren Ursprung bei den Aegyptern und Indern habe und nur eine Entwickelung aus der allgemeinen asiatischen bildlichen Sprech- und Lehrweise sei, während Hermann sie für ein reines Erzeugniß des griechischen Geistes hielt, und in seinen Programmen

„De mythologia Graecorum antiquissima“ (1817) die Mythen von den Göttern als Darstellung der Naturgewalten, und „De historiae graecae primordiis“ (1818) die Mythen von den Heroen als Darstellungen der Volksgeschichte deutete. Die zwischen beiden Philologen gewechselten Briefe über diesen Gegenstand erschienen (schon 1818) unter dem Titel: „Briefe über Homer und Hesiod“ (1819), sowie Hermann sich dann noch weiter in einem nachträglichen Briefe an Creuzer „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie“ (1819) darüber verbreitete. Goethe widmete allen diesen Schriften, sowie denen gleichen Betreffs von Welcker und Zoega die eingehendste Beschäftigung und bedauerte nur, daß die entgegengesetzten Eigenthümlichkeiten dieser Gelehrten Ursache wären, das Wahre an der Sache, wenn es von dem einen entdeckt schiene, wieder zu verdunkeln. Er beschied sich, bei einem Streite unter so vorzüglichen Männern wie Hermann und Creuzer, die mit Tief- und Scharfsinn ihre Aufmerksamkeit auf ein einziges Ziel richteten, nur die traurige Figur eines Zuschauers zu spielen. Hermann erklärte er für den eigentlichsten Vorfechter der Verehrer des griechischen Alterthums und seiner Kunst, zu denen er selbst zählte; seine Dissertation über die Mythologie der Griechen machte

Goethen, wie er sagte, ganz gesund, und die darin ausgeführte Geschichte der griechischen Götterlehre veranlaßte ihn, in seiner Weise die Ergebnisse jener Forschungen aus allgemeinen Gesetzen des menschlichen Wesens abzuleiten und in dem im dritten Hefte „Ueber Kunst und Alterthum" 1818 abgedruckten Aufsatz „Geistesepochen nach Hermann's neuesten Mittheilungen" seine Betrachtungen darüber niederzulegen. Die spracherfindenden Urvölker aber, welche nach dem Briefe „Ueber das Wesen und die Behandlung der Mythologie" bei Benamung der Naturerscheinungen und deren Verehrung als waltende Gottheiten mehr durch das Furchtbare als durch das Erfreuliche derselben aufgeregt wurden, sodaß sie eigentlich mehr tumultuarisch zerstörende als ruhig schaffende Gottheiten gewahr wurden, erkannte Goethe in den Geologen seiner Zeit, den Plutonisten, wieder und freute sich, auch hieraus zu entnehmen, daß das Menschengeschlecht sich niemals verändere.

Bei so vielfacher Uebereinstimmung in den Beschäftigungen und Ansichten war es natürlich, daß Goethe es als ein gutes Glück pries, das ihn 1820 mit Hermann in Karlsbad zusammenführte. Sie gingen dort viel miteinander um; als Hermann da einmal äußerte: Goethe erscheine ihm wie ein unter

Deutschen wandelnder Grieche, sprach dieser seine Freude aus, dies aus Hermann's Munde zu hören. Aus jener Zeit ist erhalten folgender, auf ein geränderte s, nur 4 Zoll im Geviert haltendes Zettelchen geschriebener

Erster Brief an Gottfried Hermann.

Herrn Professor und Ritter
Hermann
wird Herr Professor
Dietrich
von Kommotau
hierdurch aufs beste
empfohlen.

CB. d. 27. May
1820. Goethe.

Seit jener Zeit sandte Hermann seine häufigen Programme gewöhnlich an Goethe, und es dürften der Zeit nach etwa die „De Musis fluvialibus Epicharmi et Eumeli" (1819) und „De Aeschyli Danaidibus" (1820) gewesen sein, für welche Goethe dankt im

Zweiten Brief an Gottfried Hermann.

Ew. Hochwohlgeboren

würde für die erfreuliche lehrreiche Sendung schon früher meinen schuldigen Dank abgestattet haben, wenn ich nicht einigermaßen dieselbe zu erwiedern gewünscht hätte. Ein so eben abgeschlossenes Heft von „Kunst und Alterthum" verleiht hierzu mir die gewünschte Gelegenheit. Möge darin einiges enthalten sein, was angenehm wäre und einen einsichtigen Beifall verdiente.

Die genaue Würdigung der nach dem mailänder Manuscripte uns mitgetheilten Kunstbilder, von unserm wackern Hofrath Meyer verfaßt, darf wohl hoffen Ew. Hochwohlgeboren Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Von großer Wichtigkeit sind allerdings die Ueberlieferungen, in welchen das Kennerauge durch eine späte Hülle noch immer den alten Kern zu entdecken vermag.

Und so möge auch Ihnen ewiger Dank bleiben, daß Sie den alten griechischen Kern uns unverhüllt bewahren und von Zeit zu Zeit auf mancherlei Weise die Nebel zerstreuen, die sich darüber hin- und herziehen.

Leider ist nicht allein in diesem höchst bedeutenden

Felde, sondern auch in so manchem andern das Unheil, daß man nichts abgesondert, charakteristisch, sich selbst gemäß will bestehen lassen, sondern alles mit allem verknüpfen, vereinigen, ja transsubstanziiren möchte. Wie wohlthätig ist daher die ernste Behandlung, mit welcher Sie Nation und Zeitalter, Kunst und Wissenschaft im Innern selbst zusammenhalten und befestigen, ohne die Einwirkung nach außen zu läugnen, oder die Wirkung von außen zu verkennen. Welch großes Verdienst bleibt Ihnen, das Unnöthige und Ungehörige, wenn es auch verwandt sein sollte, abzulehnen und an der Seite zu halten.

Haben Sie die Güte mich künftighin mit demjenigen, womit Sie das Oeffentliche beschenken, auch bald bekannt zu machen. Das glückliche Zusammensein hat mich, bei allzukarger Dauer, aufs neue gekräftigt und die Anhänglichkeit und Verehrung, die ich Ihnen längst gewidmet, aufs neue lebhaft hervorgerufen.

Vorstehendes, welches schon längst abgehen sollte, darf nicht länger zurückbleiben; es geht ab mit den treusten Wünschen und herzlichster Empfehlung

Jena — treulichst
den 9. September — Goethe.
1820.

Abgegangen den 20. September 1820.
Das angekündigte Heft nächstens.

Das zurückgebliebene Heft war das dritte des zweiten Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“ und Meyer's Aufsatz ist der „Iliadis Fragmenta“ überschriebene, welcher die Malereien zu einer Handschrift der Iliade in der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand schildert. Das Heft überschickte Goethe mit dem

Dritten Brief an Gottfried Hermann.

Nur mit wenig Worten begleite Gegenwärtiges, aber mit dem lebhaften Wunsche, daß es eine freundliche Aufnahme finden möge. Indessen ist mir ein herrliches Wort aus Ihren Mittheilungen zu Gute gekommen, welches zwar mit kleinen Lettern, aber mit großer Bedeutung anzuführen mich nicht enthalten konnte.

Es ist dieß in dem neusten Heft der „Morphologie ꝛc.“ geschehen; ob am rechten Platz, beurtheilen Sie geneigtest selbst, wenn ich genannte Blätter zu übersenden wage.

Mich zum allerbesten fortdauerndem Wohlwollen empfehlend,

Jena den 5. October 1820.

gehorsamst
J. W. v. Goethe.

Das angeführte Wort Hermann's stand im dritten Hefte des ersten Bandes „Zur Naturwissenschaft" als Schluß eines Aufsatzes über den Horn, einen basaltischen Gebirgsrücken in Böhmen, und lautet: „Est quaedam etiam nesciendi ars et scientia." Hermann beginnt mit diesem Ausspruch, daß es auch eine Kunst und Wissenschaft des Nichtwissens gebe, seine „Dissertatio de Musis fluvialibus".

Wie den metrischen und mythologischen Arbeiten Hermann's folgte Goethe auch denen über die griechischen Tragiker, zu deren Betrachtung Goethe freilich sein ganzes Leben hindurch häufig zurückgekehrt ist. Die 1819 ausgegebene Abhandlung Hermann's „De compositione tetralogiarum tragicarum" veranlaßte Goethe zu dem im zweiten Hefte dritten Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" abgedruckten Aufsatz „Ueber die tragischen Tetralogien der Griechen, Programm von Ritter Hermann"; aber wie

alles, was von diesem edeln Geist- und Zeitverwandten zu Goethe gelangte, auf sein Innerstes kräftig und entschieden wirkte, so war dies vorzugsweise mit dem von Hermann ihm zugesandten Programm „Euripidis fragmenta duo Phaëthontis e codice Claremontano“ (1821) der Fall. Die darin mitgetheilten Bruchstücke der Euripideischen Tragödie „Phaëthon“ drängten Goethe sofort zu dem Versuch, dasselbe dem Inhalte nach wiederherzustellen, zu welchem Zweck er mehrere Stücke des Euripides durchging, während die Professoren Göttling und Riemer noch einige andere Bruchstücke aufsuchten und ersterer eine Uebersetzung der sämmtlichen lieferte. Das Ergebniß war endlich die 1823 in des vierten Bandes zweitem Heft „Ueber Kunst und Alterthum“ veröffentlichte Arbeit: „Phaëthon, Tragödie des Euripides. Versuch einer Wiederherstellung aus Bruchstücken.“ Daran schloß sich in demselben Heft eine Ergänzung: „Zu Phaëthon des Euripides.“ Goethe schickte den Anfang schon mit dem

Vierten Brief an Gottfried Hermann.

Ew. Hochwohlgeboren

verzeihen geneigtest beim Anblick des Vorliegenden mein langes Schweigen und scheinbaren Undank. Sie

sehen, wie mich Ihre wichtige Gabe sogleich beschäftigt, wozu sie mich aufgefordert, und ermessen hiernächst, wie ich von einer so schweren Aufgabe nach verwegenem Angriff mich doch wieder zurückziehen mußte. Auf einem geschriebenen Blatte lege indessen vor Augen, was ich in dem gegenwärtigem Hefte, wovon dieß die ersten Aushängebogen sind, noch weiter nachzubringen gedenke, in Erwartung, ob ein glücklicher Augenblick jenes Unternehmen wohl fördern möchte. Was aber auch auf diesem Wege von mir geleistet worden, es möchte doch die Freunde der alterthümlichen Dichtkunst einigermaßen auf dieß herrliche Werk aufmerksam zu machen geeignet sein.

Auch muß ich vermelden, daß vor Kurzem mir das höchst schätzbare Programm über die Tetralogien der Alten in die Hände gelangt, wodurch ich veranlaßt worden, einige neuere Beispiele solcher unzusammenhängend gesteigerter theatralischer Darstellungen ins Gedächtniß zurückzuführen und an dasjenige, was Ew. Hochwohlgeboren behaupten, unmittelbar anzuknüpfen.

Ich schließe mit der Bitte mir doch künftig alles, was in dieser Art von Ihnen ausgeht, ungesäumt gefälligst mitzutheilen, weil es mir immer neue lebendige Veranlassung giebt dasjenige wieder vortreten

zu lassen, was sich bei mir vielleicht in den tiefsten Hintergrund zurückgezogen hat.

Unbemerkt möge übrigens nicht bleiben, daß gegenwärtiger Brief mit zu der ersten Sendung gehört, die ich nach meiner Wiederherstellung ausfertige; Ihres freundlichen Antheils an der glücklichen Auflösung eines so schweren, pathologischen Räthsels gewiß, empfehle ich mich zum wohlwollenden Andenken.

Weimar den 6. April 1823.

Gehorsamst
J. W. v. Goethe.

Der Schluß des Briefs spielt auf die schwere Krankheit an, welche ihn zu Anfang 1823 infolge der durch die heftige Liebe zu Ulrike von Levezow verursachten Aufregung befiel.

Als Goethe 1826 noch einen kleinen Beitrag zu den Bruchstücken des „Phaëthon“ erhielt, der jedoch nur aus einer darin vorkommenden Bezeichnung der Sonne bestand, besprach er denselben in dem 1827 ausgegebenen ersten Hefte des sechsten Bandes „Ueber Kunst und Alterthum“, hauptsächlich aber nur in Bezug auf die daraus zu entnehmenden Ansichten der Griechen über Meteorsteine. Er bedauerte damals, nicht zu jener Zeit, als er sich mit der Wiederher-

stellung der genannten Tragödie beschäftigte, die zwei Hauptscenen niedergeschrieben zu haben; denn, wenn auch unzulänglich, würde es doch immer etwas geworden sein, wovon sich jetzt niemand einen Begriff machen könne.

Im Jahre 1823 erschien von Hermann „De Aeschyli Niobe dissertatio“ und „Euripidis Bacchae“. Die in jener Schrift zusammengestellten Bruchstücke der „Niobe“ zogen Goethen auf einige Zeit an, über die Vorrede zu den „Bacchen“ aber, worin Hermann gegen wenig tiefgehende Erklärungen über die Weglassung des verbalen Augments in dem tragischen Trimeter nachwies, daß in der Beschaffenheit der Rede selbst die Gesetze begründet seien, welche die Nothwendigkeit der Beibehaltung oder die Statthaftigkeit der Weglassung des Augments bedingten, schrieb Goethe im

Fünften Brief an Gottfried Hermann.

Das durch meine lange Sommerabwesenheit mehr als billig verspätete Heft endlich zu übersenden, ward ich auf's freundlichste durch die mir ebenfalls gegönnten verdienstvollen Werke in diesen Tagen angeregt, wofür ich zum allerbesten danke und gewiß nicht verfehle, obwol nur aus einiger Ferne, an den so gründ-

lichen und geistreichen Arbeiten meinen Theil abzunehmen. Dieses wird mir durch die Mühe des Professors Riemer immerfort erleichtert, und ich sehe hierin abermals einen Vereinigungspunct zu unsern bevorstehenden Winterunterhaltungen, wobei des Gebers dankbar und theilnehmend gedacht werden soll. Auch haben wir schon diese würdige, den poetischen Sinn vollkommen durchdringende Vorrede zusammen angefangen.

Möge doch auch einiges meiner fortwährenden Beschäftigungen, das ich an den Tag zu fördern veranlaßt bin, sich Ihrer Aufmerksamkeit zu erfreuen fernerhin das Glück haben, sowie ich hoffen darf von den herrlichsten Früchten Ihrer großen Thätigkeit auch in der Folge zutrauliche Mittheilungen zu erleben.

Weimar den 19. October 1823. — gehorsamst J. W. v. Goethe.

Das mit diesem Briefe übermittelte Heft kann nur das erste des zweiten Bandes „Zur Morphologie" sein. — Die Ausgabe der „Bacchen" ward übrigens ohne Zweifel auch Veranlassung zu Goethe's 1827 in des sechsten Bandes erstem Hefte „Ueber

Kunst und Alterthum" abgedruckten Aufsatze: „Die Bacchantinen des Euripides"; Goethe erklärte dieses Stück für das schönste des Tragikers.

Hermann's „De Aeschyli Philocteta dissertatio" (1825), worin er auf die drei Philoktete von Aeschylus, Sophokles und Euripides aufmerksam machte, von denen zwar nur der des letztern Tragikers vollständig erhalten, der des Aeschylus aber, außer durch einzelne Bruchstücke dieser Tragödie selbst, auch durch Bruchstücke des derselben nachgedichteten „Philoktet" von Attius einigermaßen herzustellen ist, nahm Goethen sehr lebhaft in Anspruch. Es konnte ihm nichts Wünschenswertheres begegnen, als die drei großen Tragiker, gegen die er die Augen aufzuheben sich kaum erkühnen wollte, dergestalt vergleichen zu lernen, daß er einsehen konnte, wie sie denselben Gegenstand, jeder auf seine Weise, behandelt und durchgeführt. Er dachte diese ihn so wichtige Angelegenheit durch und durch, machte sich aber bald von diesen Betrachtungen los, da sie ihn wenigstens ein Vierteljahr gekostet haben würden, das er bei seinen Jahren nicht mehr so nebenher ausgeben mochte; er meinte, es sei ein Meer auszutrinken, für seine alte Kehle nicht wohl hinabzuschlucken.

Die Ausgabe der „Iphigenia in Aulide" widmete

Hermann 1831 Goethen mit den Worten: Goethio, Taurica Iphigenia spiritum Graiae tenuem Camenae Germanis monstratori d. G. H."

Goethe aber antwortete im

Sechsten Brief an Gottfried Hermann.

Ew. Hochwohlgeboren

haben mich so oft aus düstern kimmerischen Träumen in jenes heitere Licht- und Tageland gerufen und versetzt, daß ich Ihnen die angenehmsten Augenblicke meines Lebens schuldig geworden. Phaethon, Philoktet, die Urmythologie und so manches Andere haben mich vielfältig beschäftigt, und mir möglich gemacht, das nach Zeit und Ort, Gesinnung und Talent Entfernteste an mich heranzurufen.

Wollen Sie mir nun gar auf die ehrenvollste Weise zugestehn, daß ich als ein gedämpftes, aber doch treues Echo jene Klänge unserm gemeinsamen Vaterland zugelenkt, so bleibt mir nichts weiter zu wünschen übrig. Die glücklichsten Augenblicke hab' ich dabei gelebt; hat sich nun zugleich etwas erfreulich Förderndes für meine Landes- und Zeitgenossen entwickelt, so dient dieß zur Stärkung und Belebung meines Glaubens, den ich während eines langen Lebens festgehalten habe.

Der Hauptgedanke, nach welchem Sie uns ein so herrliches Stück wiederherstellen, ist bewunderswürdig, die Ausbildung ins Einzelne unschätzbar. Soviel darf ich wol im Allgemeinen sagen, wenn ich auch schon, weder jetzt noch künftig, das eigentliche Verdienst gründlich anzuerkennen mir einbilden darf.

Doch freu' ich mich gerade in solchen Fällen eines lebendigen Ahnungsvermögens, welches durch Ihre Behandlungsweise, soweit sie auch im Besondern von mir abliegen möchte, im Ganzen mich immer befähigt und fördert.

Eine höchst angenehm schon eingeleitete sowie belehrende Unterhaltung mit Freund Riemer seh' ich über diese neuste Mittheilung vor mir. In diesen sich immer mehr verlängernden Abenden werden Sie also einen stetigen Dank von theilnehmenden Bewunderern zunächst sich immer vergegenwärtigen können.

Weimar d. 12. Nov. 1831.

In aufrichtigster Anerkennung
und Hochachtung
treu verpflichtet
J. W. v. Goethe.

Goethe äußerte sonst noch schriftlich und mündlich, wie sehr ihn die Widmung Hermann's freue und

zwar vorzüglich darum, weil die Philologen in ihrem Urtheil beständig blieben.

Hatte er schon immer eine Vorliebe für Euripides an den Tag gelegt und ihn gegen diejenigen in Schutz genommen, welche ihn, namentlich seit Wilhelm Schlegel's dramaturgischen Vorlesungen, nicht nur weit hinter Aeschylus und Sophokles zurück-, sondern überhaupt heruntersetzten, so nahm er, seit ihn Hermann's Arbeiten wiederholt zu diesem Tragiker geführt hatten, auch öfters die Gelegenheit wahr, dessen Vorzüge hervorzuheben und zu preisen.

Noch kurz vor seinem Tode, am 3. März 1832, versprach Goethe auch, die Wiederherstellung des „Phaëthon" nochmals zu bearbeiten. Es war dieses Vorhaben also eins der letzten, mit welchen er sich trug.

Johann Georg Keil und seine Gattin.

Das vom Bankier Löhr zu Leipzig erbaute Wohnhaus ist in einem so vornehmen Stile gehalten, daß es nicht wundernehmen darf, wenn der Herzog von Padua, 1813 Commandant der französischen Truppen hier, sich darin einzuquartieren begehrte. Löhr war

Ende April desselben Jahres gestorben, und seine Witwe, die am 4. Juli 1768 geborene jüngere Tochter des Professors Bause, Juliane Wilhelmine, erklärte, daß sie ihr Haus dem Herzoge einzuräumen nicht willens sei. Dieser ließ ihr jedoch sagen: sie möge bedenken, daß von ihm das Wohl und Wehe Leipzigs abhänge, und so wich sie der Gewalt, verließ aber nicht nur das Haus, sondern auch Leipzig und begab sich nach Weimar, ihre Aeltern und ihre Tochter mit sich nehmend. Der Vater, wie schon erzählt, starb dort am 5. Jan. 1814. Die Tochter, Juliane Henriette, am 20. April 1794 geboren, hatte eine vorzügliche Bildung erhalten; sie liebte und übte mit Glück die zeichnenden Künste wie die Musik und glich hierin ihrer Mutter, die es in diesen Künsten zur Meisterschaft gebracht hatte.

In Weimar machten sie die Bekanntschaft des Bibliothekars Johann Georg Keil. Derselbe war am 20. März 1781 zu Gotha geboren und begann auf dem dortigen Gymnasium seine wissenschaftliche Bildung, wurde aber nach dem Tode seines Vaters, der Senator und Rathskassirer zu Gotha war, für den Kaufmannsstand bestimmt. Indessen sagte ihm dieser nicht zu; er wandte sich wieder zum gelehrten Fache, besuchte noch das Gymnasium zu Weimar und bezog

dann die Universität Jena, auf welcher er sich vorzugsweise der Sprachkunde befliß. Nach beendigten Studien erhielt er eine Anstellung an der Bibliothek zu Weimar und wurde noch in demselben Jahre zweiter Bibliothekar. Er beschäftigte sich hauptsächlich mit den romanischen Sprachen und besorgte damals und noch später Ausgaben italienischer und spanischer Dichter. Die Bekanntschaft mit Henriette Löhr führte am 26. Oct. 1814 zur Verehelichung mit derselben. Keil legte nun seine Stelle als Bibliothekar nieder, empfing den Rang eines sachsen-weimarischen Hofraths und siedelte nach Leipzig über, wo er in die Besitzthümer seiner Gattin mit eintrat. Er kam 1828 als Kapitular ins Collegiatstift Wurzen, welches ihn 1831 zum Dechanten wählte; er war auch Abgeordneter des Stifts beim ersten Landtag des Königreichs Sachsen nach der Verfassung von 1832. Für seine Verdienste um die spanische Literatur ward ihm 1831 die noch keinem Deutschen widerfahrene Ehre zutheil, zum Mitglied der Real Academia Española zu Madrid ernannt zu werden.

Keil's Haus war eine Sammelstätte der Größen und Freunde der Literatur und Kunst, wobei den tiefkundigen Gesprächen der liebenswürdigen Wirthe eine schöne Unterlage und Unterstützung durch bedeutende

Sammlungen gewährt wurde, namentlich durch die von Bause angelegte, aus Kupferstichen und andern Kunstgebilden bestehende und durch die von der Hofräthin Keil unterhaltene Sammlung von Handschriften, großentheils seltenen Werths.

Die Hofräthin Keil starb am 14. Mai 1848, ihr Gatte am 30. Juni 1857, beide in Leipzig.

Die Beziehungen Keil's und seiner Gattin zu Goethe waren von seiten beider Ehegatten selbständige. Bause war ein Bekannter Goethe's aus alter Zeit, auch seine Tochter war diesem früh näher getreten, und da die Enkelin ebenfalls so viel Gehalt besaß, daß sie den Dichter anzog, so fand derselbe in dieser Familie einen ihm sehr lieben Kreis. In das Stammbuch der Henriette Löhr schrieb er — buchstabengetreu — ein:

Ich weiss dass mir nichts angehört
Als der Gedanke der ungestört
Aus meiner Seele will fliessen,
Und jeder günstige Augenblick
Den mich ein liebendes Geschick
Von Grund aus lässt geniessen.

Mit dem Wunsche dass der theuern Besitzerinn das Beste für immer angehöre. Weimar d. 28. Dec. 1813.

Goethe.

Es dürfte dies die älteste nachzuweisende Niederschrift dieser herrlichen Umschreibung einer Aeußerung von Beaumarchais sein.

Was Keil betrifft, so stellte ihn sein Amt in Weimar unmittelbar unter Goethe, der dem strebsamen jungen Mann seine Neigung zuwandte. Auf seine Aufforderung beschäftigte sich derselbe eingehender mit der zur Bibliothek gehörigen Kupferstichsammlung, und so legte Goethe den Grund zu dessen Kunstverständniß.

Eine Fortsetzung des freundlichen Verhältnisses nach dem Wegzug von Weimar bekundet schon gelegentlich der von Goethe dem Hofrath Rochlitz 1816 aufgetragene Empfehl an das Löhr-Keil'sche Haus.

Als Keil 1820 den ersten Band einer Sammlung der Schauspiele des Calderon herausgab — ein Werk, das leider 1822 mit dem dritten Bande abgebrochen und durch eine Auswahl in vier Bänden ersetzt wurde — widmete er diesen Band Goethen, als dem Dichter, welcher in gleicher Weise, wie es Calderon gethan, in seinen Werken die eigenthümliche Weise und das Wesen seines Volks zum Ausdruck, und welcher ferner die Bühnenstücke des Spaniers in Deutschland zuerst in ihrer wahren Gestalt, sowie

mit feinem Verständniß und äußerster Sorgfalt zur Aufführung gebracht habe. Goethe dankte in folgendem Briefe:

Wohlgeborner
Insonders hochgeehrtester Herr!

Dem Namen eines so hochgeschätzten Dichters wie Calderon den meinigen auf irgend eine Weise beigesellt zu sehen, würde mir jederzeit geschmeichelt haben, vorzüglich angenehm aber ist die Empfindung, daß es von Ihnen geschieht, der Zeuge war, mit welcher Liebe und Pietät wir seine Productionen aufgenommen, und mit sorglicher Zögerung nicht eher die öffentliche Darstellung gewagt, bis wir eines allgemein erfreulichen Effects vergewissert waren.

Nehmen Sie daher meinen aufrichtigsten Dank, daß Sie mich auf diese schöne Weise an jene Zeit erinnern wollen, wie Sie noch zu den unsern gehörten und mir sowol in öffentlichem Geschäft, als in eigenen Angelegenheiten beigestanden, wovon mir noch die erfreulichsten Denkmale übrig geblieben. Möge das Glück, das Ihren Vorzügen und Verdiensten geworden, Ihnen und den theuern Ihrigen treu und beständig verbleiben; mir aber erlauben Sie, daß ich

irgend eine Gelegenheit ergreife, Sie durch eine freundliche Erwiderung an mich zu erinnern.

Einige Unruhe jedoch hat mir Ihre angenehme Sendung, wie ich nicht läugnen darf, gegeben: den Wunsch, diese in so einladendem Abdruck vor mir liegenden Schauspiele im Original genießen zu können; ein Verlangen, welches freilich nur durch Ihre Nähe und Gegenwart befriedigt werden könnte. Mein auch fernerhin geneigt zu gedenken bittend

Weimar den 12. April 1820. — ergebenst J. W. v. Goethe.

Damals war allerdings schon seit mehr als zehn Jahren die Zeit vorüber, in welcher Goethe der Durchdringung und bühnenmäßigen Wiederbelebung Calderon's einen lange fortgesetzten, gründlichen Fleiß gewidmet hatte; es ist daher hier nicht der Ort, auf jene Bemühungen näher einzugehen.

Wilhelm Christoph Leonhard Gerhard.

Dieser mit ungewöhnlicher Vielseitigkeit gebildete, in den verschiedensten Richtungen strebende Mann war

am 29. Nov. 1780 in Weimar geboren. Seine Aeltern hatten ihr Haus in der Nähe des Wieland'schen, und Wieland's jüngere Kinder waren daher die nächsten Spielgenossen Wilhelm Gerhard's. Er wurde nach Zittau geschickt, um die Kaufmannschaft zu erlernen, erhielt nachher eine Anstellung in einem Geschäft in Leipzig, und gründete daselbst später ein eigenes. Obwol er, solange er dem Kaufmannsstande angehörte, seine volle Thätigkeit dem Geschäft widmete, so wies ihn seine Neigung doch andere Wege, und sobald seine Vermögensverhältnisse ihm gestatteten, mit Behagen ein unabhängiges Leben zu führen, zog er sich aus dem Geschäft zurück und weihte sich den Musen. Er übte alle Künste. Seiner glücklichen Begabung für lyrische Dichtung begegnete die entsprechende musikalische Befähigung seines Freundes, des Musikdirectors Pohlentz, mit dessen Weisen manche von Gerhard's Liedern die Reise um die Welt gemacht haben; wo irgend in einem Hafen deutsche Schiffe liegen, hört man gewiß sein „Auf, Matrosen, die Anker gelichtet". In den Geist fremder Völker wußte Gerhard sich mit großem Verständniß zu vertiefen und Lieder der Griechen, Schotten Serbier und Spanier mit gleicher Treue wiederzugeben. Auch für die Bühne schrieb er, sowie er ein

besonderes Geschick und große Lust besaß, scenische Künste in Maskenzügen, lebenden Bildern, Schauspielen und Singspielen für gesellschaftliche Kreise zu verwerthen und dabei selbst mitzuwirken. Nach einer Reise durch Italien wandte er sich noch in vorgerückten Jahren mit überraschendem Erfolge der Malerei, ja später sogar, unter Knaur's Leitung, der Bildhauerei zu, und ebenso nahm er noch im Alter Gesangunterricht, um seine Tochter begleiten zu können; auch Serbisch und Spanisch trieb er erst in höhern Jahren, und selbst das Griechische wollte er wieder vornehmen; „denn — sagte er — man ist niemals zu alt etwas Neues zu lernen, wenn man sich nur die Fähigkeit bewahrt, das Schöne zu genießen."

Außer den Künsten trieb er aber mit gleichem Eifer Naturwissenschaften, zuerst besonders Pflanzenkunde, später Gestein- und Versteinerungskunde; er legte für diese und andere Fächer werthvolle Sammlungen an. Die Staatswissenschaften entgingen gleichfalls seinem regen Geiste nicht, und er schrieb z. B. 1831: „Blick auf einige Steuerverhältnisse im Königreich Sachsen."

Verheirathet war Gerhard zuerst seit dem Januar 1813; bald Witwer, vermählte er sich im Mai 1815 zum zweiten male mit Karoline Richter. Die beglückte

Ehe löste sein Tod. Sein Haus war immer gastlich geöffnet und waren hier namentlich alle gern gesehen, welche mit den Angehörigen des Hauses die Liebe für Kunst und Wissenschaft theilten. Es war Gerhard's größte Freude, geselligen Vereinigungen durch künstlerisch vorbereitete Aufführungen eine höhere Weihe zu geben.

Gerhard reiste viel und beobachtete dabei Personen, Zustände und Natur mit scharfem Blick; um dies besser zu können, legte er oft größere Strecken zu Fuße zurück, was er, schon bejahrt, noch immer rüstig vermochte. Er starb auf einer Reise in Heidelberg am 2. Oct. 1858.

Als Weimaraner mit Goethe bekannt, schickte Gerhard diesem die „Stanzen", mit welchen er einen großen Zug, das Mittelalter darstellend, auf einem durch seine Bemühungen zu Stande gebrachten Maskenball in Leipzig einführte. Hatte Gerhard mit seiner Dichtung schon bei den Theilnehmern am Ballfeste großes Lob geerntet, so ward ihm auch von Goethe schmeichelhafte Anerkennung zutheil in dessen

Erstem Brief an Gerhard.

Die mir zugewendete Sendung konnte mir nicht anders, als sehr angenehm sein. Schon seit beinahe vierzig Jahren, als so lang ich mich in Wei-

mar aufhalte, suchen wir die Maskenbälle, welche gar bald in ein wildes, geistloses Wesen ausarten, durch dichterische Darstellungen zu veredeln, und es ist uns bis auf die letzte Zeit mehr oder minder geglückt. Der Maskenzug, den Sie bei dem Ihrigen vor den Augen hatten, war freilich der glänzendste, und ich freue mich, daß Sie bei Ihrem Unternehmen, so viel das Programm vermuthen läßt, durch die Persönlichkeiten und andere Umstände gleichfalls, wie es Ihre Dichtung verdient, begünstigt worden sind.

Lassen Sie nicht ab, Sich auch in der Folge um solche Dinge zu bemühen; sie sind in manchem Sinne belehrend, und wo bedarf es mehr einer geistreichen Freude, als zu einer Zeit, wo die herzliche nicht immer zu finden ist. Haben Sie die Gefälligkeit, mir manchmal eine Probe Ihres schönen Talentes mitzutheilen; ich bin überzeugt, daß jede Anwendung desselben Ihnen und andern Freude machen wird.

Mich zu geneigtem Andenken empfehlend

Weimar ergebenst
d. 27. Febr. 1815. Goethe.

Im nächsten Jahre sandte Gerhard eine Sammlung nach Anakreon frei bearbeiteter Lieder an Goethe

mit der Bitte, die Annahme ihrer Widmung seitens des Großherzogs zu vermitteln; jener antwortete im

Zweiten Brief an Gerhard.

An allen Arbeiten, wodurch Ihr Talent sich äußert, nehme ich aufrichtigen Antheil, an jenen früher gesendeten Stanzen, sowie an gegenwärtigen Bearbeitungen anakreontischer Lieder, und bezweifle nicht eine gute Aufnahme. Nur scheinen mir die Lieder nicht ganz geeignet einem Fürsten öffentlich gewidmet zu werden, welchem ernstere Productionen allenfalls darzureichen wären. Ich habe deshalb darüber keine Anfrage thun mögen und verfehle nicht solches mit dankbarer Rücksendung der anvertrauten Blätter ungesäumt zu melden; mit den besten Wünschen und Gesinnungen

Weimar den 3. December 1816. Goethe.

Die Dichtungen erschienen 1818 unter dem Titel „Anakreon und Sappho" mit Widmung an Herzog August von Sachsen-Gotha und Altenburg.

Ueber einen Besuch Gerhard's in Weimar aus

dem Jahre 1818 gibt dessen Tagebuch Auskunft, aus welchem die auf Goethe bezüglichen Stellen mitzutheilen vergönnt ist, wobei zum Verständniß nur bemerklich gemacht werden mag, daß damals die Taufe des jetzigen Großherzogs gefeiert wurde. Gerhard schrieb:

„Weimar den 7. Juli 1818.

„Es traf sich nun glücklicherweise, daß Goethe der fürstlichen Taufe wegen sich eben hier befand, und da ich durch Bertuch erfuhr, es sei eben die Stunde (11 Uhr), wo er Freunde zu sprechen pflege, so wollte ich nicht versäumen, ihm meine Aufwartung zu machen. Ich wurde sogleich vorgelassen und mit herablassender Freundlichkeit empfangen. Viele, die Goethe persönlich gesprochen haben, finden sich durch eine gewisse feierliche Würde und einen Anstrich von Hofetikette verletzt, den sie Stolz nennen, der aber diesen ausgezeichneten Mann sehr gut kleidet, weil das wahrhaft Menschliche auch durch diese Abgemessenheit leuchtet. Ich wenigstens habe nicht das Geringste in seinem Wesen gefunden, was nicht weit mehr zu ihm hingezogen, als von ihm abgestoßen hätte. Ich mußte ihm viel von der Absicht meiner Reise nach England, von dem Gange des britischen Handels, ihren Manufacturen, der Natur englischer und deutscher Wolle, dem

Rückzoll auf Druckwaaren Erklärendes sagen, und alles schien ihm in naturhistorischer Hinsicht interessant. Er wünschte sogar bei meiner Rückkehr Muster meines Einkaufs zu sehen. Wir kamen dann auf die Dichtkunst zu sprechen. Er sagte mir viel Schmeichelhaftes über meine Maskenzüge und gestand die Schwierigkeiten ein, die es mir in Leipzig machen müsse, solche Feste zu arrangiren, da es dort nicht wie in Weimar den Adel und einen Fürsten gibt, dem zu Ehren sich jener beeifere, allegorische Darstellungen zu arrangiren. Ich kam auf orientalische Literatur und Joseph von Hammer zu sprechen; er gestand mir ein, daß er den «Divan» des Hafis bearbeite, und schien es gern zu hören, daß die persische Dichtkunst durch ihre Bilder von Edelsteinen und Blumen mir lieb und ich der Meinung sei, ein neuer Stern aus dem Morgenlande würde künftigen Geschlechtern durch die noch lange nicht genug zu Tage geförderten Schätze indischer und persischer Poesie glänzend aufgehen. Wegen einer beabsichtigten Bearbeitung der «Sakontala» für die Bühne war er ganz meiner Meinung, den indischen Himmel des siebenten Actes zu streichen, und einen andern Schluß dafür zu machen, und weil ich den Einwurf, man könne mich deshalb verketzern, äußerte, tröstete er mich mit

der Bemerkung: ein Dichter habe völlige Freiheit, das umzumodeln, was nicht für seine Zeit passe. — Man hatte mir Goethe kränklich geschildert, man sagte mir sogar, er leide an Brustwassersucht, aber ich fand ihn, obgleich im Négligé, doch noch immer so rüstig, heiter und wohl aussehend wie sonst. In der Büste von Weisser, dem Medaill on von Gerhard von Kügelgen und dem neuerdings nach Jagemann in Crayonmanier beim hiesigen Kupferstecher Müller erschienenen Blatt ist er am sprechendsten getroffen."

Zu einer andern Verbindung Goethe's mit Gerhard gab Anlaß, daß letzterm am 10. Nov. 1820 ein Sohn geboren worden war, bei welchem Pathenstelle zu vertreten er Goethen bat, ihm als Mitgevatterin die schönste Frau Leipzigs, die Gattin des Bankiers Reichenbach, brieflich vorstellend und für den unerwünschten Fall, daß er nicht selbst bei der Taufe zugegen sein wollte, den Commandanten von Leipzig, Major von Egidy, vorschlagend. Hierauf folgte der

Dritte Brief an Gerhard.

Ew. Wohlgeboren

danke verbindlichst, daß Sie mich an Ihrer Vaterfreude mögen Theil nehmen las-

sen und werde mit den Meinigen an dem frohen Tage Ihrer und des lieben Ankömmlings mit Wärme gedenken. Herrn Major von Egidy schreibe mit der nächsten Post, ihn um diesen Liebesdienst zu ersuchen und für seine Gefälligkeit zu danken. Heute bleibt mir nur so viel Raum, Gegenwärtiges in Kürze zu vermelden und mich Ihnen, Ihrer theuern Gattin, meinen schönen Mitgevatterinnen und achtbaren Mitgevattern aufs beste zu empfehlen.

Mögen Sie den Namen Wilhelm, den ich in Verehrung Shakspears meinen Pathen gern beilegte, auch Ihrem Erstling männlichen Geschlechts zutheilen, so dürfte dies eine gute Vorbedeutung sein.

Nächstens noch einige Worte

Weimar den 6. December 1820.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

Unter Goethe's Freunden war dessen Gewohnheit, seine Pathen Wilhelm benennen zu lassen, so bekannt, daß Frau von Kalb, als sie bei der Taufe von Schiller's zweitem Sohne, Ernst Wilhelm, Pathin war, sich sehr wunderte, daß Goethe nicht mit Gevatter stehen werde, da doch das Kind auch Wilhelm heißen sollte.

Der Stellvertreter Goethe's, Heinrich August von Egidy, war 1778 in Mittweida geboren, trat 1789 als Cadet in das kursächsische Heer ein und wurde 1792 zum Unteroffizier, 1793 zum Fähnrich, 1795 zum Souslieutenant, 1807 zum Premierlieutenant, 1809 zum Hauptmann und 1812 zum Major befördert, erhielt am 1. Jan. 1820 das Commando des zweiten Schützenbataillons in Leipzig, und wurde 1824 zum Oberstlieutenant sowie 1830 zum Obersten und Commandanten des ersten Linieninfanterieregiments zu Bautzen ernannt, in welcher Stellung er dort 1840 starb. Derselbe war ein wegen seiner Tapferkeit im ganzen Heer mit großer Achtung genannter Offizier und verdankte seiner Haltung auch den schon 1809 ihm verliehenen militärischen St.-Heinrichsorden.

Goethe ließ nun an den damaligen Major von Egidy wegen der übernommenen Stellvertretung bei der Pathenschaft nachstehenden Brief abgehen:

Hochwohlgeborner
Hochgeehrtester Herr

Ew. Hochwohlgeboren, wie mir Herr Wilhelm Gerhard vermeldet, sind geneigt bei einem frohen Familienfeste meine Stelle zu vertreten und einem neu angekommenen Weltbürger in meinem Namen

die aufrichtigsten Segenswünsche entgegenzusprechen. Nehmen Sie schönsten Dank für diese Geneigtheit und die Versicherung, daß es mir höchst erwünscht sei, bei dieser Gelegenheit mit einem so allgemein geliebten und geschätzten Mann in einige Verwandtschaft zu treten. Empfehlen Sie mich den werthen Eltern des Täuflings, sowie sämmtlichen Mitgevattern, und haben die Güte mir es zu melden, wenn irgend etwas zu leisten sein möchte. Mit vorzüglichster Hochachtung und Zutrauen mich fernerem Wohlwollen angelegentlichst empfehlend

Weimar — Ew. Hochwohlgeboren
d. 7. December — gehorsamster Diener
1820. — J. W. v. Goethe.

Die Taufe des an Luther's Geburtstag geborenen Knaben fand am 10. Dec., also an dem Tage statt, an welchem Luther die päpstliche Bannbulle verbrannte; deshalb wurde ihm auch der Name Martin beigelegt, und da er außer dem von Goethe bestimmten Namen auch dessen eigenen Vornamen erhielt, so lautete nun sein ganzer Name Wilhelm Martin Wolfgang.

Derselbe — seit dem 25. Oct. 1845 Besitzer einer Buchhandlung unter der Firma „Wolfgang Gerhard" — wurde als kleines Kind noch Goethen vorgestellt, welcher das Pathchen zärtlich küßte und es während des Gesprächs mit seinen Aeltern auf dem Schoße behielt, bis es einschlummerte.

Vielleicht bei diesem Besuch in Weimar war es, wo Goethe durch Gerhard's Gattin höchlich überrascht wurde, als er dieser im Garten den botanischen Namen einer Pflanze nannte und von ihr berichtigt wurde. Er sah sie mit großen Augen an und freute sich sehr, als er fand, daß die Berichtigung ganz gegründet war. Bei solchen Besuchen Gerhard's und seiner Frau in Weimar sah er beide öfters bei sich und bat dabei die „liebe Frau", sie möge „nur ganz ungenirt" kommen.

Als Goethe's funfzigjähriges Dienstjubiläum am 7. Nov. 1825 in Weimar gefeiert wurde, veranstaltete Gerhard auch in Leipzig in der Gesellschaft „Lyra" eine Festlichkeit, wobei er, anspielend auf die Inschrift und den Bilderschmuck des Goethe'schen Hauses bei dem am 3. Sept. desselben Jahres begangenen Regierungsjubiläum des Großherzogs, eine Erklärung der dort von Goethe aufgestellten allego-

rischen Bilder unter dem Titel „Haec otia fecit" zur Darstellung brachte. Goethe dankte im

Vierten Brief an Gerhard.

Wohlgeborner

Insonders hochzuehrender Herr

Die schätzenswerthe Gesellschaft, die sich um das Zeichen der Lyra versammelt, erzeigte mir die Ehre, mich unter die Ihrigen zu rechnen. Ihre anmuthigen Unterhaltungen, womit sie manchen Abend geist- und geschmackvoll zubringt, konnten mir nicht unbekannt bleiben und sind mir mehrmals von Theilnehmenden gerühmt worden.

Wenn sie nun ein Fest, welches freilich für mich von der größten Bedeutung ist, auch durch eine so angenehme Feierlichkeit hat begehen wollen, so erkenne ich solches auf das vollkommenste und danke Ew. Wohlgeboren, daß Sie mir die Art und Weise, wie solches geschehen, ausführlich überliefern mögen.

Ich würde auf alle Fälle, wenn auch mich dieses Unternehmen nicht beträfe, Anordnung und Ausführung höchst glücklich halten; nun aber habe ich den besondern Bezug und zumal das anmuthige Gedicht zu rühmen, worin Sie mit Geist darzuthun gewußt,

wie mannigfaltig die Auslegung und Anwendung eines gegebenen Symbols gefaßt werden mag, welches mir und meinen Freunden zu einer neuen und interessanten Unterhaltung gereichte.

Nehmen Sie daher meinen besten, aufs innigste anerkennenden Dank und theilen beikommende Blätter den Freunden mit, die ich aufs allerschönste zu grüßen bitte und deren Andenken ich für immer bestens empfohlen zu sein wünsche.

Ew. Wohlgeboren

Weimar den 24. December 1825.

ergebenster Diener
J. W. v. Goethe.

Daß die beiliegenden Blätter Abdrucke des Gedichts „Zur dankbaren Erwiederung der Feier des siebenten Novembers 1825“ war, braucht kaum ausgesprochen zu werden.

Die drei nächsten Briefe Goethe's beziehen sich auf Gerhard's Bemühungen um die serbische Dichtung.

So lebendige und thätige Theilnahme Goethe auch den Dichtungen der verschiedensten Völker geschenkt hat, so sind sie doch nicht von ihm aufgesucht

worden, sondern er hat ihnen meistens dann erst seine Aufmerksamkeit gewidmet, wenn ihn Uebersetzungen dazu anregten. Dann drang er aber auch, soweit es ihm nur möglich war, in den Geist der ursprünglichen Dichtung ein und bestrebte sich, diesen in eigener Uebertragung wiederzugeben.

So arbeitete er sich z. B. in das Gälische des Macpherson-Ossian ein, und bemühte sich dann, wie ein Brief an Herder aus dem September 1771 ausdrücklich bezeugt, in den von ihm in deutsche Verse gebrachten Gesängen, von denen „Fillan's Erscheinung und Fingal's Schildklang" sowie „Erinnerung des Gesanges der Vorzeit" in Herder's „Volkslieder" aufgenommen sind, das ungleiche Silbenmaß und die Versschlüsse mit den pleonastischen Genitiven der ursprünglichen Gedichte wiederzugeben, worauf sich Herder, der doch sonst auch das Eigenthümliche fremdsprachlicher Dichtungen in seinen Bearbeitungen gut zu treffen verstand, in „Darthula's Grabesgesang, aus Ossian" nicht einließ. Ebenso steht Herder in seinen Uebertragungen von „Radoslaus" und „Die schöne Dolmetscherin" aus dem Serbischen an Treue gegen Goethe's „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga" zurück. Goethe fand dieses Gedicht in der Verdeutschung von Fortis' „Reise in Dalmatien" in iambischem,

anstatt trochäischem Versmaß und ohne genauen Anschluß an den Inhalt der Verse des serbischen Originals übersetzt; beide Abweichungen vermied er in seiner Bearbeitung, indem er sie, ohne das Serbische zu verstehen, dennoch nach dem Gehör diesem anzuschmiegen wußte. Seit dem Jahre 1776 oder 1777, in welches diese Umdichtung fällt, hat Goethe wahrscheinlich ebenso wenig wie das deutsche Schriftthum überhaupt die serbische Dichtung beachtet, bis im Jahre 1814 eine Bewegung zu Gunsten derselben entstand, welche nach zehnjährigem Stillstand größere Bedeutung für Deutschland gewann.

In jenem Jahre gab nämlich Wolfgang (Wuk) Stephanowitsch Karadschitsch in Wien nebst einer, später von Jakob Grimm verdeutschten, serbischen Sprachlehre eine Sammlung von hundert serbischen Volksliedern mit Uebersetzung heraus und sandte diese Bücher auch an Goethe. Karadschitsch, 1787 in Trschitsch an der Grenze Serbiens und Bosniens geboren, bemühte sich, durch seine Schriften seine nur auf dem platten Lande noch in ihrer Reinheit geredete Muttersprache wieder zu Ehren zu bringen. In den zwanziger Jahren kam Karadschitsch nach Leipzig, um hier die Herausgabe einer umfangreichern Sammlung serbischer Volkslieder in drei Bänden

(1822 — 24) zu leiten. Von hier aus setzte er sich auch mit Goethe in Verbindung, und während dieser die frühere Zusendung bei seiner damaligen Beschäftigung mit der morgenländischen Dichtung unbeachtet gelassen hatte, gewann ihm Karadschitsch jetzt Theilnahme dafür ab und übersetzte ihm namentlich einige Lieder wörtlich, um ihn dadurch zu einem gründlichern eigenen Urtheil über deren Werth zu befähigen. Die Frucht dieser Bemühungen war die ziemlich wortgetreue Verdeutschung von „Der Tod des Kralewitsch Marko", welchen Volksgesang Goethe in dem Ende Juni 1824 versandten ersten Hefte des fünften Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" brachte und der freilich eigentlich nur eine Uebung und gegen den „Klaggesang der edlen Frauen des Asan Aga" ein Rückschritt war.

Schon 1818 hatte aber Grimm nicht nur neunzehn serbische Gedichte in Förster's „Sängerfahrt" erscheinen lassen, sondern auch dergleichen an Goethe gesandt, welcher in dem im Februar 1824 ausgegebenen dritten Hefte des vierten Bandes von „Kunst und Alterthum" eins davon: „Die Erbschaftstheilung", abdrucken ließ.

Um dieselbe Zeit unternahm es ferner ein durch längern Aufenthalt in Rußland mit den slawischen

Sprachen vertrautes junges Frauenzimmer, Therese Albertine Luise von Jakob in Halle, die von Karadschitsch gesammelten Volkslieder ins Deutsche zu übertragen. Goethe war schon in der Mitte des Jahres 1824 in dieses Vorhaben eingeweiht und schrieb einen Aufsatz, dessen Entwurf unter der Ueberschrift „Volkslieder der Serben" später ebenfalls in die Sämmtlichen Werke aufgenommen worden ist, der aber eigentlich nur Entwurf war und, nachdem Goethe ihn am 18. Jan. 1825 seinem Gesellschafter Eckermann mit begleitendem Lobe des Fräulein von Jakob vorgelesen hatte, in dem im April dieses Jahres ausgegebenen zweiten Hefte des fünften Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" in mehr ausgearbeiteter Gestalt unter der Aufschrift „Serbische Lieder" veröffentlicht wurde. Neben Bemerkungen über Volkslieder und ihre Beziehungen zu den Volkseigenthümlichkeiten überhaupt, sodann insbesondere über das Verhältniß der serbischen Lieder zur Geschichte Serbiens nach Jakob Grimm's Anleitung enthält er eine Musterung der verschiedenen Uebersetzungsweisen Grimm's, Johann Severin Vater's und der Luise von Jakob, sowie endlich einen Ueberblick der bis dahin von der letztern übersetzten, aber damals noch nicht in Druck erschienenen Lieder. In demselben Hefte ließ

Goethe noch „Die Aufmauerung Scutaris", übertragen von Grimm, und „Des Prinzen Mujo Krankheit", übertragen von Luise von Jakob, abdrucken. Den Aufsatz und die Gedichte empfahl er Zeltern ganz besonders, hinzufügend, er möge suchen in dieses Wesen hineinzubringen, wenn es ihn nicht gleich anmuthen sollte.

Als dann Fräulein von Jakob unter dem Pseudonym Talvj 1825 und 1826 ihre „Volkslieder der Serben" (2 Thle., Leipzig, F. A. Brockhaus) veröffentlichte, wurde auch der Großherzog Karl August ganz davon ergriffen, sprach seine warme Theilnahme dafür gegen Goethe aus und empfing hierauf von diesem im November 1826 das Exemplar, mit welchem die Verfasserin Goethen den ersten Theil des Werks zugeeignet hatte; um diese Zeit wurde auch das Erscheinen des zweiten Theils desselben im dritten Hefte des fünften Bandes „Ueber Kunst und Alterthum" angekündigt.

Inzwischen hatte sich aber auch Gerhard der serbischen Dichtung genähert. Bald nach Karadschitsch (der am 7. Febr. 1864 verstorben ist) kam Simeon Milutinowitsch nach Leipzig. Dieser war am 3. Oct. 1791 (alten Stils) zu Sarajewo in Bosnien geboren, Sohn eines Kaufmanns, erhielt einige gelehrte Bildung in Szegedin und auf dem Gymnasium zu Karlowitz, war erst Kaufmann, dann Geheimschreiber in

der serbischen Staatskanzlei, Schullehrer, Geheimschreiber des Bischofs, Räuber, Gärtner und Verschwörer, bald in Serbien an verschiedenen Orten, bald in Oesterreich, bald in der Walachei, bald in Bessarabien. Im letztern Lande lebte er von einer Unterstützung des Kaisers von Rußland und dichtete namentlich jene Reihe von epischen Gesängen, welche die serbischen Freiheitskämpfe in den Jahren 1804—15 zum Gegenstande haben und deren Druck er besorgte, als er 1825, um dort akademische Vorlesungen zu besuchen, sich nach Leipzig begab. Sie erschienen 1826 in vier Bänden unter dem Titel: „Serbianka Symeonom Milutinowitjem Sarajliom socinjena.“ Als ihn Fürst Milosch im Mai 1827 zu einer wichtigen Stellung nach Serbien zurückberief, besuchte er vor seiner Abreise noch Goethe in Weimar. Dann ging er jedoch nicht nach Serbien, sondern nach Montenegro. — Bei Milutinowitsch nahm Gerhard Unterricht im Serbischen, um die von Karadschitsch gesammelten Volkslieder übersetzen zu können, und schickte gegen Ende 1826, zugleich mit seinen Gedichten in zwei Bänden, einige Versuche an Goethe und zwar drei frei bearbeitete heitere Lieder („Die pfiffische Spinnerin“, „Was sein soll, schickt sich wohl“ und „Die lustigen Weiber“) und eine epische Dichtung („Die

Kerkerschlüssel“). Auf sie bezieht sich vielleicht eine Stelle im Briefe des Großherzogs an Goethe vom 18. Dec. 1826, jedenfalls aber Goethe's

Fünfter Brief an Gerhard.

Ew. Wohlgeboren

halten Sich mit Recht überzeugt, daß ich an den glücklichen Aeußerungen Ihrer schönen und frohen Talente immerfort vergnüglichen Antheil nehme, wie ich denn gern die Gelegenheit ergreife, Sie davon zu versichern und für die beiden Bände sowie für die letzte serbische Sendung meinen schönsten Dank abzustatten.

Für die kleinen Lieder bin verpflichtet und gedenke mit Ihrer Erlaubniß die vier, von Ihnen in singbare Reime gebracht, in Kunst und Alterthum VI, 1., woran gegenwärtig gedruckt wird, einzuführen. Auch würde des serbischen Gastes und seiner Serbianka gern erwähnen. Die in Ew. Wohlgeboren Schreiben enthaltene Skizze seines Lebens möchte für diesen Zweck hinreichend zu achten sein, wenn Sie solche nicht noch einigermaßen auszuführen gedenken. Sodann wäre ein kurzer Inhalt der Serbianka wünschenswerth, besonders auch in dem Sinne, daß man den Gebrauch erkennte, den der Dichter von der

griechischen Mythologie gemacht. Hierbei kommt alles auf die Art an, wie er verfahren; denn er hatte das Recht und das Glück, daß diese hohen alterthümlichen Gestalten ihm als nachbarlich verwandt an der Seite stehen und daher, als Nationalgottheiten ununterbrochen wirksam, gar leicht herbeizurufen sind.

Grüßen Sie den wackern Mann zum schönsten, und lassen mich bald das Nöthige hören, damit ich meinen Aufsatz über serbische Poesie abschließen und dem Druck überliefern kann.

In vorzüglichster Hochachtung

Weimar den 9. Januar 1827.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

Das bezeichnete Stück von „Kunst und Alterthum“ enthielt denn auch die drei dem Deutschen angeeigneten Lieder von Gerhard, sowie in dem Aufsatz „Das Neueste serbischer Literatur“ eine kurze Lebensnachricht von Milutinowitsch, welche nach Obigem Gerhard zum Verfasser hat, einen Bericht über des erstern „Serbianka“ und am Schluß eine Aufforderung an Grimm, Fräulein von Jakob und Gerhard, mit Uebersetzung serbischer Gedichte fortzufahren. Jenem Auf-

satz voraus geht aber auch noch ein anderer, „Serbische Gedichte“ überschrieben, welcher den zweiten Theil der Uebersetzungen der von Jakob bespricht und eine Sammlung von Uebersetzungen Gerhard's ankündigt. Die 1826 in Pesth herausgekommenen „Serbischen Hochzeitlieder“, übersetzt von Wesély, scheint Goethe nicht gekannt zu haben.

Schon am 25. Jan. 1827 hatte Goethe die oben näher bezeichneten vier Gedichte aus dem Serbischen dem Großherzog überschickt mit der Aeußerung, daß das größere sich wol neben die frühern Heldenlieder stellen dürfe, die kleinern aber eine geistreiche heitere Stimmung der Nation und etwas Ironisch-Uebersinnliches auch in ganz gemeinen Lebensgenüssen bemerken ließen. Am 29. desselben Monats hatte er dem Doctor Eckermann „Die Kerkerschlüssel“ vorgelegt und den Schluß dieser Dichtung, welche der Genannte abgerissen und unbefriedigend fand, vertheidigt, die obengedachten drei kleinern Lieder aber selbst sehr schön vorgelesen und die freie Bearbeitung gelobt, indem er zugleich über Gerhard's Begabung, Gewandtheit und Uebung in solchen dichterischen Leistungen sich aufs günstigste aussprach und es als einen Vortheil bezeichnete, daß derselbe einen Beruf habe, der ihn täglich aufs thätige Leben hinweise, und daß

er viele Reisen, namentlich in England gemacht und dabei seinen aufs Reale gerichteten Sinn gebildet habe.

Seinem Freunde Zelter schlug Goethe im März 1827 vor, serbische Lieder in Töne zu setzen. Bei Anmeldung des obenerwähnten ersten Hefts des sechsten Bandes von „Kunst und Alterthum" und Uebersendung der „Anzeige von Goethe's sämmtlichen Werken, vollständige Ausgabe letzter Hand" schrieb er aber aufmunternd im

Sechsten Brief an Gerhard.

Ew. Wohlgeboren

erhalten in Kurzem mit dem besten Dank für freundliche Mittheilung das neuste Stück „Kunst und Alterthum", wodurch ich unsere gemeinsame Bemühung um die serbische Literatur zu fördern suche. Mögen Sie beiliegende Ankündigungen auf schickliche Weise ins Publicum bringen, so wird wol dadurch ein allgemeiner guter Empfang vorbereitet.

Unter einigen Rubriken, die Sie gleich unterscheiden werden, habe ich nicht allein auf weitere Verbreitung des Serbischen gedrungen, sondern auch auf das Böhmische angespielt. Die große Leichtigkeit Ihrer

Fassungskraft, die Bequemlichkeit Ihres deutschen rhythmischen Vortrags, läßt mich wünschen, daß Sie den slavischen Sprachen überhaupt Ihre Thätigkeit schenken mögen. Sie haben Herrn Milutinowitsch bei sich und es fehlt Ihnen in einer so bedeutenden Handelsstadt gewiß nicht an jeder Bei- und Nachhülfe.

Versäumen Sie nicht auf der Messe nach der Monatsschrift zu fragen, welche die Gesellschaft des vaterländischen Museums in Prag herausgiebt. Zwei Hefte liegen vor mir. Ein Gedicht, „Horimir und sein Roß Samik", wird Sie in Verwunderung setzen; es ist eine höchst merkwürdige parallele Legende zu Marko Kralewitsch und seinem Scharaz. Zugleich empfehle die Königsgräzer Handschrift, herausgegeben von Wenzel Hanka, Prag 1819, gedruckt bei Hase, in Commission bei Kraus.

Wenn Sie meine Aeußerungen in „Kunst und Alterthum" gelesen haben, sagen Sie mir Ihre Gedanken; ich wünsche niemand lieber als Ihnen meine Neigung für und meine Verhältnisse in Böhmen zu vermachen. Haben Sie hierzu Lust und Absicht, so erfolgt mit Freuden das Weitere. Ich beziehe mich auf die dort angedeutete Recension des Herrn Grimm

und empfehle mich durch dieses Schreiben zu fortdauernden Wohlwollen

Weimar
d. 10. April 1827.

ergebenst
J. W. v. Goethe.

Später veröffentlichte Gerhard in Zeitschriften, wie im „Morgenblatt", einige seiner Uebertragungen serbischer Gedichte, welche der Großherzog Karl August mit großer Theilnahme las. Unter denselben befand sich auch die epische Dichtung: „Der großmüthige Gatte." Darin wird erzählt, wie ein großer serbischer Held, Banowitsch Strajnja, auszieht, seinen Schwiegervater und seine Schwäger zu besuchen, und von diesen auf das herrlichste aufgenommen und bewirthet wird. Plötzlich kommt aber die Nachricht, daß der Türkenkaiser seine Heimat verwüstet und der gewaltige türkische Held Wlach-Alia seine Gattin geraubt habe. Strajnja erbittet sich nun von seinem Schwiegervater die Hülfe seiner Schwäger, um dem Wlach-Alia die Gattin wieder abzujagen; allein jener schägt ihm die Bitte ab und meint, daß er die Gattin, wenn sie auch nur eine Nacht im Zelte des Türken zugebracht habe, nicht mehr lieben könne, weshalb Strajnja nicht weiter an sie denken möge.

Dieser geht nun allein und greift den Wlach-Alia an. Beide starke Helden kämpfen lange unentschieden; endlich ruft der Türke die Gattin seines Gegners zu seiner eigenen Unterstützung herbei und diese schlägt auch mit dem Stück eines im Kampfe zersprungenen Säbels auf Strajnja los; er wäre unterlegen, hätte er nicht seinen kräftigen Windhund bei sich gehabt, welchen er auf die Gattin hetzt und sich dadurch von dieser befreit. Nun verdoppelt er seine Kräfte und besiegt den Türken. Dann fängt er auch die geflüchtete Gattin ein und nimmt sie mit zu dem Schwiegervater und den Schwägern, welche die Tochter und Schwester wegen ihres schmählichen Verhaltens tödten wollen; indessen Strajnja weist sie zurecht, daß sie den Muth, der ihnen gefehlt, als es den Kampf mit Wlach-Alia galt, nun dem Weibe gegenüber beweisen wollen, und verzeiht nun seinerseits der treulosen Gattin.

Dem Großherzog von Weimar kam dieser Schluß unbegreiflich vor und er vermuthete, daß im Original das Gedicht mit Zerstückelung der Frau durch ihre neun Brüder ende, Gerhard aber einen deutsch-theatralischen Schluß an die Stelle habe treten lassen. Auf den hierüber am 16. April 1827 an Goethe geschriebenen Brief richtete dieser den

Siebenten Brief an Gerhard.

Ew. Wohlgeboren

übersende ein paar Blättchen, welche den neulich durch Sie eingeführten jungen Männern zugesagt und nun mit meinen besten Grüßen zu überreichen bitte.

Dann aber ersuche Sie um Beantwortung einer durch geselligen Widerstreit veranlaßten Frage: Unter den hiesigen Freunden finden sich einige, welche dem so hoch beleidigten Ehegatten dergleichen Nachsicht keineswegs zutrauen, vielmehr dem Charakter gemäßer halten wollen, wenn er die Dame durch ihre neun Brüder in so viel Stücke hätte hauen lassen; deshalb beschuldigt man den Uebersetzer solcher modernartigen Milderung.

Ich zwar bin geneigt ein so barokes Verfahren einer barbarischen Willkühr zuzutrauen, allein ich muß wünschen, daß Sie mir hierüber ein entschiedenes Wort vermelden, auch wol Nummer und Seite anzeigen, wo sich das Original in des guten Wuks Gedichten findet.

Der zunächst erwarteten „Wila" mich zum voraus erfreuend, mit den besten Wünschen

Weimar ergebenst

den 21. April 1827. J. W. v. Goethe.

Es ist zu verwundern, daß Goethe nicht aus der ganzen Anlage des Gedichts es geradezu für unmöglich erklärte, daß der Schluß ein anderer als der in Gerhard's genauer Uebersetzung befindliche sein könne; bei einiger Aufmerksamkeit stellt sich dies außer Zweifel. Gerhard's „Wila. Serbische Volkslieder und Heldenmärchen", übersetzt und bearbeitet aus Sammlungen von Katschitsch, Karadschitsch und Milutinowitsch, die erstern im 17. Jahrhundert gesammelt, die letztern noch ungedruckt, erschien gegen Ende dieses Jahres und war Goethen gewidmet; in einem Briefe vom 27. Febr. 1828 schreibt der Großherzog an Goethe: seine Seele schreie nach ihm, um seine Freude über das serbische Opus auszudrücken, das jener ihm vierzehn Tage vorher gesandt habe; er sauge fast täglich an dieser köstlichen Frucht, die mit einem zaubervollen Geschmacke gewürzt sei, und er wünsche, Gerharden in irgendeiner Weise seine Dankbarkeit zu erkennen zu geben.

Goethe besprach im zweiten Hefte des sechsten Bandes von „Kunst und Alterthum" in einem „Nationelle Dichtkunst" überschriebenen Aufsatz diese Sammlung Gerhard's, dem er dabei ein leicht auffassendes und glücklich wiedergebendes Talent zuschreibt, und dessen freie Bearbeitungen serbischer Lieder er namentlich

lobt. Dabei gedachte er neuerlicher Uebersetzungen des Fräulein von Jakob, welche jedoch bis heute noch nicht, oder doch nur vereinzelt in die Oeffentlichkeit gekommen sein dürften, und ließ sich endlich etwas näher über „Servian popular poetry, translated by John Bowring" aus. Auch über „La Guzla, poésies illyriques" erging er sich weitläufiger, wußte aber schon, daß dieselben keine echten serbischen Dichtungen, wofür sie noch Gerhard hielt, sondern nur Nachbildungen von Mérimé seien.

Indessen kam bald die Zeit, wo Goethe genug des Serbischen hatte; in einem am 3. Oct. 1828 mit Eckermann gehaltenen Gespräch äußerte er: man lese dergleichen und interessire sich wol eine Zeit lang dafür, aber blos, um es abzuthun und sodann hinter sich liegen zu lassen; der Mensch werde überhaupt genug durch seine Leidenschaften und Schicksale verdüstert, als daß er nöthig hätte, dies noch durch die Dunkelheiten einer barbarischen Vorzeit zu thun; er bedürfe der Klarheit und der Aufheiterung, und es thue noth sich zu solchen Kunst- und Literaturepochen zu wenden, in denen vorzügliche Menschen zu vollendeter Bildung gelangten, sodaß es ihnen selber wohl, und sie die Seligkeit ihrer Cultur wieder auf andere auszugießen im Stande waren.

Daß noch in den letzten Lebensjahren Goethe's versucht wurde, einen Besuch in Leipzig von ihm zu erwirken, erfahren wir aus dessen

Achtem Briefe an Gerhard.

Ew. Wohlgeboren

verbindliches Schreiben hätte nur allzugern persönlich erwiedert, leider verspätet sich mein Besuch und mancherlei Umstände machen ihn zweifelhafter. Der Monat Juni ist durch ein freilich sehr angenehmes und ehrenvolles Ereigniß genommen: auf Befehl Ihro Majestät des Königs von Bayern befindet sich dessen Hofmaler Herr Stieler gegenwärtig hier, um mein Portrait zu nehmen, wozu er schon den glücklichsten Anfang gemacht hat. Möge dieses Bild, wenn es durch Kupferstich oder Lithographie verbreitet wird, auch meinen leipziger Freunden eine geneigte Erinnerung geben.

Herrn Specks interessanter Katalog ist freilich in meinen Händen, es war mir nur aus den Gedanken gekommen, daß auch die Antiken, die ich immer im Auge habe, darin verzeichnet sind. Empfehlen Sie mich dem werthen Mann und Kunstfreund aufs beste, nicht weniger allen dortigen Gönnern und Freunden. Wie es die folgenden Monate mit mir werden kann,

ist noch ungewiß, indessen überzeugen Sie sich, daß Ihre freundliche Einladung mir stets vor Augen schwebend bleibt.

Hochachtungsvoll

Weimar den 8. Juni 1828.

Ew. Wohlgeb. ergebenster Diener J. W. v. Goethe.

Gottlob Heinrich Adolf Wagner.

Adolf Wagner war in Leipzig 1774 geboren und ging 1792 von der Thomasschule auf die Universität über, auf welcher er eigentlich Theologie zu studiren vorhatte, sich aber bald mehr der Alterthumskunde, Philosophie und Sprachkunde widmete. Noch 1798 begab er sich nach Jena, um Fichte zu hören, nach dessen Weggang er nach Leipzig zurückkehrte. Hier lebte er als Schriftsteller. Eigenes gab er als solcher seltner, wie: die „Lebensbeschreibungen von sechs Reformatoren“ (1800—1804); dann „Zwei Epochen der modernen Poesie dargestellt in Dante, Petrarca, Boccaccio, Goethe, Schiller, Wieland“; ferner „Theater und Publikum, eine Didaskalie“ (1826); endlich Schauspiele, namentlich im „Theater“ (1810) die

Lustspiele „Umweg", „Liebesnetze", „Ein Augenblick", „Hinterlist", ingleichen (1813) den „König Oedipus" nach Sophokles für die Aufführung bearbeitet. Seine hauptsächliche Thätigkeit bestand aber im Uebersetzen, meist aus den neuern Sprachen, aus dem Englischen, Französischen und Italienischen, dann auch aus dem Lateinischen und Griechischen. Ferner übersetzte er aus dem Deutschen ins Italienische, das er völlig beherrschte, „La Famiglia Svizzera" und „Ondina" vom Baron de la Motte-Fouqué. Er gab auch ältere Dichter heraus, so die „Alkestis" des Euripides (1800) und die vier Hauptdichtwerke Italiens (1826) unter dem Titel: „Il Parnasso Italiano ovvero i quattro Poeti celeberrimi Italiani. La divina commedia di Dante Alighieri; le rime di Francesco Petrarca; l'Orlando furioso di Lodovico Ariosto; la Gerusalemme liberata di Torquato Tasso." Dieses, nur einen Band umfassende Werk widmete Wagner „Al Principe de' Poeti, Goethe" mit einem längern italienischen Gedicht in Terzinen, worin ein Gespräch im Paradies mit den vier italienischen Dichtern geschildert wird, welche alle in Goethe einen Gleichen begrüßen, Alighieri wegen des „Faust", Tasso wegen des Schauspiels „Tasso",

Ariosto wegen des „Divan“ und Petrarca wegen der Lieder.

Auf die Uebersendung dieses Werks antwortete Goethe:

„Indem ich mich, mein Werthester, nach irgend einem Zeichen umsehe, womit ich besser, als mit Worten den freudigen Dank ausdrückte, welchen ich beim Anblick der herrlichen Gabe empfinde, die Sie mir verleihen wollen, fällt mir ein Gefäß in die Augen, welches mich zu mancherlei Gedanken veranlaßt. Ich habe mich dessen viele Jahre in Freude und Leid bedient und es erscheint mir als ein Zeuge der vielfachsten Ereignisse.

Bedienen Sie sich desselben gleichfalls und erfrischen mein Andenken beim Genusse des Getränks, das so wohl als die Poesie zu den schönsten Erzeugnissen gehört, durch welche des Menschen Geist und Witz die Natur zu überbieten trachtete.

Auch der köstliche Gehalt in würdiger Umgebung, den ich Ihrer und Herrn Fleischers Freundlichkeit verdanke, bleibt mir stets zur Seite; es ist eine vollständige Bibliothek, die wohl hinreichend wäre ein ganzes Leben zu beschäftigen und den vollständigen Menschen auszubilden, daher ich Ihnen Glück wünsche,

daß Ihre Thätigkeit bis in das Einzelne dieser geheimnißvollen Schätze sich zu versenken den Muth hatte.

Für jetzt und künftig Ihrem geneigten Andenken mich empfehlend

Weimar den 29. October 1827. ergebenst J. W. v. Goethe.

Das Gefäß, welches diesen Brief begleitete, war ein silberner Becher in Kelchform, am Fuße die Inschrift tragend:

HERRN DOCTOR ADOLF WAGNER
GOETHE. MDCCCXXVII.

Der im Brief genannte Verleger des „Parnasso Italiano" war Ernst Fleischer, der Sohn des Buchhändlers Gerhard Fleischer, welcher letztere ebenso wie Johann Benjamin Georg Fleischer ein Sohn des frankfurter Johann Georg Fleischer war. Ernst Fleischer hatte 1822 eine von dem Geschäft seines Vaters, mit dem er auf schlechtem Fuße stand, getrennte Buchhandlung gegründet, kaufte aber zu Beseitigung der bestehenden Zerwürfnisse 1828 die väterliche hinzu. Er starb am 18. Juni 1832 unverheirathet im Alter von 33 Jahren. Auch mit Wagner war er in Streit gerathen,

weshalb der zweite Theil des „Parnasso Italiano", obwol fertig gedruckt, erst nach seinem Tode ausgegeben wurde.

Adolf Wagner verlebte seine letzten Tage beim Grafen Hohenthal in Großstädteln und starb dort am 1. Aug. 1835.

Nachwort.

Goethe's Leben ist ein so reichhaltiges, seine Beziehungen erstrecken sich nach so unendlichen Richtungen, daß die hier geschlossene Schrift nicht nur manche noch unaufgedeckte Verhältnisse des Dichters zu Leipzig, sondern vielleicht auch solche übergangen haben mag, welche in dem weiten Bereiche der Goethe-Literatur schon berührt worden sind, während wieder manche hier nur angedeutet werden konnten, über die Genaueres zu ermitteln doch wol noch möglich ist. Um zu Aufklärung solcher nur erst oberflächlich bekannter, ja mitunter nur vermutheter Verhältnisse die Spur zu weisen, ist in der vorliegenden Schrift aufgenommen worden, was sich irgend darüber sagen ließ; es ist das Gesagte stellenweise fast ohne allen Werth und findet seine

Rechtfertigung eben nur darin, daß es ein bloßer Fingerzeig für weitere Forschung sein soll, abgesehen davon, daß jede Nachricht von Goethe immer auch ein Strich sein wird, welcher beiträgt, dem großartigen Lebensbild die letzte Vollendung zu geben.

Wenn es aber andern noch gelingt, solche im vollen oder halben Dunkel verharrende Beziehungen Goethe's zu Leipzig ans Licht zu ziehen, so wird es der Verfasser des vorliegenden Buchs ebenso mit wärmstem Danke erkennen, wenn ihm Kenntniß davon gegeben, wie wenn er auf von ihm Unbeachtetes oder auf Irrthümer unmittelbar hingewiesen wird; denn werden dergleichen Nachträge, Ergänzungen und Berichtigungen nur einzeln in Zeitschriften veröffentlicht, so entziehen sie sich leicht der gebührenden Beachtung. Leider gebricht es der Goethe-Literatur noch an einem eigenen Blatte, in welchem alles Dahingehörige besprochen würde, und deshalb wünscht der Verfasser dieses Buchs einstweilen als der Sammler für die leipziger Richtungen von Goethe's Leben angesehen und in den Stand gesetzt zu werden, das in seinem Buche lückenhaft Gebliebene einmal geeigneten Orts vollständig zu ergänzen.

Werfen wir zum Schluß einen Blick auf das

Buch zurück, so finden wir, daß Goethe von dem Augenblicke an, in welchem er Leipzig zuerst betrat, um hier in den drei bedeutendsten Jahren seiner Jugendbildung das Gepräge fürs Leben zu empfangen, in ununterbrochener Verbindung mit Freunden, mit dem Kunstleben, mit der wissenschaftlichen Thätigkeit dieser Stadt blieb, in ihr Nahrung sog für seine größten Dichtungen, und so mit den stärksten Fasern seines Wesens über sechs und ein halbes Jahrzehnt an sie geknüpft war. Deshalb können nach den Bürgern der bevorzugtern Städte Frankfurt, Weimar und Jena noch die Leipziger sagen:

Er war auch unser!

Zusätze.

Zu I, 55 fg. Gottscheden wurde seine am 1. Aug. 1765 vollzogene zweite Verheirathung mit Ernestine Susanne Katharine, geborenen Neueneß sehr verübelt und ihm dies sogar in den zu Ehren der Vermählung erschienenen Schriften unverhohlen zu erkennen gegeben. Sie war die Tochter eines sachsen-gothaischen Oberstlieutenants, weshalb sie Goethe in einem Brief an Riese als „Jungfer Oberstleutnantin“ bezeichnet.

Zu I, 209. Demoiselle Gottsched war eine der beiden Nichten, welche Gottsched bei sich erzog.

Zu II, 224. Im Verdruß über das feindselige Treiben in der „Zeitung für die elegante Welt“ schlug Goethe vor, den Buben, der die Greife zügelt, umzukehren und dem Leser das Gesäß zeigen zu lassen.

Nachweis

über die bekannten Dichtungen Goethe's während seines Aufenthalts in Leipzig, nach der Zeitfolge geordnet.

(Die mit einem * bezeichneten Dichtungen sind die noch erhaltenen.)

Bezeichnung der Dichtung.	Zeit der Dichtung.	Seite im I. Theil.
Belsazar, Trauerspiel in fünffüßigen Jamben.	Sept. und Oct. 1765.	118.
* Mit Versen untermischter erster Brief an Riese.	21. Oct. 1765.	10.
So wie ein Vogel.		
* Mit Versen untermischter zweiter Brief an Riese.	30. Oct. 1765.	118.
Die Versart, die dem Mädchen wohlgefiel.		
Gottsched, ein Mann so groß.		57 fg.
Zu was will er ein Mädchen.	6. Nov. 1765.	13 fg.
Romane in Briefen (für Gellert's Prakticum) darunter:	Nov. 1765 bis März 1766.	62 fg.
* Arianne und Wetty.		
Festgedicht auf Johann Jost Textor's Vermählung mit Maria Margaretha Moller.	Anfang Februar 1766.	75 fg.

Bezeichnung der Dichtung.	Zeit der Dichtung.	Seite im I. Theil.
* Mit Versen untermischter dritter Brief an Riese.	28. April 1766.	
Es ist mein einziges Vergnügen.		217 fg.
Er sucht die Ursach zu ergründen.		218.
Ganz andre Wünsche steigen jetzt.		69 fg.
Deutsche, Französische, Englische und Italienische Gedichte, deren Stoff aus den Unterhaltungen mit Johann Georg Schlosser genommen war.	Frühjahr 1766.	71.
* Französische poetische Epistel an Trapp.	2. Juni 1766.	263 fg.
* Parodistisches Gedicht an den Kuchenbäcker Händel.	7. Oct. 1766 oder kurz nach diesem Tage.	82 bis 84. 146 fg.
Gedicht an Corona Schröter.	Winter 1766/7?	161.
Satirischer Prolog zum „Medon" von Clodius.	Anfang (?) 1767.	145.
* Uebersetzung des ersten Auftritts von Corneille's „Le Menteur" in Alexandrinern.	?	119 fg.
Gedichte über in Kupferstiche dargestellte Personen.	1767?	104.
Lieder, in Kupferstichen dargestellten Personen angedichtet.	1767?	104.
Idylle vom weinenden Baum.	Frühjahr 1767.	89. 282 fg.
Gedicht an Karoline Schulze.	Frühjahr 1767?	133.
* Stammbuchvers für Klose.	12. Mai 1767.	222. 276 fg.
* Erste Ode an Behrisch, in freiem Versmaß.	1767.	106. 239 bis 241.

Bezeichnung der Dichtung.	Zeit der Dichtung.	Seite im I. Theil.
* Zweite Ode an Behrisch in freiem Versmaß.	1767.	106. 241 fg.
* Dritte Ode an Behrisch in freiem Versmaß.	1767.	106. 242 fg.
Hymne an Flora.	1767 ?	106. 244.
An Zachariä.	1767.	106. 113 fg.
* Die Laune des Verliebten; Schäferspiel in Alexandrinern.	Ende 1767 oder Anfang 1768.	104. 120. 283 bis 285.
* Die Mitschuldigen; Lustspiel in Alexandrinern.	1768 ?	102. 120 fg.
* Neujahrslied.	Ende 1767 ?	102 fg. 106. 154.
* Den Männern zu zeigen.	1768 ? (In der Ausgabe letzter Hand den leipziger Liedern zugetheilt.)	46.
* Judenpredigt.		259 fg.
* Amors Grab.	Frühjahr 1768.	93. 106. 154.
* Wunsch eines jungen Mädchens.	Frühjahr 1768.	93. 106. 154.
* Unbeständigkeit.	Frühjahr 1768.	89. 92. 106. 154.
* Die Nacht.	Frühjahr 1768.	106. 154. 279.
* Der Schmetterling.	Frühjahr 1768.	89 fg. 92. 106. 154.
* Das Schreien.	Frühjahr 1768.	96. 106. 154.
* Liebe und Tugend.	Frühjahr 1768.	92 fg. 106. 154.
* Das Glück. An Annetten.	Frühjahr 1768.	106. 154. 286. fg.
* Die Freuden.	Frühjahr 1768.	90 fg. 100. 106. 154.
* An Venus.	Frühjahr 1768.	106. 277 fg.
* Der wahre Genuß.	Frühjahr 1768.	106. 154. 279 bis 281.
* Hochzeitlied.	Frühjahr 1768.	97. 106. 154.

Bezeichnung der Dichtung.	Zeit der Dichtung.	Seite im I. Theil.
* Kinderverstand.	Frühjahr 1768.	98 fg. 106. 154.
* An die Unschuld.	Frühjahr 1768.	100. 106. 154.
* Der Misanthrop.	Frühjahr 1768.	106. 154. 286.
* Die Reliquie.	Frühjahr 1768.	106. 154. 278.
* Die Liebe wider Willen.	Frühjahr 1768.	106. 154. 286.
* Das Glück der Liebe.	Frühjahr 1768.	106. 287 fg.
* An den Mond.	Frühjahr 1768.	97 fg. 106. 154.
* Zueignung.	Juli 1768 ?	106. 154. 301 fg.
Entwürfe zu Bühnenstücken, worunter die Farce „Lustspiel in Leipzig".		151.

Nachweis

über spätere, auf Leipzig zurückbezügliche Dichtungen Goethe's.

Name der Dichtung.	Seite im I. Theil.
Götz von Berlichingen	119. 125. 143.
Helena	136—138.
Erwin und Elmire	140 fg.
Wilhelm Meister's Lehrjahre	144.
Prolog zu den neuesten Offenbarungen Gottes, verdeutscht von Dr. Bahrdt	149.
Faust. Erster Theil	149—151.
An Mademoiselle Oeser	254—258.
Leiden des jungen Werther	261.

Nachweis
der an Bewohner Leipzigs anknüpfenden Dichtungen und Aufsätze Goethe's.

Nachweis

der Briefe Goethe's an Leipziger.

(J vor der Seitenzahl weist auf „Goethe's Briefe an leipziger Freunde, herausgegeben von O. Jahn", die vorgesetzte II auf gegenwärtiges Buch; ein * bezeichnet die hier zuerst abgedruckten Briefe.)

Nachweis

der Widmungsblätter Goethe's an Leipziger.

Nachweis

über die von Goethe gekannten Zeitgenossen in und aus Leipzig.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.